HISTORISCHE NACHRICHTEN UND POLITISCHE BETRACHTUNGEN ÜBER DIE...

Christoph Girtanner, ...



Historische Nachrichten

und

politische Betrachtungen

über die

französische Revolution

von

Christoph Girtanner

der Arzneiwissenschaft und Wundarzneikunst Doktor; der Königl. medicinischen Societäten zu Edinburgh und London, so wie auch der litterar. und philos. Societät zu Manchester Ehrenmitgliede; der Königl. Societät der Wissenschaften zu Edinburgh Ordentlichem Mitgliedes u. s. w.

Erster Band.

Sara poi di sì gran moti il fine,
Non fabriccha di regno, ma ruine.

T. TASSO.

Berlin 1791
bei Johann Friedrich Unger.

Seinem Landsmanne

dem Herren

Johannes Müller,

Churfürstl. Maynz. Geheimen Konferenzrathe, verschiedener Akademien und gelehrter Gesellschaften Mitgliede, u. s. w.

Ihm

als dem Schweizerischen Tacitus

widmet

diesen Band,

als einen Beweis der größten Hochachtung und Verehrung,

der Verfasser.

Vorrede.

Die Revolution in Frankreich, und die, eben so schnelle als unerwartete, Umwerfung der französischen Staatsverfassung, deren Bau so fest zu seyn schien, hat auch in Deutschland allgemein die Aufmerksamkeit rege gemacht. Menschen aus allen Ständen nehmen Antheil daran, horchen begierig auf jede Nachricht, die aus jenem Lande zu uns herüber kommt, und erwarten mit Sehnsucht das Ende dieser großen Begebenheit. Jeder spricht

davon;

davon; Jeder urtheilt darüber; Jeder prophezeiht für die Zukunft. Aber wie verschieden sind nicht diese Urtheile und diese Prophezeihungen! Und wie könnte es auch anders seyn? Die Urtheile eines jeden Menschen stehen allemal in einem zusammengesetzten Verhältnisse, aus der Kenntniß, die er von der Sache, über welche er urtheilt, besitzt; und aus dem Gesichtspunkte, von welchem er diese Sache betrachtet. Nun aber ist, bei vielen unter uns, die Kenntniß dessen, was in Frankreich vorgefallen ist, höchst unvollkommen, und der Gesichtspunkt einseitig: wie wäre es da möglich, daß das gefällte Urtheil richtig seyn sollte? Außer den vortreflichen **politischen Betrachtungen** des Herrn **Brandes;** den philosophischen **Rezensionen** des Herrn **Rehberg,** in der **allgemeinen Litteratur-Zeitung;** den Aufsätzen **über Neckers Finanzverwaltung** in der **Berliner Monatschrift;** einigen andern Aufsätzen, in eben dieser Monatschrift, und im **Neuen deutschen Museum;** einigen beiläufigen

gen Bemerkungen des Herrn **Spittler**, im **Göttingischen historischen Magazine**; und einigen interessanten Nachrichten, welche man in Herrn **Schlözers Staatsanzeigen** findet, ist nur sehr wenig in Deutschland über die französische Revolution geschrieben worden, das der Mühe werth wäre, gelesen zu werden. Ja es giebt sogar ein Journal, in welchem alle Thatsachen geflissentlich verstellt und falsch erzählt werden; ich meine das **politische Journal**. Die Schuld liegt wahrscheinlich nicht an dem Herrn Herausgeber, sondern an seinen Korrespondenten, welche sich ein Vergnügen daraus zu machen scheinen, ihm, von allem was in Frankreich vorgeht, **gerade das Gegentheil** zu berichten, und ihm auch die vortreflichsten Neuerungen im gehässigsten Lichte zu zeigen. Diese und ähnliche Betrachtungen haben bei mir den Wunsch veranlaßt, die historischen Nachrichten, welche ich in Frankreich selbst gesammelt habe, und das Resultat einer unpartheiischen und kaltblütigen Beobachtung dem Deutschen Pu-

bli-

blikum vorzulegen: und ich thue es, in der Ueberzeugung, daß die Nachrichten, welche ich hier mittheile, authentisch, neu, wahr, interessant und des Aufbewahrens würdig sind; gesetzt auch, daß die politischen Betrachtungen, zu welchen sie mir Veranlassung gaben, weniger Werth haben sollten.

Ich schreibe zwar über die Zeitangelegenheiten, aber meine Absicht würde ich sehr verfehlen, wenn ich bloß eine Zeitschrift geschrieben hätte. Vielmehr habe ich den edlen Wunsch, auch noch von der Nachwelt gelesen zu werden; den Wunsch, daß noch ungeborne Generationen meinem Buche Vergnügen und Unterricht zu verdanken haben möchten. Um diesen großen Zweck zu erreichen, habe ich der gegenwärtigen Schrift alle Vollkommenheiten zu geben gesucht, welche dieselbe in meinen Händen erhalten konnte; ich habe sie mit der größten Anstrengung aller Seelenkräfte geschrieben, deren ich fähig war. Wenn sie, dessen ungeachtet, mit der Menge der übrigen Zeitschriften, bald in Vergessenheit gerathen sollte: so würde ich mich

mit

mit den Gedanken trösten, daß davon die Schuld nicht an mir liege; nicht an meiner eigenen Nachlässigkeit; nicht an Fehlern, die ich würde haben vermeiden können, sondern an der Natur selbst, welche mir, als sie mich bildete, die Fähigkeit, etwas Besseres und Vollkommneres zu liefern, versagt hat.

Der Gedanke, daß ich für die Nachwelt schreibe, hat in mir die allerreinste und lauterste Liebe zur Wahrheit erweckt, und dieselbe tief in meine Seele eingeprägt. Die Nachwelt wird vieles wissen, vieles erfahren, was uns jetzo noch unbekannt ist; sie wird daher, weit besser als wir, im Stande seyn, die Glaubwürdigkeit des Geschichtschreibers, des Zeitgenossen, zu beurtheilen, und ihr Urtheil wird strenge seyn. Wegen dieses Gedankens, welcher mir immer gegenwärtig geblieben ist, habe ich alles weggelassen, was mir noch nicht genug bewiesen, oder noch zweifelhaft zu seyn schien, um nur Dasjenige zu erzählen, was ich, nach der strengsten Prüfung, für wahr,

und

und für wirklich geschehen halte. Unfreiwillige Irrthümer werde ich, wenn sie mir bekannt werden, künftig verbessern, und überhaupt jede Belehrung mit Dank annehmen.

Die Fortsetzung dieses Werkes ist schon unter der Presse, und wird in kurzer Zeit erscheinen.

Göttingen, am 21. Februar 1791.

Christoph Girtanner.

Inhalt.

I. Erster Abschnitt.

Zustand von Frankreich vor der Revolution.

II. Zweiter Abschnitt.

Entfernte Ursachen, welche die Revolution allmälig vorbereiteten.

IV. Vier-

IV. Vierter Abschnitt.

Geschichte der Französischen Revolution.

Erster Abschnitt.

Zustand von Frankreich vor der Revolution.

Uebertreibung der Schriftsteller; des Herrn Schulz, Herrn Campe. Preßfreiheit. Staatsgefängnisse. Intendanten der Provinzen. Abgaben. Anwendung der königl. Gelder. Minister. Adel. Ob dem Adel erlaubt seyn sollte, Handlung zu treiben? Staatsrecht von Frankreich. Zustand des Handels. Marseille. Bordeaux. Westindische Colonien. Charakter der Creolen; der Creolinnen. Corsika. Nationalcharakter der Frankreicher. Zustand der Wissenschaften; der Künste. Theologie. Arzneiwissenschaft. Philosophie. Intoleranz der Philosophen, die keinen Gott glauben. Zustand der Gelehrsamkeit. Mechanische Künste. Manufakturen. Schifffahrt. Ackerbau. Sitten in Frankreich. Weiber. Leichtgläubigkeit. Eiserne Maske. Phisiokraten.

Muojono le Città, muojono i regni;
Copre i fasti e le pompe arena ed erba.

T. TASSO.

Um den gegenwärtigen Zustand Frankreichs richtig zu beurtheilen; um von der vor kurzem geschehenen Staatsumwerfung, und ihren Ursachen und Folgen deut-

deutliche Begriffe zu erhalten, muß man nothwendig den vorigen Zustand dieses Reiches genau gekannt haben. Der vormalige Zustand Frankreichs ist aber für jemand, der sich nicht selbst, vor der Revolution, einige Zeit in diesem Reiche aufgehalten hat, nicht so leicht zu kennen, als man glauben sollte. Wollte man sich ein Bild dieses Zustandes nach den Deklamationen der gegenwärtigen Pariser Schreier, oder aus den Schriften, welche seit der Revolution von demokratischen Schriftstellern geschrieben worden sind, entwerfen: so würde dasselbe nicht sehr ähnlich werden. Diese Schriftsteller übertreiben alles. Was ihre fruchtbare Einbildungskraft ihnen als möglich darstellt, erzählen sie als wirklich geschehen. Immer gehen sie auf Stelzen, und schreien so anhaltend und so laut über den Despotismus, unter welchem vormals ihre Nation seufzte, daß zuletzt sogar die gesunde Vernunft und die kaltblütige Ueberlegung ihrer philosophischen Zuhörer durch den Lärm dahin gerissen wird, und in das allgemeine Geschrei mit einstimmt. Ein auffallendes Beispiel dieser Art geben uns die Schriften zweier unserer berühmten Landsleute. Herr Schulz hat, mit Dichterfeuer und in der ihm eigenen, schönen und kräftigen Sprache, die Geschichte der Einnahme der Bastille und die scheuslichen Auftritte der folgenden Tage beschrieben. Seine Erzählung ist größtentheils richtig, und in so ferne hat sie großes Verdienst; aber der Gesichtspunkt, aus welchem er die französische Staatsumwerfung betrachtet, ist (ich muß es sagen) nicht der richtigste. Er glaubt, die Minister haben planmäßig das Volk zu unterdrücken gesucht. Man höre ihn selbst:

„Die

„Die despotischen Minister konnten nicht eher ru=
„hig seyn, als bis sie ihre Macht zur despotischen Will=
„kühr erhoben. Dies konnten sie nicht eher, als bis
„sie die Freiheit bis auf das leiseste Gefühl derselben
„verdrungen; und dies konnten sie nicht eher, als bis
„sie ihre Schlachtopfer, durch Verzweiflung an sich
„selbst, zu schmeichelnden Sklaven, durch eröffnete
„Kanäle zur Ueppigkeit und zum Luxus zu marklosen
„Wüstlingen, durch ewig angeregtes Streben nach
„Selbsterhaltung zu Egoisten, durch aufgethürmte
„Schwierigkeiten gegen Verbesserung des Ganzen zu
„sorglosen, singenden und hüpfenden Automaten, und
„durch die Nothwendigkeit, mit dem Strome zu
„schwimmen, zu Wesen ohne Liebe, ohne Freund=
„schaft, ohne moralische Grundsätze umgeschaffen hat=
„ten. Nichts war übrig geblieben, als Minister, Spi=
„one, Schliesser und Sklaven.„

Wäre die vorstehende Schilderung des vormaligen Zustandes von Frankreich eben so wahr, als sie gut ge=malt ist: so würde sie unter die vortreflichsten Stellen in unserer Sprache zu rechnen seyn. Zeichnung und Colorit des schönen Gemäldes verrathen die Meister=hand; aber bei näherer Betrachtung bedauert man, daß es keine treue Darstellung der Natur ist. Es ist zwar ein Raphael: aber nicht eine Madonna mit dem Christuskinde, sondern eine Groteske; Löwen, die auf Rosengebüschen sitzen, und Elephanten, die sich auf Strohhalmen wiegen. Unmöglich konnten die Minister einen solchen raisonnirten Plan haben, das Volk zu unterdrücken und auszusaugen. Auf diese Weise hät=ten sie ja gegen ihr eigenes Interesse gehandelt; das darin bestand, so viel Geld als möglich von dem Volke

durch gehäufte Auflagen zu erpressen. Um aber Geld von dem Volke zu ziehen, muß es welches haben. Das Interesse des Hofes und der Minister bestand folglich darin, dem Handel und den Manufakturen aufzuhelfen, Industrie zu begünstigen, neue Erwerbmittel für die niedrigen Klassen auszufinden; mit einem Worte, das Volk reich zu machen, um seinen Reichthum mit ihm theilen zu können. Zudem waren unter den Ministern sehr viele, denen man einen solchen Plan gewiß nicht zuschreiben wird. Colbert, Turgot, Malesherbes, Necker arbeiteten gewiß nicht darnach; es konnte dem zufolge nicht ein festgesetzter Plan der Regierung seyn, die auch überhaupt zu klug war, und ihr eigenes Interesse zu gut einsah, als daß sie nach so unsinnigen Grundsätzen hätte handeln sollen. Ich hoffe, Herr Schulz, den ich als Schriftsteller sehr hoch schätze, und dessen Romane ich mit großem Vergnügen gelesen habe, werde diese Bemerkung, welche Wahrheitsliebe und nicht Streitsucht mir abdrang, gerne verzeihen.

Denselben Fehler der Uebertreibung und eines allzugroßen Enthusiasmus glaube ich, auch in der Schrift des Herrn Campe zu bemerken. Man findet darin nicht mehr das gesunde Raisonnement, welches man sonst in Herrn Campes Schriften zu finden gewohnt ist; man erkennt gar nicht mehr den kaltblütigen Philosophen. Nach Herrn Campes Versicherung macht die französische Revolution nicht nur der Nation, bei welcher sie vorging, sondern sogar der Menschheit Ehre. Die Art, wie dieselbe bewirkt wurde, die angewandten Mittel, den Gebrauch, welchen die Nation von der neu erworbenen Freiheit machte; alles findet er des größten Lobes werth, und die schaudervollen Grausam-

keiten

keiten, welche dabei vorfielen, entschuldigt er entweder, oder läugnet sie ganz. Nur drei Wochen hielt sich Herr Campe in Paris auf; und diese kurze Zeit war ihm hinlänglich, um eine Revolution, die seit so langer Zeit vorbereitet worden war; die durch eine Menge in einander greifender und durch einander verflochtener Umstände zustande gebracht worden war, zu beschreiben und zu beurtheilen. Er läßt sich von dem Enthusiasmus des immer von einem Extrem zu dem andern überspringenden französischen Volkes hinreissen, und giebt uns eine Lobrede auf die Revolution, statt einer philosophischen Geschichte derselben. Wer könnte wohl seine Schrift aus der Hand legen, ohne folgende vortrefliche Stelle eines berühmten Schriftstellers auf ihn anzuwenden: „In drei Wochen alle Gesellschaften „einer großen Stadt zu beobachten, den Gehalt dessen, „was darin gesprochen wird, zu bestimmen, das Wahre „von dem Falschen, das Wirkliche von dem Anscheinenden, und das, was man spricht, von dem, was „man denkt, genau zu unterscheiden; dies beschuldigt „man die Frankreicher, zuweilen in andern Ländern „thun zu wollen: aber ein Fremder sollte es nicht bei „ihnen thun; denn sie verdienen wohl gesezt studirt zu „werden.„ a)

Mir

a) Observer en trois semaines toutes les sociétés d'une grande ville; assigner le caractére des propos qu'on y tient; y distinguer exactement le vrai du faux; le réel de l'apparent; & ce qu'on y dit de ce qu'on y pense: voilà ce qu'on accuse les François de faire quelquefois chez les autres peuples, mais ce qu'un étranger ne doit point faire chez eux, car ils valent bien la peine d'être étudiés posément. *J. J. Rousseau* nouv. Héloise.

Mir scheinen die Schilderungen des vormaligen Zustandes von Frankreich sehr übertrieben zu seyn. Ich habe Frankreich vor der Revolution gesehen. Ich habe mich nicht nur lange in Paris, sondern auch in den Provinzen und ihren Hauptstädten einige Zeit aufgehalten, und bin dadurch mit dem vorigen Zustande dieses Reiches genau bekannt geworden. Von dem Drucke, unter welchem das Volk lebte; von den Ungerechtigkeiten, welche die Intendanten der Provinzen, die Militairpersonen und die Civil- und Criminaljustiz ausübten; von dem auf den höchsten Grad gestiegenen Verfall der Sitten und der Religion; von der Verachtung, mit welcher die Großen auf alle nützliche Beschäftigungen herab sahen, bin ich selbst Augenzeuge gewesen. Ich habe aber auch gesehen, daß Sanftheit der Sitten die Strenge der Gesetze milderte; daß offenbare Ungerechtigkeiten nicht ungestraft begangen werden konnten; daß das so sehr gedrückte Volk das fröhlichste in Europa war; daß man verbotene, und durch den Henker verbrannte Bücher in Jedermanns Händen fand; daß Minister, welche der Nation verhaßt waren, nicht lange regieren durften; daß, mit einem Worte, die Ausübung der Gesetze mit den Gesetzen selbst in beständigem Widerspruche war. Unter der jetzigen Regierung besonders suchte man dem Volke die Last, welche es drückte, so viel als möglich zu erleichtern. Die Frohndienste der Bauern wurden aufgehoben; Verhaftbriefe wurden seltener gebraucht; Handlung und Manufakturen wurden begünstigt; Gelehrte von Verdienst wurden belohnt; ungerechte Richter wurden abgesetzt und bestraft; und langsam, aber doch merklich, nahm die Macht des Königs täglich ab,

die

die Macht des Volkes hingegen täglich zu. Handlung und Manufakturen waren im Flor; Künste und Wissenschaften wurden geschätzt; die Fröhlichkeit, die Munterkeit, der Witz der Frankreicher waren in ganz Europa zum Sprichwort geworden. Alles dieses sind doch wohl Beweise, daß das Joch, welches die Nation trug, nicht so schwer war, als man uns gern zu glauben überreden möchte. Ein Volk, das unter der eisernen Ruthe eines Tyrannen lebt, die Fesseln eines morgenländischen Despotismus trägt, und bis aufs Blut ausgesaugt wird, mag immerhin leichtsinnig und flüchtig seyn: es wird sich dennoch nicht so sehr verstellen können, daß es lache und scherze, während es heimlich über erlittene Ungerechtigkeiten seufzt. Despotischer Druck macht stille und ernsthaft. Wer hart gedrückt ist, wem der Gram am Herzen nagt, der lacht nicht und scherzt nicht. Blumen munterer Freude keimen und gedeihen nicht auf den Gefilden, die ein Tyrann beherrscht!

Sehr übertrieben sind die Klagen über die vormalige Einschränkung der Preßfreiheit in Frankreich. Alle guten Schriften, sagt man, wurden verboten oder verbrannt; die Censur saß mit dummer Miene auf einem aus Heiligenlegenden, aus päbstlichen Bullen und aus Conciliumsschlüssen gebauten Throne; Aberglauben, Unwissenheit und Fanatismus standen ihr zur Seiten; vor ihr lagen gedruckte und ungedruckte Arbeiten der französischen Schriftsteller: sie berührte mit ihrem eisernen Scepter, so wie der Arzt des Sancho Pansa mit seinem Stäbgen, was sie zur Seelennahrung für ungesund hielt, und was sie berührte, wurde durch den Henker verbrannt. So ungefähr stellt man uns

jetzt

jetzt den vormaligen Zustand der französischen Litteratur vor. Aber wie vieles ist nicht hierin übertrieben? Lebte nicht **Voltaire**, welcher die herrschende Religion angriff und lächerlich machte, in Frankreich? Starb er nicht in Paris? War er nicht in den letzten Tagen seines Lebens der Abgott des Pariser Publikums, das immer einen Gözen haben muß? Lebten nicht **Rousseau**, **Raynal**, **Helvetius**, deren Schriften durch den Henker verbrannt worden waren, in Paris? Wurden nicht eben diese verbrannten Schriften öffentlich verkauft und allgemein gelesen? Hat man nicht seit einigen Jahren eine neue Ausgabe der Encyclopädie in Paris selbst gedruckt und öffentlich verkauft? Wurde nicht ganz Europa von Paris aus mit den zügellosesten, unzüchtigsten Büchern und den schändlichsten Kupferstichen überschwemmt? War den Schriftstellern Frankreichs irgend ein Gegenstand zu heilig, um nicht darüber zu spotten; irgend ein Laster zu schändlich, um es nicht mit den gefälligsten Farben zu schildern? und, um mit Einem Worte Alles zu sagen, wurde nicht der Verfasser des schändlichen Pasquills auf den Berliner Hof in der Provinz zum Abgesandten an die Reichsstände gewählt, zu eben der Zeit, da sein Buch in Paris verbrannt wurde? Das Verbrennen der Bücher war weiter nichts als eine lächerliche Ceremonie, die gar keinen Eindruck machte; eine Ceremonie, welche die Schriftsteller selbst durch Cabalen zu erhalten suchten, weil sie dann sicher waren, durch den Verkauf ihres Buches reich zu werden. Das verbrannte Buch lebte, wie ein Phönix, aus seiner Asche neu und verjüngt wieder auf, und wurde nun nicht mehr gelesen, sondern verschlungen; nicht mehr einmal, sondern zehnmal

ge-

gedruckt. Die Preßfreiheit war in Frankreich nicht unterdrückt, aber die Polizei wachte darüber. Sie gab zu, daß Schriften, welche von philosophischen, politischen oder religiösen Gegenständen handelten, öffentlich verkauft wurden; sie mochten auch noch so frei geschrieben seyn: aber sie litt nicht, daß die Preßfreiheit in Zügellosikeit ausartete: daß namenlose Schriftsteller Pasquille über noch lebende Personen schrieben, und dem ehrlichen Manne, der seinen Weg ruhig fortging, meuchelmörderischer Weise den Dolch in den Rücken stießen. Dies litt sie nicht; darüber hielt sie strenge; das thut sie aber auch in England, wo die Preßfreiheit unumschränkt ist, und dies muß sie in jedem Staat thun, wo eine wohl eingerichtete Regierungsform für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen sorgt. Es ist selbst das Interesse der Schriftsteller, darüber zu wachen, daß sich in ihre ehrenvolle Zunft keine Miethlinge und Tagelöhner einschleichen, welche dem Ansehen der Zunft durch ihren Beitritt schaden. Es ist selbst das Interesse der Schriftsteller, darüber zu wachen, daß das edle Vorrecht, mit Tausenden auf einmal zu sprechen, nicht von Bösewichtern gemißbraucht werde, die sich wegen wahrer oder eingebildeter Beleidigungen durch Pasquille zu rächen suchen.

Eben so frei, als man in Frankreich vormals über alle Gegenstände schreiben durfte, eben so frei konnte man auch über alles sprechen. Ueber religiöse und politische Gegenstände, von den Ministern, von dem Hofe, ja sogar über den König und die Königin wurde mit unumschränkter Freiheit gesprochen. In den Caffeehäusern, an öffentlichen Orten und in gemischten Gesellschaften sprach man zwar etwas vorsichtiger, weil

man

man die Spionen der Polizei fürchtete: aber unter Freunden, und in seinem eigenen Hause sprach man ganz frei und ohne alle Zurückhaltung. Es ist kaum ein Beispiel bekannt, daß Jemand wegen freier Reden wäre bestraft worden. Der Hang, über alles zu sprechen, und viel zu sprechen, ist so innig in den Nationalcharakter der französischen Nation verwebt, und Schwazhaftigkeit macht so sehr den Grundzug dieses Charakters aus, daß es eher möglich wäre, den Lauf eines Flusses aufzuhalten, als den gesprächigen Frankreichern die Zunge zu binden. Dies sah die Regierung wohl ein, und es war der bekannte Grundsatz der Minister: „Lassen wir sie sprechen, wenn sie uns nur „handeln lassen.„ a) Als einen Beweis, wie frei man vormals in Frankreich, sogar an öffentlichen Orten, über den Hof und die Regierung sprach, will ich nur Eine Anekdote anführen. Nachdem der Finanzminister **Joly de Fleury** seinen Abschied erhalten hatte, befürchtete man in Paris, daß der allgemein verhaßte **Foulon** an seine Stelle kommen möchte. Man sprach darüber im **Caffee de Foy**. Mitten im Gespräche stand einer von der Gesellschaft auf, und sagte: „Fürchten „Sie nichts, meine Herrn, die Reihe ist jezt nicht an „ihm.„ — Wie so? — fragte man — „In Frankreich, fuhr jener fort, sind die Finanzen wie das Tertianfieber; sie haben wechselsweise einen guten und „einen schlechten Minister: jezt ist die Reihe an einem „ehrlichen Manne, folglich nicht an Herrn Foulon.„ Man untersuchte den witzigen Einfall genauer, und fand ihn wirklich sehr gegründet. Den folgenden Tag wurde in Paris das Tertianfieber der Finanzen zum Sprich-

a) Laissons-les dire, pourvu qu'ils nous laissent faire!

Sprichworte. In einem Lande, wo man solche Dinge sagen darf, muß doch der Despotismus nicht sehr drückend seyn!

Uebertrieben ist auch das, was man uns von den Staatsgefängnissen in Frankreich und von der Bastille vordeklamirt. Wir, die wir diesseits des Rheins, an den Ufern der Donau, der Spree und der Nordsee wohnen, hören mit Schaudern die Beschreibung, welche man uns von diesen fürchterlichen Gefängnissen macht. Auf den bloßen Wink eines Polizeilieutenants, eines Ministers, einer königlichen Maitresse, kann ein ehrlicher Mann, der das Unglück hat, ihr zu mißfallen, lebenslänglich in einen dieser dumpfen Kerker eingesperrt werden. Er ist dort einsam und verlassen, lebendig begraben, von der Welt vergessen. Dem Arm der Gesetze und den Tröstungen der Freundschaft entrückt, schmachtet er zwischen undurchdringlichen Mauren, sieht nicht das wohlthätige Licht der Sonne, hört keinen andern Laut, als das Getöse der sich öfnenden und schliessenden Riegel und das Geklirre seiner Ketten, keine andere Stimme, als die seines Kerkermeisters. Er sieht das Ziel seiner Leiden nicht voraus, kennt nicht einmal den Grund seiner Verhaftung, verlebt seufzend und traurig ein langes, quaalvolles Leben, und stirbt endlich als das unglückliche Schlachtopfer eines grausamen, subalternen Tyrannen. Die Menschheit schaudert bei diesem Gemälde. Wir bedauren euch, ihr unglücklichen Schlachtopfer des Despotismus, die ihr unter dem Drucke einer solchen tyrannischen und grausamen Regierung lebt! Wir beklagen euer Schicksal, ihr armen Gefangenen, die ihr zu Hunderten in den Kerkern der Bastille, zu St. Lazare, zu Pierre en Cise,

zu

zu Mont St. Michel, auf der Insel St. Marguerite, im Schlosse zu Lourde, und an andern Orten eure weinenden Augen zum Himmel erhebt, dem eure Unschuld und eure Rechtschaffenheit bekannt ist. Blickt hieher! seht! euer Wunsch ist erfüllt! Es erscheint, mit dem Rachschwerdte in der Hand, die Freiheit. Sie ruft mit donnernder Stimme: „öfnet euch, ihr eisernen „Thüren! Springt auf, ihr Riegel! Dumpfe und finstere Kerker, speit eure Gefangenen aus! Schlachtopfer der Tyrannen, zerbrecht eure Ketten; tretet „hervor; wärmt euch an dem wohlthätigen Lichte der „Sonne, das ihr so lange nicht gesehen habt; ihr seyd „frei!„ O! wie werden sie auf diesen Ruf sich hervordrängen; wie werden sie herausstürzen, die armen Gefangenen; wie werden sie sich freuen, das Tageslicht zu sehen! Aber siehe! die Bastille, dieses schrecklichste von allen Gefängnissen, welches ein rachsüchtiger Minister in einer halben Stunde anfüllen könnte, siehe! die Bastille öfnet sich, und es erscheinen — sieben Gefangene, worunter vier falsche Wechsel gemacht haben, und drei verrückt sind. Man drängt hinein; man durchsucht die ungeheuren Archive, diese Annalen der Tyrannei: was für schreckliche Geheimnisse wird man da nicht entdecken? Aber, man entdeckt nichts! Nun dringt man in die unterirdischen Gefängnisse: man sucht die Fallthüren, die berühmten Oublietten des Großveziers Richelieu, wo die Schlachtopfer seiner Rache, durch eine von ihm erfundene Maschine, mit tausend Messern auf einmal in Stücken zerschnitten wurden — und diese Maschinen sind nicht vorhanden. Alles war bloße Uebertreibung, leere Deklamation, Geschöpfe einer fruchtbaren Einbildungskraft, und wir,

unpar-

unpartheiische, kaltblütige Zuschauer im nördlichen Europa, haben das Vergnügen, zu sehen, daß die Menschheit noch nicht so ausgeartet ist, als man uns zu glauben bereden wollte. Ein so auffallendes Beispiel sollte uns aber auch gegen die Deklamationen der französischen Schriftsteller mißtrauisch machen! Man würde mich unrecht verstehen, wenn man mir vorwerfen wollte, daß ich dem Despotismus das Wort rede, und daß ich die Gräuelthaten, welche in der Bastille geschehen, läugnen, oder gar entschuldigen wollte. Dieses ist keinesweges meine Absicht; ich warne nur vor Uebertreibung: ich behaupte nur, daß unter Ludwig dem Sechszehnten nicht mehr so abscheuliche Dinge vorgingen, als unter Ludwig dem Funfzehnten vorgegangen waren. Die Peinigungen der Gefangenen, welche man sich in der Bastille erlaubte, läugnen, würde Unwissenheit; sie entschuldigen, Unmenschlichkeit verrathen. Ich bin aber zu gut mit allem bekannt, was über dieses schreckliche Gefängniß geschrieben worden ist, um mich in der ersten zu befinden; und habe von der Natur ein zu weiches Herz erhalten, um mich der zweiten schuldig zu machen. Unter den vorigen Regierungen geschahen freilich in diesem Schlosse Dinge, vor deren Erzählung auch der kaltblütigste Zuhörer mit Schaudern und Schrecken zurücke bebt. **Pelisson**, ein berühmter Gefangener, der viele Jahre in quälender Einsamkeit in diesem Gefängnisse zugebracht hatte, ohne ein anderes, lebendiges Geschöpf, als den Gefangenwärter, zu sehen, gelangte endlich nach unendlicher Mühe dahin, eine Spinne, die sich in seinen Kerker verirrt hatte, zu zähmen. Sie kam, wenn er rief, leistete ihm Gesellschaft, lief auf seiner Hand, und war der Gegenstand

seiner

seiner zärtlichsten Zuneigung, weil sie das einzige Geschöpf um ihn her war. Unvermuthet kömmt der Gefangenwärter herein, und findet den Gefangenen im Gespräche mit seiner geliebten Spinne. Mit großer Kaltblütigkeit ergreift dieser das kleine Insekt, wirft es auf die Erde, und zerquetscht es mit dem Fuße. Ewig unvergeßlich wird mir bleiben, was ich in meiner Jugend empfand, als ich diesen Zug zum erstenmale las. Er durchschnitt mir die Seele, und ich verwünschte das ganze menschliche Geschlecht, das einer solchen ausgesuchten Bosheit fähig seyn kann. Dieser Zug war lange Zeit das empörendste, was ich mir denken konnte: aber was la Tude erzählt, ist noch empörender. Wegen einer jugendlichen Unbesonnenheit mußte er fünf und dreißig Jahre lang im Gefängnisse schmachten. Er hatte, als ein leichtsinniger Jüngling, Verse gegen die Maitresse des Königs, die Pompadour, gemacht, und wurde deswegen in die Bastille gesetzt, aus welcher er durch einen, mit dem größten Scharfsinne ausgesonnenen, mit unglaublicher Geduld und Vorsicht allmählich vorbereiteten, und mit bewundernswürdiger Gegenwart des Geistes ausgeführten Plan sich rettete. Er entging, und floh nach Holland; aber auch dort verfolgte ihn die Rache der beleidigten weiblichen Eitelkeit. Er wurde aufs neue gefangen genommen, nach der Bastille zurück gebracht, und schärfer als vorher bewacht. Hier schmachtete nun der feurige Jüngling in der Blüthe seines Lebens. Seine weiche Seele wünscht sich mitzutheilen, und sucht Gesellschaft. In dem unterirdischen Kerker, in welchem er steckt, zähmt er die Ratten, muß aber diese, seine guten Freunde, verlassen, und wird in ein anderes Zimmer in dem Thurme

gebracht.

gebracht. Hier verirrt sich eine Taube vor sein Fenster. Er streut ihr Brodkrumen hin, und sie kömmt die folgenden Tage wieder. Nun zupft er Faden aus seinen Hemden, macht ein Netz daraus, und fängt die Taube damit. Es war ein Männchen, und bald kam auch das Weibchen ihrem treuen Gefährten nach. Dieses Taubenpaar hegte er, er zähmte sie, und liebte sie bald mit außerordentlicher Zärtlichkeit: sie machten sein Vergnügen, seine Freude, seinen einzigen Zeitvertreib aus. Bald nachher kündigt ihm der Gefangenwärter an, er habe Befehl, die Tauben zu tödten. „Bei die„sen Worten, sagt **la Tude**, war meine Verzweiflung „unaussprechlich groß; ich verlor meinen Verstand. „Mein Leben hätte ich hingegeben, um eine zu gerechte „Rache an diesem Ungeheuer ganz befriedigen zu dür„fen. Er machte eine Bewegung, die unschuldigen „Gefährten meines Unglücks zu fassen; aber ich sah es, „und stürzte hin, um ihm zuvor zu kommen. Ich er„griff sie, und in meiner Wuth zerdrückte ich sie beide. „Dieser Augenblick war vielleicht der schrecklichste mei„nes Lebens, und jedesmal hat mir die Erinnerung „daran die Seele durchschnitten. Einige Tage nahm „ich keine Nahrung zu mir; Schmerz und Unwillen „wechselten in mir ab, mein Seufzen war ein Geheule, „und die Menschen verabscheute ich.„ Solche Züge beweisen, mehr als alle leere Deklamationen, was die Bastille wirklich war. Seit der Revolution hat man erfahren, daß die ausgesuchtesten Grausamkeiten an den Gefangenen in der Bastille zu der Zeit verübt wurden, als Sartine Polizeilieutenant war. Eben dieser Sartine war auch Erfinder der Verzierung des Zifferblattes der großen Glockenuhr, die nach dem Hofe zu

ging,

ging, in welchem den unglücklichen Gefangenen zuweilen Luft zu schöpfen erlaubt wurde. Das Zifferblatt der Uhr ruhte auf zwei Figuren, einem Manne und einem Weibe, die am Halse, an den Händen, an den Füßen und mitten um den Körper angefesselt waren. Rund um das Zifferblatt gingen Guirlanden von künstlich in einander verflochtenen Ketten, die sich oben vereinigten, und den Gefangenen in einer schrecklichen Allegorie ewige Gefangenschaft andeuteten.

So übertrieben in gewisser Rücksicht die Klagen der französischen Schriftsteller über die vorige Regierung sind; so gerecht sind sie dennoch in anderer Rücksicht. Es ist nicht zu läugnen, daß vormals in Frankreich das Volk sehr despotisch regiert wurde. Wie verwickelt, wie mannigfaltig waren nicht die Abgaben? Keiner wußte genau, wie viel er eigentlich zu bezahlen hatte. Ganz willkührlich und despotisch beherrschten die Intendanten die ihnen untergebenen Provinzen, und behandelten ihre Mitbürger mit unerträglichem Stolze. Härte war die einzige Tugend, auf die sie Anspruch machten; die einzige, durch welche sie sich bei dem Minister, dessen Kreaturen sie waren, beliebt machen, und ihre Stellen ferner behalten konnten. Gemeiniglich war der Intendant ein junger, noch unerfahrner Mann, der durch seine Verwandten, oder durch Intriguen die Stelle sich zu verschaffen gewußt hatte. Eilfertig durchrannte er die ihm anvertraute Provinz; mit der Ungeduld, mit welcher man ein unangenehmes Geschäfte so schnell als möglich zu endigen sucht, verrichtete er die Pflichten seines Amts; ging nach vollendeten Geschäften in seine Residenz zurück; hielt sich eine kurze Zeit dort auf, um Cour anzunehmen; und

eilte

eilte dann wieder nach Paris, und an den Hof. So wurden vormals die französischen Provinzen regiert; so wenig bekümmerte sich der Hof um das Wohl des Landes. Indessen waren doch, schon vor der gegenwärtigen Revolution, auch diese Mißbräuche zum Theil abgeschafft worden. Durch die Errichtung der Provinzial-Administrationen hatten die Notabeln dem Uebel schon zum Theil abgeholfen. Diese Provinzial-Administrationen waren ein Rath, der dem Intendanten zugegeben wurde: ein sicheres Mittel, den rechtschaffenen Mann zu unterrichten, und den subalternen Tyrannen im Zaum zu halten, wenn er seine Macht mißbrauchen wollte.

Und wie hart, wie tyrannisch wurden nicht die Abgaben eingefordert! Der gedrückte Bauer, der arme Handwerker, mußten einen Theil ihres, im Schweiß des Angesichts sich verschafften Erwerbes an unerbittliche Steuereinnehmer abgeben, welche, mit einem DE PAR LE ROI in der Hand, zu Tausenden in den Provinzen herum zogen, und dieselben plünderten. Wer nicht bezahlen konnte, wurde ins Gefängniß geschickt; wer es wagte, sich zu wehren, mußte nach den Galeeren wandern. Und gerade diese Steuereinnehmer, die den Armen bis auf das äußerste aussaugten, machten von dem erpreßten Gelde in der Provinz einen Aufwand, der um so viel mehr Unwillen erregen mußte, da er unter den Augen derer geschah, welche sich das Nothdürftige hatten entziehen müssen, um diese übermäßige Pracht zu unterhalten. Die Steuereinnehmer spotteten gleichsam öffentlich des allgemeinen Elendes, woran vorzüglich sie Schuld waren. Einige von ihnen verzehrten die Gelder, welche ihnen doch nur anver-

traut waren; andere entwandten einen Theil derselben; noch andere streckten der Regierung mit anscheinendem Patriotismus zu wucherischen Zinsen dieselbigen Summen in Anlehen wieder vor, welche sie ihr entwandt hatten. Und was noch aus diesen räuberischen Händen bis in den königlichen Schatz gelangte, wie wurde es dort erst angewandt? Maitressen, Kupler, Spione, Giftmischer, Schmeichler, Lieblinge, Heuchler, Höflinge, Pflastertreter, Priester, Spieler, Müssiggänger theilten sich darein, und das wahre Verdienst ging leer aus. Wer sich einigermaßen einen Begriff zu machen wünscht, wie das Geld der Nation angewandt wurde, der darf nur die Pensionsliste, das rothe Buch, oder den Almanac de Versailles nachsehen. Da findet man einen Capitain der Maulesel, einen Capitain der Windhunde, einen Capitain des Vögelfluges, Staatsportechaisenträger, a) und eine Menge anderer, mit eben so lächerlichen Titeln begabter und von dem Schweiße des Armen theuer bezahlter Müssiggänger. Welcher Menschenfreund könnte sich hiebei des Unwillens über eine so gesunkene, so verächtliche, so verworfene Regierung enthalten, als die vormalige Französische war! Eben so auffallend ist im Almanac Royal das ungeheure Verzeichniß der königlichen Kritiker (Censeurs Royaux), und man kann sich nicht genug darüber wundern, daß es

a) Le capitaine des mulets, le capitaine des levrettes, le capitaine du vol des oiseaux, le porte-chaises d'affaires, un cravatier ordinaire, qui a les honneurs du service, les maitre-queues, les hâteurs, les avertisseurs, les enfants de cuisine-bouche, les sommiers des broches, les serdaux, les verduriers, les galopins extraordinaires, les chirurgiens précaires &c.

es allein in der Stadt Paris so viele Männer gab, die im Stande waren, Fehler in den Werken eines Voltaire, Rousseau, Raynal, Helvetius, oder Buffon auszufinden! Außerdem ging noch ein großer Theil des Geldes der Nation unter dem Namen von Subsidien, oder als Bestechung nach fremden Ländern, nach Schweden, nach Dänemark, der Schweiz, nach Holland, nach Deutschland, um auch in diesen Ländern die Sitten zu verderben und französische Politik einzuführen. Für alle diese Länder ist die Staatsumwerfung Frankreichs wahrlich ein großes Glück, und zugleich ein warnendes Beispiel, wohin ein solches System, dessen Politik sich auf Sittenlosigkeit gründet, zuletzt führen muß!

Eben so gegründet sind auch die Klagen über die Regierung der Minister und der höhern Militairpersonen. Die Macht der Minister war zu groß, Sie hatten alle Stellen zu vergeben, und besetzten dieselben mit Freunden, Verwandten, Schmeichlern und Protegirten. Sie mißbrauchten ihre Gewalt, und schalteten eigenmächtig und willkührlich mit Personen und Eigenthum. Die Obristen der Regimenter, junge Leute aus angesehenen Familien, oft kaum der Schule entwischt, Kreaturen des Ministers, behandelten die ihnen untergebenen Officiere, welche ihnen oft an Stande gleich, und an Alter und Erfahrung weit überlegen waren, mit unerträglicher Insolenz. So ging es in allen Klassen. Ueberall hatten subalterne Tyrannen die Macht an sich gerissen, und regierten, im Namen des Königs, mit einer Härte, und mit einem Despotismus, der endlich auch dem Unterwürfigsten unerträglich werden mußte. Als einen Beweis, wie die wichtigsten Stellen

vergeben wurden, will ich nur folgendes anführen. Die Aufsicht über den Jardin du Roy und das berühmte königliche Naturalienkabinet hatten vormals Buffon und Daubenton. Die Stellen dieser berühmten Gelehrten sind jetzt auf folgende Art besetzt. An Buffons Stelle kam Herr de la Billardiere, ein abgedankter Officier der Garde du Corps, der von Naturgeschichte nicht das Geringste versteht, sich um Gelehrsamkeit nie bekümmert hat, und kein anderes Verdienst besitzt, als daß er die 18,000 Livres jährlichen Gehalts zu verzehren weiß. Das Versprechen, Daubentons Stelle zu erhalten, hat Herr de la Ville, der Sohn eines Advokaten von Agen. Er ist durch eine Schrift über die Musik und durch die Oper Omphale bekannt. Neulich hat er sich selbst zum Graf de la Cepede umgeschaffen, und schreibt unter diesem Namen eine Fortsetzung des unsterblichen Büffonschen Werks: er beschreibt die kriechenden Thiere. Wäre es mir erlaubt, mich eines schlechten Wortspiels zu bedienen: so würde ich sagen, daß er die Geschichte dieser Thiere sehr gut kennt. a Der dritte ist ein geschwätziger Rechtsgelehrter, der dem Publikum durch eine Schrift über die Luftballons, und durch eine andere, über die Vulkane, bekannt ist: er heißt Faujas de St. Fond. Dies sind die Männer, welche von der Regierung für würdig gehalten worden sind, die Nachfolger eines Buffon und Daubenton zu seyn!

In=

a) Ce n'est pas toutefois qu'une muse un peu fine
Sur un mot, en passant, ne joue, & ne badine,
Et d'un sens détourné n'abuse avec succès;
Mais fuyez sur ce point un ridicule excès.

BOILEAU.

Indessen sind doch auch die Klagen über die Minister sehr übertrieben, und oft ungerecht. Der gemeine Mann hat gar keinen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Talente, und von der Festigkeit des Charakters, die erfordert wird, um die glänzende Stelle eines Staatsministers mit Würde und Beifall zu bekleiden. Alles Gute, das geschieht, schreibt das Volk dem Zufalle, und alles Unglück, das den Staat betrifft, dem Minister zu. Ungerechtigkeiten, die in seinem Namen vorgehen, und die er oft weder befohlen hat, noch erfährt, werden ihm zur Last gelegt, und wenn durch eine Menge schwer zu entwickelnder, und wohl nur der Vorsehung ganz bekannter Ursachen die so künstlich zusammengesetzte Staatsmaschine ins Stocken geräth, oder ganz zerfällt; so behauptet man wohl gar, wie Herr Schulz, auch dieses sey ein absichtlich angelegter Plan des Ministers, der die Staatsmaschine so stark aufgewunden habe, daß die alles in Bewegung setzende Feder habe springen müssen. Um richtigere Begriffe hierüber zu erhalten, lese man das von einer Meisterhand entworfene Gemälde eines Staatsministers in einer neulich erschienenen französischen Schrift. a) Der seichte Verfasser der Gallerie des Etats-généraux, der Marquis de **Luchet**, hat dieses Gemälde, ohne seine Quelle zu nennen, wörtlich abgeschrieben, und in sein höchst mittelmäßiges Buch eingerückt.

Eben so gerecht sind die Klagen der französischen Schriftsteller gegen den Adel. Der Stolz und die Anmaßungen des Adels nahmen in Frankreich täglich zu. Er behauptete das Recht auf alle ehrenvolle und einträg-

a) Le Comte de Vergennes première cause des Etats-généraux.

trägliche Stellen, in Kirche und Staat, allein zu besitzen, und verachtete den Bürgerstand, und alle diejenigen, welche sich durch Betriebsamkeit oder durch nützliche Wissenschaften ihren Unterhalt selbst zu erwerben suchten. Besonders sahen die Adelichen auf den Kaufmannsstand mit einer Verachtung herab, die eben so ungereimt als lächerlich war. Irre ich nicht, so ist die Verachtung der Kaufmannschaft und des Handlungsstandes eine der vorzüglichsten Ursachen unter denen, welche den Untergang dieses mächtigen Reiches verursacht haben. Schon lange hat ein berühmter deutscher Schriftsteller über diesen Gegenstand vieles besser, schöner, vortreflicher gesagt, als ich es zu sagen im Stande wäre. a) Es sey mir erlaubt, denselben aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und zu den Bemerkungen jenes Schriftstellers noch einiges hinzu zu setzen; vorzüglich in Rücksicht auf Frankreich. Die Erfahrung lehrt, daß kein Land reich und blühend werden kann, so lange sich in demselben eine große Klasse von Einwohnern befindet, welche es als eines ihrer Vorrechte ansehen, eben so viel, oder mehr, auszugeben, als sie einnehmen; und so lange diese Klasse auf diejenigen, welche es sich zum Geschäfte machen, mehr einzunehmen, als sie ausgeben, mit Verachtung herab sieht. Der Reichthum eines Staates besteht in der Summe des Reichthums aller seiner Staatsbürger. Das Interesse des Staates besteht dem zufolge darin, daß den Staatsbürgern alle Mittel zum Erwerb und zum Reichthum erleichtert, und alles, was dahin abzweckt, begünstiget werde. Wie kann dies aber in einem

a) Mösers patriotische Phantasien. 4ter Theil. S. 246.

nem Lande geschehen, wo der erwerbende Stand verachtet wird; wo das Vorurtheil herrscht, daß Geld erwerben schimpflich sey? Die reichsten Staaten in Europa sind diejenigen, in welchen der Adel Handlung treibt, oder in welchen es zufolge der Staatsverfassung gar keinen Adel giebt; England, Holland, die Schweiz. Ueberdies sind allemal in den Ländern, in welchen Handel und Betriebsamkeit herrscht, die Sitten reiner und besser, als in denjenigen, wo größtentheils nur Geld verzehrt wird. Ein reicher und vornehmer Müssiggänger erhält zehen und mehr ärmere Müssiggänger, als Bediente; er entzieht dadurch dem Staate eben so viele brauchbare Hände, und setzt gleichsam eine Prämie auf das Nichtsthun. „In den Hand„lungs- und Manufaktur-Städten, sagt ein großer „Schriftsteller, in welchen die unteren Klassen des „Volks hauptsächlich durch Anlegung des Kapitals „erhalten werden, sind sie gemeiniglich betriebsam, „mäßig und wohlhabend; so findet man sie in vielen „Städten von England, Holland, der Schweiz. Aber „in den Städten, deren Unterhalt sich auf die beständige oder gelegentliche Gegenwart eines Hofes gründet, und in welchen die unteren Volksklassen hauptsächlich durch das Verzehren der Einkünfte erhalten werden, sind sie träge, faul, ohne Sitten und „arm; so findet man sie zu Rom, Versailles, Com„piegne und Fontainebleau. London, Lissabon und Kop„penhagen sind vielleicht die einzigen Städte in Euro„pa, welche bei der beständigen Residenz eines Hofes „dennoch zugleich auswärtigen Handel treiben.„ a)

Alle

a) *A. Smith* inquiry into the nature and causes of the wealth of Nations. T. 2. p. 10. 11.

Alle Beschäftigungen der Menschen wurden von dem französischen Adel in zwei große Klassen getheilt; in solche, welche einen Edelmann entehren (qui dérogent), und in solche, welche nicht entehren. Die Profession eines Rechtsgelehrten, eines Arztes, eines Geistlichen, eines Soldaten, eines Generalpächters waren nicht entehrend; alle übrigen waren es. Warum nun gerade diese Professionen einen Vorzug vor allen übrigen haben sollen, läßt sich nicht leicht einsehen. a) Wahrscheinlich sind sie nur darum angesehener, weil sie mit Macht verbunden sind, und der Mensch den Begriff von Ehre und Achtung mit allem verbindet, was Macht oder Ansehen giebt, oder über den Nachbar erhöht. Der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Soldat sind Herren unseres Lebens; der Soldat, der Rechtsgelehrte, der Generalpächter sind Herren unseres Vermögens; der Geistliche ist Herr von unserm moralischen Ruf und (wenigstens in katholischen Ländern) von unserm künftigen Zustande. Diese Professionen haben dem zufolge alles in Händen, was uns das Wichtigste ist. Indessen sind doch die so angesehenen Professionen eines Arztes, eines Geistlichen, eines Rechtsgelehrten, eines Soldaten, eines Generalpächters nur so viele Mittel gegen Uebel, welche in der menschlichen Natur liegen. Wären die Menschen nicht krank, unmoralisch, lasterhaft, schwach, arm: so würden alle diese Leute ganz überflüßig seyn. Dennoch werden die Professionen, welche sie treiben, nicht unter die entehrenden gerechnet, da hingegen der Handel oder das Tauschen, welches dem an Geist und Körper gesunden und starken Menschen eben so nothwendig und natürlich

a) Analytical Review. 1789. p. 131.

lich ist, als Essen und Trinken, für entehrend gehalten wird. Aber, sagt man, Handel weckt in der menschlichen Seele alle selbstsüchtigen und niedrigen Leidenschaften, und erstickt hingegen alle großen und uneigennützigen Triebfedern; er vertilgt aus der Seele alles, was edelmüthig, großmüthig und erhaben ist; Liebe zum Gelde, und diese allein, beherrscht den Kaufmann; Alles, was er sagt und thut, zweckt auf Gewinnst ab; Geldgierde macht mit einem Worte das Wesen des Handels aus: und kann wohl eine Leidenschaft niedriger, verächtlicher, einer großen Seele unwürdiger seyn, als Geldgeiz. Wie schön sagt nicht la Fontaine:

> Le désir de gagner, qui nuit & jour occupe,
> Est un dangereux aiguillon.
> Souvent, quoique l'esprit, quoique le coeur soit bon,
> On commence par être dupe,
> On finit par être fripon.

Hierauf läßt sich aber antworten, daß zwar nicht geläugnet werden kann, daß die meisten Kaufleute, ob sie sich gleich anfänglich vornehmen, nicht mehr zu erwerben, als zu einem bequemen Leben nothwendig ist, dennoch in der Folge das Mittel zum Zwecke machen, und um des Geldes willen Geld gewinnen. Daraus folgt aber keinesweges, daß die niedrige und verächtliche, nur kleinen Seelen eigene Leidenschaft des Geizes allemal mit dem Handel unzertrennlich verbunden seyn müsse. Der Geiz des Kaufmanns ist ein Mißbrauch des Handels, der nicht im Handel selbst, sondern im Kaufmanne liegt. Es giebt große Kaufleute, welche von dem Geldgeize ganz frei sind. Andere sind freilich geizig; aber es giebt ja auch Geizige in allen übrigen Ständen und Professionen. Es giebt Pächter, die eine

reiche

reiche Erndte fürchten; Soldaten und Lieferer, die um Krieg beten; Aerzte und Todtengräber, welche dasjenige ein gutes Jahr nennen, in welchem viele Leute krank sind, oder sterben; es giebt Advokaten, die um Prozesse bitten, wie die Advokaten zu Goa, welche dem Vicekönige eine Klageschrift übergaben, worin sie sich über Mangel an Prozessen unter dem Volke beschwerten. Außerdem ist Liebe zum Gelde nicht immer, sondern nur unter gewissen Umständen, eine niedrige und verachtungswürdige Leidenschaft. Nur dann ist Geldliebe verächtlich, wenn man Geld um des Geldes selbst willen liebt: sucht man es aber bloß als ein Mittel, um edlere Zwecke zu erreichen, so kann Geldliebe eine sehr lobenswürdige Leidenschaft werden. Geld gewährt Macht; Macht aber kann man anwenden, um Wissenschaften und Künste zu befördern, um das Genie zu unterstützen, um der leidenden Tugend behülflich zu seyn: mit Einem Worte, zu allem, was nur in der menschlichen Gesellschaft groß und schön ist. Als Mittel zu diesen Zwecken kann Geldliebe niemals verächtlich seyn.

In Frankreich war die Verachtung, mit welcher der Adelstand auf die Handlung herab sah, nicht bloßes Vorurtheil: sie war zum Theil die Folge positiver Gesetze, welche allen Adelichen, Handel zu treiben, ausdrücklich verboten. a) Ludwig der Vierzehnte, Enkel der Maria von Medicis, folglich selbst der Nachkömmling eines berühmten Florentinischen Kaufmanns, hob, auf Anrathen des großen Colberts, diese Gesetze zum Theil auf, und gab im Jahr 1669 ein Edikt, worin er dem Adelstande erlaubte, Seehandel

zu

a) *Anquêtil du Péron* sur la dignité du Commerce.

zu treiben, ohne sich dadurch zu entehren. Im Jahr 1701 erlaubte er dem Adelstande, auch zu Lande zu handeln, aber mit der Einschränkung, daß es bloß allein Großhandel, und kein Detailhandel seyn dürfe. „Diejenigen, sagt das Edikt, sollen als Großhändler „angesehen werden, welche ihren Handel in einem „Waarenlager treiben, und ihre Waaren ballenweise, „kistenweise oder stückweise verkaufen, keine offene La„den halten, und keine Waaren zur Schau auslegen.„ Zufolge dieses Edikts war den Adelichen erlaubt, Großhandel, aber keinen Detailhandel zu treiben. Worin besteht denn der Unterschied, zwischen Großhandel und Detailhandel? Ein Krämer, der unzenweise verkauft, ist ein Detailhändler gegen den, der pfundweise verkauft; dieser ist ein Detailhändler gegen den, der nur centnerweise verkauft, und auch dieser ist ein Detailhändler gegen den, der nur tonnenweise verkauft. Laden sind offene Waarenhäuser, die nach der Straße zu gehen; Vorrathshäuser sind verschlossene Laden, die nicht nach der Straße zu gehen: darin besteht der ganze Unterschied. Wenn dem Großhändler, der nur ballenweise verkauft, ein Balle seiner Waaren zum Theil beschädigt wird; so muß er im Detail, nemlich den beschädigten Theil besonders, und den nicht beschädigten Theil auch besonders verkaufen: und der betriebsame Detailhändler kann mit der Zeit Großhändler werden. Worin besteht denn der Unterschied zwischen beiden? Sind nicht beide der Gesellschaft gleich nützlich? Sind nicht beide Beschäftigungen gleich ehrenvoll? Was an sich ehrenvoll ist, kann nicht aufhören, so zu seyn, wenn es im Kleinen getrieben wird: sonst müßte auch der Stand eines Friedensrichters, der nur kleine Zwiste zu schlichten hat,

weni

weniger ehrenvoll seyn, als der Stand eines Richters, vor welchem wichtige Prozesse geführt werden. Wäre es nicht unsinnig, so etwas behaupten zu wollen? Indessen hat man doch auch diesen Unsinn in Pohlen wirklich zum Grundsatz gemacht. Dort verlieren die Adelichen ihren Rang, und entehren sich, wenn sie Magistratsstellen in kleinen Städten annehmen! Der Nutzen des Handels, und seine Nothwendigkeit zur Aufnahme des Staates, sind so groß, daß aller Unterschied, in Rücksicht auf die Art und Weise, Handel zu führen, von jeder weisen Regierung völlig aufgehoben, und Handel treiben, so wie es in England geschieht, als eine der ehrenvollesten Beschäftigungen angesehen werden sollte. Der Großhändler, oder der Kaufmann, wird freilich in der Gesellschaft allemal mehr geachtet werden, als der Detailhändler, oder der Krämer, weil der erstere ein größeres Vermögen besitzt, und größeren Einfluß hat: aber den Krämerstand für entehrend zu halten, oder denselben sogar durch ein förmliches Edikt für entehrend zu erklären, ist unpolitisch, und streitet wider alle staatswissenschaftliche Grundsätze; es ist weiter nichts, als ein ungereimtes Vorurtheil. Unbegreiflich scheint es, daß **Montesquieu** die Gesetze, welche dem französischen Adel den Handel verbieten, billigen konnte: und zwar aus dem sonderbaren Grunde, daß, wenn den Adelichen erlaubt würde, Handel zu treiben, dadurch die Monarchie geschwächt, und der Adelstand zerstört werden müßte. Gerade das Gegentheil würde geschehen: wie wir in England sehen. Der engländische Adel ist der reichste und mächtigste in Europa, eben deswegen, weil er Handel treibt: so war es auch vormals der florentinische, venetianische,

genue=

genuesische, augspurgische und niederländische Adel. Hingegen in vielen Ländern, wo der Adel keinen Handel treibt, ist er arm, verschuldet und stolz; das war er auch größtentheils in Frankreich. Ferner glaubt Montesquieu, die Handlung würde durch eine solche Erlaubniß nichts gewinnen: aber darin irrt er sich; der Handel würde viel, sehr viel gewinnen; denn **Erstens**, wenn Personen von Stande Handlung trieben, so würde das unsinnige Vorurtheil gegen den Kaufmannsstand aufhören. **Zweitens**, der Handlungsstand würde durch den Zutritt von adelichen Personen ein größeres Ansehen und Gewicht erhalten, und eher im Stande seyn, dem Drucke der Minister Einhalt zu thun, und dieselben zu verhindern, dem Handel unnöthige Fesseln anzulegen. **Drittens**, das Kapital der Adelichen würde, im Handel angewandt, seinen Besitzer, dessen Familie und die Nation bereichern: da es hingegen jetzt in Ueppigkeit, Spielen und Ausschweifungen durchgebracht wird, und die Sitten der Nation verdirbt. **Viertens**, die Söhne reicher Kaufleute würden dann nicht, wie sie jetzt thun, den Stand ihrer Väter verlassen; wodurch täglich das im Handel erworbene Kapital demselben entzogen, und in einen andern Kanal geleitet wird. Eben aus dieser Ursache ist in Frankreich das im Handel cirkulirende Kapital sehr klein. Die Flotte, welche **la Mothe Piquet** im Jahre 1781 wegnahm, konnte aus Mangel an Käufern in Frankreich nicht verkauft werden, sondern man sah sich genöthigt, sie nach Ostende zum Verkauf zu schicken, wo sie von den Engländern und Holländern gekauft wurde. Welche Demüthigung für Frankreich! Der Adelstand und der Bürgerstand gewinnen beide dabei, wenn

wenn die Adelichen Handlung treiben. Vernunft und Erfahrung lehren diese Wahrheit: und in unsern Zeiten sieht man sie in Frankreich auch so allgemein ein, daß in den Instruktionen (cahiers), welche die verschiedenen Stände der verschiedenen Wahlorte Frankreichs ihren Abgesandten an die Reichsstände mitgaben, beinahe in allen, sowohl vom Bürgerstande als vom Adelstande, dieses mit zu einem der Hauptpunkte gemacht wird.

Der Adelstand von Auxerre verlangt: „Daß, „um die Einigkeit zwischen den drei Ständen zu befestigen; den verarmten Adelichen ein Mittel in die „Hände zu geben, ihre zerrütteten Glücksumstände wieder zu verbessern; und zugleich den Handel und die „Manufakturen durch einen neuen Schwung zu heben, „die Reichsstände erklären mögen, daß keine Beschäftigung für den Adel entehrend sey.„

Die Adelichen der Provinz Artois sagen: „Da „aufgeklärte Völker in jedem Zeitalter den Kaufmannsstand für einen eben so ehrenvollen als nützlichen „Stand gehalten haben: so sollen die Reichsstände den „französischen Adel einladen, sich damit zu beschäftigen; sie sollen erklären, daß diese Beschäftigung „weit entfernt, entehrend zu seyn, vielmehr eine der „ehrenvollesten sey, weil darin auch der kleinste Anfang Hofnung giebt, allmählich zu den wichtigsten, „und für das Königreich nützlichsten Unternehmungen „in der Folge zu gelangen.„

Eben das sagt auch der Adel der Provinzen Agenois, Auxois, Gien, und vieler andern.

Der Bürgerstand von Angers giebt seinen Abgesandten folgende Instruktion über diesen Punkt: „Ihr „sollt

„sollt den Reichsständen vorstellen, daß so oft ein
„Kaufmann ein ansehnliches Vermögen durch seine Be-
„triebsamkeit erworben hat, sein Ehrgeiz ihn allemal
„verleite, den Adel zu kaufen, und sobald er adelich ist,
„flieht er alle Arbeit und Beschäftigung aus dem ange-
„nommenen Vorurtheile, **ein Edelmann dürfe nicht**
„**arbeiten**. Ihr sollt ihnen vorstellen, daß dieses schäd-
„liche Vorurtheil eine nothwendige Folge der königlichen
„Edikte sey, welche Standespersonen die freyen Künste
„verbieten, unter Strafe, ihre Vorrechte zu verlieren;
„daß hiedurch der Handel nicht nur der Kapitalien be-
„raubt werde, welche die Edelleute demselben entzie-
„hen; sondern daß der Handel noch überdies täglich
„mehr geschwächt werde, durch die Desertion derjeni-
„gen Bürgerlichen, welche am meisten im Stande wä-
„ren, den Handel blühend zu machen; daß dieses
„Drängen der Bürgerlichen zum Adelstande durch
„die Vorrechte des Adels und die Ausnahme von al-
„len Abgaben verursacht werde, welche die Regierung
„dem Adelstande bewilligt hat; daß diese Vorrechte zu
„einer **Prämie** für die **Unthätigkeit**, und zur **Strafe**
„für die **Betriebsamkeit** bestimmt zu seyn scheinen;
„daß durch diese Zunahme des Adelstandes die Stadt
„Angers mit unthätigen Menschen angefüllt worden
„ist, und die sich eine Ehre daraus machen, so zu seyn;
„daß, da diese zugleich die reichsten Bürger sind, dar-
„aus die schädliche, moralische Folge entsteht, daß in
„der Meinung des Publikums die Begriffe von Adel
„und Nichtsthun mit einander verbunden werden, so
„daß die Ehre, welche dem ersten gebührt, dem andern
„gegeben wird. Kaufleute und Handwerker klagen,
„daß dieses böse Beispiel die Gemüther und die Sitten
„ihrer

„ihrer Kinder verderbe, und daß diese, die sich viel „darauf zu gute thun, den Adelichen nachzuahmen, den „Stand ihrer Väter verachten, und ihr Leben in Unthätigkeit hinbringen.„

Die Vorrechte, welche der Adel in Frankreich besaß, waren für den Bürgerstand äußerst drückend. Da der Adel von Bezahlung der Abgaben aller Art ausgenommen war, und die reichen Bürger sich alle adeln liessen: so fiel die schwere Last der ungeheuren Staatsabgaben ganz allein auf die Armen. Die arbeitsamen und fleißigen mußten die unthätigen und faulen erhalten. Die nützlichen Bürger des Staats mußten für die unnützen bezahlen, von denen sie zur Belohnung mit herabsehender Verachtung behandelt wurden.

Frankreich hatte in seinem vorigen Zustande keine eigentliche bestimmte Konstitution. Die Staatsgesetze waren nirgendwo aufgeschrieben, oder förmlich anerkannt worden. Indessen hatte doch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte gewisse Gesetze festgesetzt, von denen man niemals abwich. Diese Gesetze lassen sich, wie mir scheint, auf folgende vier zurückführen.

Erstes Staatsgesetz; das Gesetz der Etiquette. **Die Form ist wichtiger, als die Sache.** (La forme emporte le fond.) Ueber die Etiquette durfte sich auch der König nicht wegsetzen, wovon noch Ludwig der Sechszehnte vor einiger Zeit bei seiner Reise nach Cherbourg deutlich überzeugt worden ist. Nicht der König, sondern die **Etiquette** regierte despotisch über Frankreich in allen Ständen: so wie in England nicht das Gesetz, nicht der Sinn desselben, sondern der Buchstabe regiert. Durch die Etiquette geschehen täglich in den französischen Gerichtshöfen die größten Ungerechtig-

tigkeiten gegen diejenigen, welche dieselbe nicht kannten, oder nicht beobachtet, oder vernachlässigt hatten. Für den Staatsmann wurde in Frankreich das Studium unnützer, einem philosophischen Auge lächerlicher, Gebräuche das wichtigste Geschäfte; und die ganze Nation beherrschte allmählich ein Kleinigkeitsgeist, und ein Hang, zu scheinen, statt zu seyn. Hieraus läßt sich der Nationalcharakter der Frankreicher; die förmliche Regelmäßigkeit des französischen Theaters; der Zwang, den die Mode auflegte; die französische Eitelkeit; und die Vortreflichkeit des Styls französischer Schriftsteller bei Vernachlässigung der Sache sehr gut herleiten. Nichts hat einen so großen Einfluß auf den Charakter einer Nation, als die Regierungsform, unter welcher sie lebt, und der philosophische Beobachter wird allemal die eine in dem andern zuverlässig wieder erkennen können.

Zweites Staatsgesetz. **Die französische Regierungsform ist eine Monarchie.**

Drittes Staatsgesetz. **Der Monarch regiert unumschränkt.** Dieses Gesetz haben die französischen Monarchen niemals, oder doch nur äußerst selten, in seiner ganzen Fülle ausgeübt. Zwar endigten sich ihre Edikte immer mit den Worten, die ein frei geborner Republikaner nie ohne Staunen und Verwunderung liest: „**Dies soll geschehen, weil ich es so haben will.**„ Car tel est nôtre plaisir. Sic volo, sic jubeo. Aber diese Worte so ganz kahl hin zu setzen, wagten die französischen Monarchen dennoch nicht. Sie gaben allemal im Eingange ihrer Edikte einige Scheingründe an, durch welche sie, wie sie sagten, bewogen worden wären, das neue Gesetz zu geben.

Außerdem waren die neuen Gesetze der Könige noch der Bewilligung der Parlamenter unterworfen. Diese Parlamenter hatten das Recht, Vorstellungen zu machen: aber freilich hatte auch der König das Recht, diese Vorstellungen nicht anhören zu dürfen.

Viertes Staatsgesetz. **Die Krone ist in dem männlichen Stamme der regierenden Familie nach dem Rechte der Erstgeborenheit** (primogéniture) **erblich, und kann nie auf die Weiber fallen.** Dies ist das sogenannte Salische Gesetz.

Fünftes Staatsgesetz. **Die Krone und das Reich können nie getheilt werden.**

Diese fünf Gesetze machen, wenn ich nicht irre, das ganze Staatsrecht des vormaligen Frankreichs aus. Die Krönung des Königs; seine Salbung mit dem heiligen Oele, welches zu Rheims in einer Flasche aufbewahrt wurde, die in den Zeiten, da noch der Unsinn der Mönche die Welt regierte, durch eine Taube vom Himmel gebracht worden seyn sollte; der Eid, welchen der König bei der Krönung schwor: alles dieses waren bloße Ceremonien, die unter das erste Gesetz, unter das Gesetz der Etiquette, gehören. Als einen Beweis, daß dem wirklich so war, will ich nur anführen, daß, seit Ludwig dem Vierzehnten, jeder König bei seiner Krönung feierlich schwor, zwei Verbrechen nie zu vergeben; Duelle und Knabenschänderei. Aber um beide Verbrechen bekümmerte sich kein König; beide wurden ungestraft und nur zu häufig begangen, und mir ist kein Beispiel bekannt, daß irgend Jemand in Frankreich wegen des einen oder des andern mit dem Tode bestraft worden wäre.

Der

Der Handel Frankreichs vor der Revolution war zwar mit der Größe und der Lage eines so mächtigen Reiches in keinem Verhältnisse, aber er war dennoch sehr wichtig und ausgedehnt. Aus dem Gewinn, den er verschafte, wurden die ungeheuren Auslagen des Staates größtentheils bestritten. Er war dreifach: der Wechselhandel oder Papiergeldhandel, der vorzüglich in den innern Städten des Königreiches, zu **Paris** und **Lyon**, geführt wurde; der Handel mit den Kolonien, dessen Sitz vorzüglich **Bordeaux** war; und der Handel mit allen Theilen der Welt, in dessen Besitz vorzüglich **Marseille** war. Der Sklavenhandel von **Nantes**, und der ostindische Handel von **Lorient** verdienen kaum erwähnt zu werden.

Der Handel von Marseille ist der wichtigste und ausgebreitetste. Vor einigen Jahren verlangte die Regierung von dem Commerzkollegium zu Marseille eine Uebersicht dieses Handels. Aus dem damals nach Versailles gesandten Berichte habe ich, durch die Güte eines Freundes, während meines Aufenthalts zu Marseille, im Jahr 1785, einen Auszug erhalten, den ich hier mittheile. Vielleicht ist es in der Zukunft wichtig, die Folgen zu berechnen, welche die französische Revolution auf den Handel hervorgebracht hat, und in diesem Falle kann die nachstehende Uebersicht dieses Handels zur Vergleichung dienen.

Der Handel von Marseille beträgt jährlich ungefähr 350 Millionen Livres. Im Hafen von Marseille liegen beständig 1000 bis 1200 Schiffe und Kähne vor Anker. In diesen Hafen laufen jährlich ungefähr 4000 Schiffe ein, von 15 bis 20 Tonnen, bis zu sechs oder sieben hundert Tonnen. Nemlich:

Aus den franz. westindischen Inseln	90 bis 100
Aus der Levante und der Barbarei .	4 — 500
Aus den französischen Seehäfen am Ocean	150
Vom Stockfischfang bei Terreneuve	40 — 50
Aus den italienischen Häfen . .	1200 — 1300
Aus den spanischen Häfen . .	300 — 350
Aus der Provence und Languedoc ungefähr	400
Aus den nordischen Seehäfen	150
Kleine Schiffe und Kähne, die Früchte, Brennholz, Kohlen und Lebensmittel bringen	1000
Summe	4000

Der stärkste Handlungszweig ist der Handel mit der **Türkei** und der Barbarei. Von Marseille aus werden jährlich dahin geschickt: 8,500 Ballen Tücher, welche Draps Londrins, (premiers, seconds, und larges) genannt, und in den Fabriken des Languedocs gearbeitet werden. Jeder Balle enthält zehn bis zwölf Stücke von 16 bis 17 Ellen, wovon jede Elle zwischen fünf und vierzehn Livres gilt. Die Ausfuhr dieses Handlungsartikels macht dem zufolge, zu 1500 Livres den Ballen gerechnet, ... 12,750,000 Liv.

60,000 Centn. Caffee von St. Domingue und Martinique, zu 10 Sous das Pfund, geben .	3,000,000 —
35,000 Centn. Zucker (Sucre terré), zu 45 Livres der Centner, . .	1,575,000 —
Latus	17,325,000 Liv.

Trans-

Transport	17,325,000 Liv.
5,000 Centn. Zucker (Sucre rapé & raffiné), zu 55 Livres der Centn.	275,000 —
450 Fässer mexikanische Cochenille, jedes zu 4000 Livres, . . .	1,800,000 —
350 Centn. Indigo von St. Domingue, zu 7 Livres 10 Sous das Pfund, ...	2,625,000 —
3000 Centn. holländischer oder französischer Pfeffer, zu 110 Livres der Centner, ...	330,000 —
Gold- und Silberstoffe, und Treffen aus den lyonischen Fabriken .	1,500,000 —
1200 Ballen spanische Wolle für die Mützenfabriken zu Tunis .	1,000,000 —
4 bis 500 Ballen wollene tuniser Mützen, die zu Marseille verfertigt werden	600,000 —
1000 Centn. Kermes, der in Spanien und der Provence gewonnen und zum Rothfärben dieser Mützen gebraucht wird, zu 600 Livres den Centner, ...	600,000 —
Außerdem wird noch in die Levante u. Barbarei ausgefahren: Raffinirter Alaun, Mandeln aus der Provence, Quinkalleriewaaren, Bleischrot, engländisches Zinn in Stangen, russisches und schwedisches Eisen,	
Latus	26,055,000 Liv.

feine

Transport	26,055,000 Liv.
feine französische Tücher, Papier, Zimmt, Gewürznelken, Muskatennüsse, Ingwer, Liqueurs, Syrops, Grünspan von Montpellier, Brasilienholz, Fernambukholz, Campescheholz, Bleiminen (Alquifox), Blech, Fajence, Bleiweis, Grapp, Apothekerwaaren, indianische Musseline, Zitz, deutscher und venetianischer Stahl, Gold- u. Silberwaaren, Uhren u. s. w. am Werth	6,000,000 —
300 Schiffe, die zum Levantehandel gebraucht werden, davon ist, eins ins andere gerechnet, jedes werth 23,366 Livres	10,000,000 —
Die Ausfuhr nach der Levante von Marseille beträgt dem zufolge, mit den Unkosten und dem zu erwartenden Gewinn, wenigstens . . .	52,055,000 Liv.

Einfuhr aus der Levante überhaupt.

Die Waaren, welche aus der Türkei und Barbarei kommen, bezahlen drei pro Cent Zoll; die Waaren, welche von Marseille dorthin zurück gehen, müssen eben so viel Zoll bezahlen, um die Unkosten der Consulate, der Quarantainen u. s. w. zu bestreiten.

Die größten Einfuhren und Ausfuhren sind zu Smyrna, Constantinopel, Salonich, Alexandrien für Egypten, und Alexandrette für Syrien.

Ein-

Einfuhr aus Smyrna.

Ungefähr 18 bis 20,000 Ballen rohe Baumwolle, jede zu 360 Livres, welche in die Spinnfabriken nach Languedoc, der Normandie, und nach der Schweiz verkauft werden.

2000 Ballen, jede zu 230 Livres, rothes, türkisches Garn; jeder Balle hat 1200 Livres an Werth. Sie werden in die Fabriken zu Rouen, der Normandie, und ausser Landes verkauft.

1000 Ballen angorische Ziegenhaare; jeder Balle hat 1200 Livres an Werth.

4 bis 500 Ballen gemeinere Ziegenhaare für die Hutfabrikanten; das Pfund gilt von 25 Sous bis zu 4 Livres und 10 Sous.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle.

Gelbes Wachs, Olivenöl, Galläpfel, weisse, gesponnene Baumwolle, Korn und Gerste, Alisariwurzel zum Färben, Seide, Tragacanthgummi, Apothekerwaaren, Rhabarber, Opium, Scammoneum, Vitriol, Mastix Gummi.

Einfuhr aus Salonich.

7 bis 8000 Ballen rohe Baumwolle, die größtentheils nach der Schweiz geht.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle.

Hasenfelle, Wachs, Talg, Olivenöl, Kupfer, Tabak in Blättern, grobe wollene Stoffe, viel Korn.

Einfuhr aus Constantinopel.

3 bis 4000 Ballen Schaafwolle, Hasenfelle, Kupfer, 5 bis 600 Ballen angorische Ziegenhaare, rohe Seide.

Die

Die meisten Bezahlungen dieser Artikel geschehen in Wechselbriefen auf England, Holland und Frankreich, und in baarem Gelde.

Einfuhr aus Egypten.

15 bis 20 Ladungen von Reis; 6 bis 700 Ballen Safran, Sennablätter, Mokkacaffee (welchen die Caravanen von Cairo bringen), arabischen Gummi, rohe, sehr große Häute, gesponnene, weisse und sehr grobe Baumwolle, Weihrauch, Salmiak, Specereiwaaren, die aus Arabien und von der Küste des rothen Meeres her kommen. Auch erhält man aus Egypten gemeine Baumwollentücher und blaue Tücher, die zu Cairo fabrizirt werden. Die beiden letzten Artikel kommen über die Häfen St. Jean d'Acre und Seyde.

Einfuhr aus Syrien.

1000 bis 1500 Ballen rohe Baumwolle; jeder wiegt 650 Pfund. 4 bis 500 Ballen Seide (soye Tripoline, Baratine, Seydani), die man in Lyon zu den Treffen verbraucht. Der Preis dieser Seide ist 12 Liv. 10 bis 14 Sous das Pfund. Syrien liefert auch sogenannte Bouts de Damas, coton & soye; Korn, Olivenöl, 1800 bis 2000 Ballen gesponnene Baumwolle, welche Basa heißt; 5 bis 600 Ballen gesponnene Baumwolle, die Jerusalem genannt wird. Diese Baumwolle wird zu Kerzendochten gebraucht, und gilt 30 bis 40 Sous das Pfund.

Einfuhr von Aleppo.

Durch den Hafen Alexandrette ungefähr 4000 Ballen Baumwollentücher, die Ajamis, Amans, Antioches, Toiles larges genannt werden. Jeder Balle ent-

enthält 75 Stück von 10 bis 11 Stab Länge, die zu Marseille, um 8, 9 bis 12 Livres das Stück, verkauft werden. Man druckt und malt sie. Sie sind für die Weibertracht in der Provence und in Italien bestimmt. Von Aleppo kommt auch Seide; 3 bis 4000 Säcke Galläpfel; eine geringe Sorte von Zizen, die Chafarcani heissen; sogenannte **Bouts de Coton et de Soie**, Ziegenhaare und Specereiwaaren. Vor 20 bis 30 Jahren kamen jährlich 8000 Ballen Baumwollentücher und 8000 Säcke Galläpfel.

Cypern liefert rohe Baumwolle, Schaafwolle, Seide, die **Chipriotte** genannt wird; Alisariwurzel von der ersten Güte, von welcher der Centner 80 Livres gilt; Cyperwein, aber nur soviel, als Commission gegeben wird.

Die Inseln des Archipelagus liefern wenig. Der Handel dahin ist sehr unbeträchtlich. Ihre Waaren werden zu Constantinopel und Smyrna gekauft. **Candia** ist die einzige Insel, auf welcher die Europäer Contore haben. Von daher kommen nach Marseille einige Ladungen Olivenöl, gelbes Wachs, Schaafwolle. Das vorzüglichste Produkt der übrigen Inseln ist Olivenöl. **Morea** ist seit dem Einfall der Russen aus politischen Ursachen und wegen dem Despotismus und der Tyranney des Gouverneurs entvölkert und ohne Handel. Vormals erhielt man aus diesem fruchtbaren Lande vorzüglich Seide, Corinthen, gelbes Wachs, Oel, Korn, Gerste und Schwämme.

Tunis liefert: 4 bis 5000 Ballen Schaafwolle, Oel, Korn, Bohnen, ungegerbte Häute, Weizen und Gerste, Marokkoleder, Pferdehaare, Talg, Schwämme, Datteln und gelbes Wachs. Ein Theil der

Bezah-

Bezahlung geschieht in Zechinen und andern Goldmünzen.

Algier liefert: Korn und Gerste in großer Menge, ungegerbte Häute, gelbes Wachs, Oel.

Tripoli: Korn, Alisariwurzeln, Soda für die Seifenfabriken.

la Calle, ein Contor der königlich französischen afrikanischen Gesellschaft. Der Handel dieser Compagnie besteht vorzüglich in Korn, welches die Araber 20, 30 bis 100 Stunden weit nach dem kleinen Flecken la Calle bringen. Die Compagnie erhält jährlich ungefähr 100,000 Ladungen Korn, jede zu 300 Pfund an Gewicht; und ungefähr 7 bis 8000 Centner Korallen, welche sie auf der Küste von Algier und Tunis fischen läßt; sie erhält auch kleine Ochsenhäute und Schaafwolle. Der Hafen la Calle kann höchstens fünf bis sechs Schiffe, zu 100 Tonnen jedes, aufnehmen. Die Direktoren der Compagnie ernennen, mit Genehmigung des Ministers des Seewesens, den Gouverneur von la Calle, und die übrigen Officiere. 200 Mann, theils Soldaten, theils Arbeiter, sind hinlänglich zu Bewachung des Platzes und zu Besorgung des Handels. Die Mauren und Araber bringen ihre Waaren in das Fort, und kehren vor Sonnenuntergang wieder zurück.

Aus dem Königreich Marokko erhält man jährlich über 100,000 kleine Ochsenhäute, 3 bis 5000 Ballen Schaafwolle, gelbes Wachs im Ueberfluß, Mandeln, Kupfer, Oel, Kümmel, Anis, Korn, arabischen und Senegal-Gummi, Strausfedern und Elephantenzähne.

Handel

Handel mit Amerika.

Man schickt jährlich von Marseille nach den Inseln Martinique, St. Domingue und Cajenne 90 bis 100 Schiffe von 6 bis 700 Tonnen. Ihre Ladungen bestehen in Provencerweinen, Brandtwein, Oel, Seife, Liqueurs, Gemüse, Mehl, gedörrten Früchten, Reis, Stockfischen, Schuhen, Leinwand, Seidenwaaren, Zitz, Vergoldungen, Spitzen, Schnupftüchern, und in beinahe allen Artikeln, welche zur menschlichen Bequemlichkeit und Ueppigkeit nothwendig sind.

Der Handel mit Amerika und den westindischen Inseln beträgt ein Capital von 15 bis 18 Millionen Livres für die Ausfuhr von Marseille, und 20 bis 22 Millionen für die Einfuhr an Zucker, Caffee, Indigo, Leder, Cacao, Baumwolle und andern Produkten der französischen Colonien. Einfuhr und Ausfuhr nach Amerika betragen zusammen 40 Millionen Livres.

Handel mit Ostindien.

Ehe vor einigen Jahren die neue ostindische Compagnie in Frankreich errichtet wurde, und so lange der Handel dahin, nach Aufhebung der alten ostindischen Compagnie, frei blieb, liefen jährlich von Marseille drei bis vier Schiffe, von drei bis sechs hundert Tonnen, mit Ladungen für die Insel Bourbon, die Küste Coromandel, Bengalen und das rothe Meer aus. Die Ladungen dahin bestanden aus Provencerweinen, Brandtwein, Oel, Seife, Languedokertüchern, verarbeiteten Corallen, Blei, Kupfer u. s. w. Dieser Handel hätte sich weit mehr gehoben, wenn nicht die von Marseille ausgelaufenen Schiffe genöthigt gewesen wären,

wären, bei ihrer Rückkunft aus Ostindien im Hafen zu Lorient einzulaufen. Der Handel beträgt jetzt ungefähr drei Millionen Livres jährlich.

Negerhandel.

Der Handel mit der Küste Guinea ist von Marseille aus niemals beträchtlich gewesen. Jährlich geschehen eine bis zwei Expeditionen; zuweilen auch gar keine. Der lange Termin, auf welchen die Sklaven zu St. Domingue und Martinique verkauft werden müssen, hat den Provenzalen gegen diesen Handel von jeher eine Abneigung gegeben. Auch haben die Seefahrer der Provence sehr wenig Kenntniß von diesem Handel, weil er von ihnen gar nicht geführt wird.

Getreidehandel.

Zwar bringt die Provence nicht so viel Korn hervor, als sie selbst zu ihrer Consumtion verbraucht, aber dessen ungeachtet findet man dennoch in den Magazinen zu Marseille beständig wenigstens 50 bis 60,000 Ladungen Korn und einen beträchtlichen Vorrath von Roggen, Gerste, Bohnen und andern Getreidearten. Die Stadt Marseille mit der umliegenden Gegend verbraucht jährlich 180 bis 200,000 Ladungen. Die Bauren der Provence bringen den von ihren Erndten eingesammelten Weizen, der von vorzüglicher Güte ist, auf den Markt nach Marseille. Sie verkaufen daselbst die Ladung um 32 bis 34 Livres, und kaufen dagegen zu ihrer eigenen Nahrung das grobe afrikanische, türkische und sicilianische Getreide um 22, 24, ja sogar 30 Livres die Ladung. Der Getreidehandel ist in Marseille sehr beträchtlich. Täglich kommen Ladungen von Ankona,

kona, Trieste und aus andern Häfen des adriatischen Meers, des Königreichs Neapel, aus Sicilien, aus den päbstlichen und toskanischen Staaten, und die Rhone herunter an; so wie auch aus der Levante und aus Burgund. Es kommt auch Getreide von den französischen Häfen, die am Ocean liegen, aus Holland, von Hamburg und von der Nordsee. Von Marseille aus werden alle Provinzen und Länder der Welt, die an Getreide Mangel leiden, versorgt. Spanien, Portugall, Genua und die Provence selbst verbrauchen das Meiste. Man rechnet, daß dieser Handel mit Italien, Frankreich und den nördlichen Ländern (ohne das, was die Levante und Afrika liefert) jährlich gegen sechs Millionen beträgt.

Handel mit beiden Sicilien.

Diese Königreiche liefern jährlich (ohne das Getreide) viel Wolle, Oel, 2000 Kisten Manna, 3 bis 4000 Kisten Lakrizensaft, Seide, Soda, Schwefel, Mandeln und andere Artikel. Das Oel und die Soda werden in den Seifenfabriken verbraucht; die Seide geht nach Lyon, und die Wolle in die Fabriken des Languedoc, der Normandie und Champagne. Die vorzüglichste Ausfuhr von Marseille nach den beiden Sicilien und nach Italien besteht in Zucker und Caffee.

Handel mit Spanien.

Spanien liefert nach Marseille die vorzüglichste Soda für die Seifenfabriken und für die Glas- und Spiegelfabriken. Es liefert auch rohen Alaun, Quecksilber, Kermes, Mandeln, Safran. Ehemals kam viel Seide von Valencia und Murcia; seit einigen Jahren kömmt wenig daher, weil die Fabriken zu Valencia und in Catalonien dieselbe selbst verarbeiten.

Mit

Mit Cadix ist der Handel am stärksten. Cadix liefert ungefähr 600 Fässer Cochenille, Gold und Silber, Guatimala Indigo, rohe Häute, Kupfer aus Peru und Mexiko, sogenannte Vigognewolle (laine de Vigogne), Kermeskörner, spanische Wolle, Cacao von Carakas, Vanille, Piaster. Jährlich kommen von Cadix 30 bis 40 Schiffe, welche mit diesen kostbaren Artikeln beladen sind. Die Piaster und das übrige Gold und Silber betragen zusammen jährlich ungefähr 15 Millionen.

Assekuranzhandel.

Die Assekuranz besteht zu Marseille in einem Contrakt, der das Vermögen des Versicherers zum Pfande giebt. Jeder Kaufmann, der Credit genug hat, kann assekuriren, wenn er will. Die Assekuranz beträgt jährlich gegen 150 Millionen. Nach der Levante bezahlt man ein bis anderthalb vom Hundert, und eben soviel auch zurück. Nach Amerika, im Hinweg anderthalb vom Hundert, im Rückwege zwei vom Hundert. Nach Ostindien, in Friedenszeiten, vier vom Hundert.

Fabriken und Manufakturen in der Stadt Marseille und ihren Vorstädten.

38 Seifenfabriken, die 170 Kessel enthalten, und neun Monate des Jahrs 1000 Arbeiter beschäftigen. Sie verbrauchen 200,000 Milleroles Oel, und ungefähr 200,000 Centner Soda aus Spanien, Sicilien und Languedoc. Jedes Millerole Oel soll 225 bis 230 Pfund Seife geben. Die Materialien zum Kochen betragen jährlich eine Summe von 15 Millionen Livres.

40

40 Hutfabriken, theils Wolle, theils Halbkastor. Fast alle Hüte gehen nach Spanien und nach den spanischen Inseln. Diese Manufakturen beschäftigen das ganze Jahr ungefähr 500 Arbeiter und eben soviel Weiber. Der Verkauf beträgt drei Millionen.
12 Zuckerrafinerien.
10 Fajencefabriken.
2 Porcellanfabriken.
12 Zizfabriken.
20 Manufakturen von seidenen Strümpfen.
12 Segelfabriken.
12 Segeltuchfabriken.
1 Königl. Gold- und Silberstofffabrik.
1 Tabaksfabrik.
2 Tapetenfabriken.
20 Liqueursfabriken.
10 Stärkemehlfabriken.
8 Glasfabriken.
20 Gerbereien.
3 Marokko-Lederfabriken von allen Farben.
1 Papierfabrik.
2 Brandtwein-Distillereien.
6 Lichterfabriken.
2 Corallenfabriken.
2 Handschuhfabriken.
7 Wachslichterfabriken.
2 Tunesische wollene Mützenfabriken für die Türken.
1 Vitriolfabrik.
4 Schwefelstangenfabriken.
3 Türkisch-Garnfabriken.
4 Bleischrotfabriken.
Viele Schuhfabriken für die Colonien.

Noch-

Nochmalige kurze Uebersicht dieser verschiedenen Handlungszweige.

Levantehandel, Ein- und Ausfuhr	92 Millionen
Amerika und Westindien	40 —
Ostindien	3 —
Verkauf von 40 bis 50 Ladungen gedörrter Stockfische und Thran von Terreneuve	4 —
Getreidehandel mit Italien, Frankreich und dem Norden	6 —
Kleinere, noch unberechnete Handlungszweige mit Italien, Spanien, Holland, der Nordsee, den französischen Seehäfen, und den französischen Fabriken in Marseille	30 —
Seifenfabriken; bloß für den Ankauf der Brennmaterialien, und Arbeiterlohn	15 —
Verkauf der Seife	15 bis 16 M.
Hutfabriken	3 Millionen
Summa des Handels mit Kaufmannswaaren	208 Millionen
Assekuranzhandel	150 —
Handel mit fremden Geldsorten . .	15 —
Summe	373 Millionen

Die zweite große Handelsstadt in Frankreich ist Bordeaux. Von dort aus wird der Handel mit den westindischen Colonien geführt. Dieser Handel mit den Colonien ist für Frankreich die Quelle eines sehr großen Reich-

Reichthums. Vermöge des ausschliessenden Rechts, welches Frankreich besitzt, die westindischen Inseln mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu versorgen, gewinnt das Mutterland funfzig vom Hundert auf alles, was die Inseln hervor bringen; theilt folglich mit ihnen alle ihre Produkte zur Hälfte. a) Außerdem werden noch durch den Handel mit den Colonien die französischen Manufakturen, durch den großen Absatz dahin, in Thätigkeit gesetzt; Frankreich erhält politischen Einfluß; Schifffahrt; Handel; Bedürfnisse des Lebens und Handelsartikel, als Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo. Der Handel mit den Colonien beschäftigt wenigstens 800 große und 6 bis 700 kleine Schiffe. Die Einfuhr aus den Colonien beträgt jährlich ungefähr 243 Millionen, davon braucht Frankreich für seine eigene Consumtion ungefähr 80 Millionen; das übrige geht nach fremden Ländern. Der Handel von Bourdeaux besteht beinahe ganz allein im Handel mit den französischen Colonien, denen von dort aus Lebensmittel und alles Nöthige geliefert, und gegen die Produkte der Inseln umgetauscht wird. Außerdem wird auch noch von Bourdeaux Wein nach dem nördlichen Europa, nach Großbrittannien, und nach Irrland geführt. Aus Irrland erhält Bourdeaux jährlich ungefähr 40,000 Fässer gepökeltes Rindfleisch, welches mit Bourdeauxwein bezahlt, und nach den Colonien verführt wird. Irrland verliert bei diesem Handel; weil es mehr Wein verbraucht, als es Pökelfleisch liefert.

Die französischen westindischen Colonien werden im größten Drucke gehalten. Sie müssen Lebensmittel sowohl

a) Motion de M. de Curt, au nom des colonies réunies.

sowohl als Kleider, und alles, was ihnen zur Nothwendigkeit und zum Ueberfluß unentbehrlich ist, ausschließungsweise von Frankreich nehmen; und alle diese Waaren werden ihnen, eben wegen des Mangels an Concurrenten, so schlecht als möglich geliefert. Die Schuhfabriken in Marseille, welche für die Colonien arbeiten, und deren ich oben schon erwähnt habe, liefern so schlechte Waare, daß ein Europäer ein solches Paar Schuhe keine Woche würde tragen können. In der Normandie giebt es eigene Eisenhütten, welche Küchengeräthe für die Colonien verfertigen, aber so schlecht, und von so brüchigem Eisen, daß die Eisenwaare schon bei dem ersten mal, wenn sie auf das Feuer kommt, springt.

Dem Handel mit den Colonien hat Bourdeaux seinen Reichthum zu verdanken, an welchem diese Stadt, so wie an prächtigen Häusern und Gebäuden, alle übrigen Städte in Frankreich weit übertrift. Der Handel mit den Colonien ist so leicht, der Gang desselben so einfach, der Gewinnst so sicher, und die Gefahr so gering, daß er gar nicht, wie der Handel anderer Seehäfen (wie z. B. der Levantehandel zu Marseille), Spekulation oder Rechnungsgeist erfordert, sondern beinahe immer das Capital des reichen Kaufmanns sicher und gewiß, ohne sonderliche Mühe, ohne Gefahr, und ohne daß Kenntnisse dazu erfordert würden, mit großem Gewinnste umsetzt. Zwischen einem Kaufmanne von Nantes oder Bourdeaux, und einem Kaufmanne von Paris, Lyon oder Marseille, ist in Rücksicht auf kaufmännische Kenntnisse ein unglaublicher Unterschied: ungefähr eben so, wie zwischen einem Musselinhändler zu St. Gallen und einem Banquier in Genf. Beide sind und nennen

sich

sich Kaufleute: aber in Rücksicht auf kaufmännische Kenntnisse, auf Rechnungsgeist, auf Spekulationsgeist, auf Betriebsamkeit, welch ein Unterschied zwischen beiden!

Es ist ein Fehler der menschlichen Natur, nie zufrieden zu seyn; sondern, wenn man viel hat, immer nur noch desto mehr zu wünschen: daher hat eben die Einfachheit des Handels mit den Colonien, und die ungemeine Leichtigkeit, unermeßliche Reichthümer, ohne alles Genie, ohne alle Kenntnisse, bloß durch Umsetzung des Capitals, sich zu erwerben, die Geldgierde der Kaufleute zu Bourdeaux nur vermehrt, statt dieselbe zu dämpfen. In ganz Frankreich giebt es keine Kaufleute, und vielleicht, außer den Holländern, in ganz Europa keine, die interessirter und geiziger sind, als die Kaufleute in Bourdeaux. Während meines Aufenthalts daselbst, im Jahr 1785, habe ich davon recht sehr merkwürdige und auffallende Beispiele gesehen. Vaterland, Ehre, guter Name, Menschlichkeit sogar, sind ihnen leere Worte, wo es auf Gewinnst ankömmt. Ein patriotisch denkender Schriftsteller wirft den Kaufleuten zu Bourdeaux mit Recht vor, daß sie im Jahr 1781 fast alle engländische Kauffartheischiffe assekurirt, und auf diese Weise gegen den König und gegen ihr eigenes Vaterland gewettet haben. a) Einem Mitgliede der Assekuranzkammer zu Bourdeaux mußte damals jede Nachricht von einem eroberten engländischen Kauffartheischiffe unangenehm seyn, es mußte heimlich in seinem Herzen wünschen, daß kein Schiff seiner Nation, kein Kaper, irgend eine Prise mache. Aber, sagt der erwähnte

a) Lettres critiques & politiques sur les Colonies, & le commerce des villes maritimes de France. 1785. p. 25.

wähnte Schriftsteller, diese Kaufleute denken, wie jener holländische Schiffskapitain, welchem im vorigen Kriege ein Admiral heftige Vorwürfe darüber machte, daß er den Feinden seines Vaterlandes Kriegsmunition und Lebensmittel zugeführt habe. „Was? rief der Holländer aus, den sein Phlegma verließ, was? ihr untersteht euch, mir darüber Vorwürfe zu machen? Nun so sage ich euch, daß ich würde mit meinem Schiffe in die Hölle fahren, und sollte ich auch meine Segel darüber verbrennen, wenn ich gewiß wäre, dort 50 pro Cent zu gewinnen!"

Indem ich von dem Zustande Frankreichs vor der Revolution spreche, halte ich es für höchst nothwendig, ausführlich den Zustand der französischen Colonien in den westindischen Inseln zu beschreiben. Die Revolution muß auf diese Inseln einen sehr großen Einfluß haben; und dieser Einfluß wird auf das Mutterland auch wiederum zurück wirken. Ein so großer als allgemeiner Fehler beinahe aller politischen Schriftsteller, die ich gelesen habe, ist der, daß sie von den Colonien immer so sprechen, als ob dieselben von Menschen bewohnt würden, die europäische Sitten hätten, und auf europäische Weise erzogen wären. Da aber gerade das Gegentheil statt findet: so muß auch jedes, auf so unrichtige Vordersätze gegründete Raisonnement nothwendig unrichtig und falsch seyn. Die Nationalversammlung selbst ist oft in diesen Fehler verfallen; sie hat die neue Staatsverfassung auf die westindischen Inseln anwenden wollen, welches schlechterdings unmöglich ist, weil die Menschen dort ganz anders sind, als in Europa. Um dieses zu beweisen, sey es mir erlaubt, eine ausführliche Beschreibung des Charakters, der

Lebens

Lebensart und der Sitten der Creolen (so heißen die von europäischen Eltern in Amerika gebornen Europäer) zu geben. Ich befürchte nicht, daß der Leser diese Beschreibung für eine überflüssige, oder wohl gar unnütze, Abschweifung halten werde. Mir wenigstens scheint sie in den Plan dieses Werks zu gehören, und ich bitte um Verzeihung und Nachsicht, wenn ich hierin geirrt haben sollte.

Die französischen Colonien sind von dem Mutterlande durch den ungeheuren Ocean getrennt, und durch Klima und Produkte eben so sehr von demselben verschieden, als ihre Einwohner es durch Erziehung, Sitten, Lebensart und Regierungsform sind. Die Creolen scheinen ein ganz anderes Volk, ganz andere Menschen zu seyn, als die Europäer, von denen sie herstammen. Diesen Unterschied bemerkt man sehr deutlich bei allen Creolen, doch bei keinen so auffallend, als bei den französischen, welche mit ihren in Frankreich gebornen Stammeltern nur sehr wenig gemein haben. Der Creole wird unter einem brennenden Himmelsstriche, auf welchen die Sonne beinahe immer senkrecht herab scheint, geboren. In seiner Kindheit, und während seiner Jugend ist er der Liebling seiner Mutter, welche den, beinahe allen Weibern des heißen Himmelsstriches eigenen, Hang hat, ihre Kinder mit übertriebener Zärtlichkeit zu lieben; oder vielmehr dieselben zu verzärteln. Sie läßt dem Kinde völlige Freiheit. Keine Windeln fesseln seine noch zarten Glieder; ganz ungestört bewegt er sie hin und her; und darum wird er auch stark und gelenkig. Die schnelle Entwickelung der physischen Kräfte des Creolen ist auffallend. Wahrscheinlich trägt das warme Klima viel dazu bei; vielleicht auch die nähren-

rende

rende Milch einer gesunden und starken Negeramme. Wenigstens bemerkt man allgemein, daß von Negerinnen gesäugte Kinder sich, im Ganzen genommen, besser befinden, und stärker werden, als die Kinder, welche eine weisse Amme gesäugt hat. Daher ist es in England unter den höhern Ständen schon lange zur Mode geworden, eine schwarze Amme jeder weissen vorzuziehen. In einem warmen Klima; umgeben mit den mannigfaltigen Produkten des heißen Erdstriches; in einem Lande, wo es keinen Winter giebt, sondern wo die Natur ohne Aufhören thätig, und immer fruchtbar, beständig zerstört, und beständig hervorbringt; in dem Hause seiner Eltern, von denen er zärtlich geliebt wird; und unter der Aufsicht einer Mutter, welche mit blinder Zuneigung alle Wünsche drs Kindes nicht nur erfüllt, sondern denselben entgegen kommt; einer Mutter, welche nicht nur gar nicht wagt, ihrem Kinde etwas abzuschlagen, sondern überdies seinen Launen nachgiebt, seinem Eigensinne schmeichelt, und seine Tücke entschuldigt: in einer solchen Lage wächst der junge Creole auf. Was er sieht, will er haben; was man ihm zeigt, fordert er. Nie wird ihm widersprosprochen; nie hat er einen Wunsch, der nicht sogleich befriedigt, nie ein Verlangen, das nicht sogleich erfüllt würde. Fehler, und sogar Laster, duldet man an ihm, und überläßt der Zeit, ihn davon zu bessern. So ist der Creole, schon als Kind, der allerabsoluteste Despot. Er ist mit Sklaven umgeben, die seinen Worten, ja schon seinen Winken gehorchen müssen, die vor ihm kriechen, ihm schmeicheln, und seine Launen mit Geduld und Unterwürfigkeit ertragen. Seine Spielgesellschafter sind die Kinder der Sklaven, und oft vertreibt er

sich

sich die Zeit damit, sie zu schlagen, und sie zum Gegenstande der Ausbrüche einer boshaften oder grausamen Gemüthsart zu machen. Unter solchen Umständen wächst nun der junge Creole allmälich zum Jünglingsalter heran. Durch diese sonderbare Erziehung wird seine Einbildungskraft auf Kosten aller übrigen Seelenkräfte genährt. Er strengt dieselbe an, er übt sie, um einen Wunsch auszufinden, der ihm nicht sogleich gewährt werden könnte. Er strengt sie an, und muß es thun, weil er bald genug fühlt, daß Glücklichseyn nicht darin besteht, das zu erhalten, was wir fordern; sondern daß das süßeste aller Vergnügen darin zu finden ist, über die Aussichten in die Zukunft die gegenwärtige Zeit zu vergessen; weil er bald genug einsehen, oder doch wenigstens fühlen lernt, daß der einzige wahre Genuß, dessen der Mensch fähig ist, im Verlangen, Wünschen, Erwarten und Hoffen besteht; ein Genuß, der bei Seelen, welche mit einer feurigen Einbildungskraft von der Natur begabt sind, die Wirklichkeit bei weitem übertrift. Die Einbildungskraft des jungen Creolen wird durch diese Erziehung schon sehr früh außerordentlich lebhaft: vielleicht trägt auch dazu der tägliche Anblick des unermeßlichen Oceans bei, der in ungeheurer Entfernung beide Welten von einander trennt. Die so früh, und auf Kosten der übrigen Seelenkräfte, genährte Einbildungskraft des Kindes hat allemal für den Jüngling die unangenehme Folge, daß sie ihn unfähig macht, zu irgend einem bestimmten Berufe in der Gesellschaft sich vorzubereiten; nicht einmal zu demjenigen, den er sich selbst gewählt hat. Jede Einschränkung, jeder Zwang, ja sogar die Unterwürfigkeit, welche die gesellschaftliche Ordnung erfordert,

und

und ohne welche dieselbe gar nicht bestehen könnte; alles dieses sind ihm unerträgliche Fesseln, die er sobald als möglich abzuwerfen sucht; oder die er vielmehr sich gar nicht anlegen lassen will. Seine immer geschäftige Einbildungskraft führt ihn von einem Gegenstande zum andern unaufhaltsam fort; alles kostet er, aber nichts will ihm schmecken; allem nähert er sich, aber bei nichts verweilt er: und auf diese Weise entsteht in ihm ein immer fort daurender Wunsch nach neuen Gegenständen, nach starken Erschütterungen, und, was die unausbleibliche Folge einer solchen Gemüthsart ist, Veränderlichkeit, und Mangel eines festen, zuverlässigen Charakters. Bleibt der Creole auf der Insel, so lebt er, von aller Möglichkeit, sich Kenntnisse zu erwerben, abgeschnitten, in einem Lande, wo er gar keine Erziehung erhalten kann, und überläßt sich ganz den Phantasien einer lebhaften Einbildungskraft. Er überläßt sich denselben ohne Zurückhaltung in einem Alter, wo die stärksten Leidenschaften ihn bestürmen; in einem heißen Klima; in einem Lande, wo sich ihm in der dreifachen Klasse der Negern, Mulatten und Creolen unzählige Gelegenheiten zur Ausschweifung darbieten. Die Mulattinnen vorzüglich, diese, durch freie Männer von zur Sklaverei verdammten Müttern erzeugte Weiber, haben einen Hang zur Wollust, welcher alles übertrift, was man sich in Europa vorzustellen im Stande ist; diese sind es auch gemeiniglich, welche den Creolen ganz beherrschen. Durch nichts zurück gehalten, überläßt sich der Creole als Jüngling ganz dem Hange zum Vergnügen. Er überläßt sich diesem Hange mit solcher Heftigkeit, und genießt so anhaltend, so wiederholt, und so unvorsichtig, daß entweder erschöpfte Kräfte ihm

ihm nur noch ein Verlangen übrig lassen, das nun nicht mehr befriedigt werden kann: oder, daß die menschenfeindliche Krankheit, welche hier zuerst entstanden ist, und von hier aus über Europa sich verbreitet hat, allmälig seine Gesundheit untergräbt, und ihn lange vor der Zeit dem Grabe zuführt. Der lebhafte, tyrannische, unbeständige Charakter des Creolen macht ihn zum Ehestande wenig geschickt: denn zum Glück des Ehestandes wird gegenseitige Nachgiebigkeit und Beständigkeit des Charakters nothwendig erfordert. Der verheirathete Creole begeht wiederholte Untreue mit seinen Sklavinnen, und über seine Frau wacht er mit übertriebener Eifersucht. Er ist nicht aus Liebe, sondern aus Selbstsucht eifersüchtig. Er maßt sich alles an; und erlaubt seiner Frau nichts. Kein Freund, kein Verwandter, kein Nachbar darf sich ihr nähern, oder in freundschaftlichen Gesprächen einige Stunden mit ihr hinbringen. So verlebt der Creole auf der Insel, wo er geboren wurde, seine Tage; sehr einförmig, im bloßen physischen Genuß, wird bald alt, und stirbt frühe. Derjenige aber, welcher nach Europa geschickt wird, um dort seine Erziehung zu erhalten, kommt entweder zu Verwandten oder in Pensionsanstalten. Hier soll er nun europäische Sitten annehmen, und europäische Kenntnisse sich erwerben; dazu gehört aber Anstrengung und Zwang. Seine Lehrer und Verwandten behandeln ihn nun mit europäischer Strenge. Er soll auf einmal alle übeln Angewohnheiten aufgeben, seine Unbeständigkeit und Flüchtigkeit ablegen, seine Einbildungskraft im Zaume halten, und Gedächtniß und Urtheilskraft üben. Eine solche Veränderung ist aber schlechterdings unmöglich: daher hat auch diese

Stren-

Strenge keine andere Folgen, als daß der Jüngling Europa hassen und verachten lernt, und sich nach dem glücklichen Lande, in welchem er geboren ist, schmachtend und sehnend zurückwünscht; nach dem Lande, wo ihm alle europäische Weisheit, wie er glaubt, zu gar nichts weiter helfen würde, daher er sich denn auch gar nicht um dieselbe bekümmert. Lange schon im Voraus zählt er die Tage, die er noch in Europa zuzubringen gezwungen ist, und besteigt endlich mit Freuden das Schiff, welches ihn in seine Heimath wieder zurückbringen soll. Dort hilft er dann die ungünstigen Begriffe der Colonisten von Europa vermehren und ausbreiten. Eben weil sich die Creolen an europäische Sitten gar nicht gewöhnen können, hat man in Europa, und vorzüglich in Frankreich, die sehr unrichtige Meinung, daß es ihnen an Talenten fehle, und daß ihr Verstand eingeschränkt sey. Würde man ihnen in Europa eine bessere, ihrem Hange und ihren Leidenschaften mehr angemessene, Erziehung geben: so würde man auch finden, daß es den Creolen so wenig an Fähigkeiten fehlt, daß sie vielmehr die meisten Europäer darin weit übertreffen. In England, in Schottland und in Frankreich habe ich viele Creolen gekannt, und diese Bemerkung allemal bestätigt gefunden. Auch waren in der Erziehungsanstalt zu Marschlins in Graubünden (wo ich einige meiner Jugendjahre glücklich verlebt habe) Creolen aus den französischen Inseln St. Domingue und Martinique, und nie werde ich vergessen, welche schöne Schilderungen sie von ihrem Vaterlande machten, und wie weit sie dasselbe Europa, wo, wie sie sagten, überall Zwang und Einschränkung herrsche, vorzogen. Ihre Beschreibung war so reizend, daß einst meh-

mehrere von uns das Projekt machten, mit ihnen in der Nacht heimlich aus dem Schlosse zu entfliehen, zu Fuß nach Bourdeaux zu wandern, und uns dort nach diesem El Dorado überschiffen zu lassen. Die natürliche Abneigung der Colonisten gegen das Mutterland muß unstreitig in der Folge auf das politische Verhältniß beider gegen einander wichtigen Einfluß haben. Die Creolen sind gemeiniglich gut gebaut, groß und stark; ihr Gesicht hat vielen Ausdruck, welcher durch die bräunliche Farbe ihrer Haut noch mehr erhöht wird. Die weisse und zarte Haut kälterer Länder, und die rothen Wangen, die man dort antrift, darf man unter einem brennenden Himmelsstriche nicht erwarten. Blick und Gang der Creolen haben den Ausdruck von Stolz, und von Gefühl des eigenen Werths. Bei den europäischen Damen sind sie, ihrer dunkelgelben Gesichtsfarbe und der geringen Cultur ihres Verstandes ungeachtet, sehr beliebt; hingegen den Männern in Europa sind sie verhaßt. Man behauptet, sie wären zu allem unfähig: die Natur habe sich an dem physischen Theile ihres Körpers erschöpft, und den moralischen ganz vernachlässigt. Diesen Vorwurf aber macht man ihnen, wie ich schon gesagt habe, mit Unrecht. Die Creolen beschuldigt man in Europa, daß sie einen sehr starken Hang zum Spiel hätten; sonst sind sie aufrichtig, großmüthig, gesellschaftlich, gastfrei mit Aufwand, eitel, zutraulich, tapfer, zuverlässige Freunde, und gute Verwandte. Aller der kleinen, selbstsüchtigen Laster, welche die Menschheit entehren, sind sie ganz unfähig. Bemerkenswerth scheint, daß es in den Colonien unter den Creolen niemals, oder doch nur äußerst selten, Verbrecher giebt. Dies allein zeugt schon

schon hinlänglich für die natürliche Güte ihres Charakters.

So sind die Creolen; aber weit interessanter ist der Charakter der westindischen Weiber, der Creolinnen. Gleich auf den ersten Blick unterscheiden sie sich von den Europäerinnen. Sie sind groß, schön gewachsen, schlank. Ihre Bildung hat den, Weibern wärmerer Himmelsstriche eigenen, Vorzug, daß die untere Hälfte des Körpers länger ist, als die obere. Dadurch werden alle ihre Bewegungen äußerst einnehmend und reizend. Vorzüglich aber ist ihr Gang zierlich, auszeichnend, stolz, schwankend, nachlässig, gefällig. Durch die leichte, dünne, dem warmen Klima angemessene, Bekleidung, welche mit dem griechischen Gewande große Aehnlichkeit hat, bemerkt das Auge nicht nur deutlich die Bewegungen und Beugungen aller Glieder, sondern es entdeckt sogar beinahe das Spiel der schönen Muskeln. Keiner der künstlichen Panzer, in welche europäische Frauenzimmer sich einschnüren, entstellt die natürliche Schönheit ihrer Bildung; keine Poschen verbergen fehlerhaft gebildete Hüften; kein Reifrock füllt magere Schenkel aus. Solcher Mittel bedürfen sie nicht. Sie bedecken nur leicht die Reize, welche ihnen die Natur verlieh; nur so viel, als nöthig ist, um dieselben dem Auge zu verhüllen, ohne sie jedoch ganz zu verbergen. Was aber die Creolinnen vorzüglich interessant macht, ist ihre Gesichtsbildung. Zwar sind sie nicht vollkommene Schönheiten; aber darum nur desto reizender. Regelmäßige Schönheit gefällt dem Manne von kaltblütigem Verstande, der immer Schönheit nur nach mahlerischen Regeln mißt und beurtheilt: nicht so regelmäßige gefällt hingegen mehr dem Manne von leb-

lebhafter Einbildungskraft, welcher in dem reizenden Gegenstande das zu sehen glaubt, was er selbst hinein- legt. Die Creolinnen haben weder die weisse Haut, noch die blühenden rothen Wangen der europäischen Frauenzimmer; die Farbe ihres Gesichts ist blaß, oft sogar etwas gelblich. Hier sind weder Rosen, noch Lilien; aber dagegen das, was man in Frankreich vor- züglich und ausschliessungsweise Physiognomie nennt; Ausdruck im Gesichte. Dazu tragen ihre offenen, gro- ßen, lebhaften, schwarzen Augen nicht wenig bei. Die- ses Auge, dessen Stern von dem obern Augenliede zum Theil bedeckt wird, und das untere Augenlied nicht ganz berührt, ist das wahre Auge der Schönheit; das Auge, dem nichts widersteht. Es hat alle schmachtenden Reize des blauen Auges; und noch vieles vor demselben vor- aus. Drängt es sich unter dem obern Augenliede ein wenig hervor: so wird es lebhaft, fröhlich, geistreich, feurig, leidenschaftlich. Verbirgt es sich etwas mehr unter den langen, schwarzen, seidenen Wimpern: so wird es sanft, schmachtend, wollüstig, andächtig,

Occhi pietosi a riguardare; a mover porchi,

wie Ariost sagt. In einem solchen Auge mischt sich unwiderstehlich reizend sanftes Schmachten, und an- lockende Lebhaftigkeit; auf eine herzenrührende Weise schmelzen in den Blicken eines solchen Augenpaares Zärtlichkeit und Freude in einander.

Die Creolinnen kleiden sich mit vielem Geschmacke. Sie verstehen sich darauf, durch ihren Anzug alles Schöne, was ihnen die Natur gab, auf das Beste zu zeigen. Verschönern wollen sie nie. Keine Creolin schminkt sich; sie weiß zu gut, daß das erborgte Roth die natürliche Farbe übel bekleiden würde.

Hin-

Hinsinkende Unthätigkeit, die aber weder Nachläs-
sigkeit, noch Kälte, noch Trägheit ist, zeichnet alle Be-
wegungen, alle Handlungen der Creolin aus. Von
Jugend auf gewohnt, nichts zu thun; von einem heis-
sen Klima erschlafft; von Sklaven umgeben, die jedem
Worte gehorchen, ehe es noch ganz ausgesprochen ist,
jeden Wink, jeden Blick ihrer Gebieterin verstehen;
verschläft sie die eine Hälfte des Tages, und vertändelt
auf weichen Polstern wollüstig hingestreckt, die andere
Hälfte. Zwischen dem Verzärteln ihrer Kinder; dem
Zanken mit ihrem Manne; dem Quälen ihrer Skla-
ven; und den Täuschungen einer lebhaften Einbil-
dungskraft, die alle ihre Freuden verschönert, alle ihre
Leiden unerträglich macht; verfließt ihr die Zeit: und
immer noch zu langsam. Ihre Nerven leiden bei dieser
unthätigen Lebensart, und ihr Körper wird außeror-
dentlich reizbar. Was eine europäische Dame kaum
bemerkt, erweckt bei der Creolin die heftigsten Ausbrü-
che von Zorn; und leider! sind nur zu oft ihre Sklaven
die Schlachtopfer dieser unbegreiflichen Mischung von
Indolenz und Lebhaftigkeit. Entsteht aber in der Creo-
lin ein Wunsch, ein Verlangen, eine Zuneigung: dann
schafft sich ihre ganze Gemüthsart um. Ein Funke von
Liebe verwandelt sich bei ihr bald in die stärkste Leiden-
schaft. Gewohnt, despotisch zu befehlen, will sie, ver-
langt sie, liebt sie, mit schrecklicher Heftigkeit. Erhält
sie, was sie verlangt — Gegenliebe; sind ihre Wünsche
befriedigt: so hört auch ihre Liebe auf, und sie sehnt
sich nach einem neuen Gegenstande. Finden sich aber
Schwierigkeiten: so wird sie hartnäckig und eigensin-
nig. Schwierigkeiten zu finden, ist ihr neu, und durch
die Neuheit gereizt, bemächtigt sich ihrer ganz der

Wunsch,

Wunsch, dieselben zu überwinden; und dann liebt sie mit einer Zärtlichkeit, mit einer Heftigkeit, mit einer Innigkeit, mit einer Anhänglichkeit an den geliebten Gegenstand, deren nur selten Weiber in Europa fähig sind. Will man sich hievon überzeugen: so erinnere man sich, daß die zärtliche Geliebte eines Sterne und eines **Raynal**, die berühmte **Eliza Draper**, eine Creolin war. Und welch eine unbeschreibliche Feinheit von Empfindungen herrscht nicht in ihren gedruckten Briefen! Welch eine glühende Wärme, die in dem kalten Europa beinahe erfriert! Welch ein zarter Hauch von Gefühlen, der in keine andere als in gleich gestimmte Seelen übergehen kann, und darum auch einen Sterne und Raynal bezauberte!

Gesellschaft von Männern suchen die Creolinnen sehr; aber mit ihrem eigenen Geschlechte und unter sich vertragen sie sich nicht. Die europäischen Damen sind ihnen ganz verhaßt; sie haben gegen dieselben eine wahre Antipathie. Immer glauben sie, man ziehe ihnen diese vor, und sind darüber aufgebracht und neidisch. Auf den Inseln besuchen sich die Creolinnen nicht oft, sind, wenn sie sich besuchen, gegen einander äußerst höflich, zuvorkommend und gefällig; aber selten, oder nie, hat man wahre, aufrichtige Freundschaft zwischen zweien von ihnen bemerkt. Sie verzärteln, wie ich schon gesagt habe, ihre Kinder, und lieben auch ihre Verwandten mit der lebhaftesten Anhänglichkeit. Unbeständigkeit, Veränderlichkeit, Capricen, schnell aufsteigende, und eben so schnell wieder vergehende Wünsche sind Hauptzüge ihres Charakters. Ihre Männer lieben sie; auf den Inseln bleiben sie denselben getreu, und leben in ihrer Gesellschaft, kleiner Zänkereien ungeachtet,

glücklich: reisen sie aber nach Europa, so kommen sie mit ganz andern Begriffen vom Ehestande von dorther zurück; daher erlaubt auch der Creole nicht gerne seiner Frau eine Reise nach der alten Welt. Stirbt der Mann: so ist er in kurzer Zeit von der Frau ganz vergessen, so zärtlich sie ihn auch vorher geliebt hatte. Nichts findet man seltener in den westindischen Inseln, als eine Witwe. Ueber solche schnelle Heurathen Creolischer Witwen habe ich sehr oft die europäischen Verwandten des ersten Mannes in Schottland und in Frankreich klagen hören; aber allemal schienen mir diese Klagen ungerecht: denn wer die Menschen kennt, weiß auch, daß die gefühlvollen, zärtlichen Seelen, die am feurigsten lieben, auch am schnellsten vergessen, und daß das Eine die unausbleibliche Folge des Andern ist, und nothwendig seyn muß. Im Ehestande, wie in der Liebe, sind die Creolinnen bis auf einen unglaublichen Grad eifersüchtig. Sie sind es ohne Grund, auf bloßen Argwohn, und die frei gelassenen schwarzen Sklavinnen, welche dem Manne dienen, werden daher allemal von seiner Frau gequält, und mit einem unerbittlichen Haß verfolgt, der nicht selten in empörende Grausamkeit ausartet. Eher will die Creolin den geliebten Gegenstand selbst, als seine Zuneigung verlieren; man hat daher nicht selten gesehen, daß Creolinnen ihre Männer, oder Liebhaber, welche ihnen zur Eifersucht Ursache gegeben hatten, vergifteten. Auch giebt es Beispiele von creolischen Weibern, die aus Eifersucht gestorben sind. Den Tanz lieben sie bis zur Uebertreibung und mit Leidenschaft; ungeachtet der Wärme des Clima, ungeachtet der Schwäche und Zartheit ihres Körpers, ungeachtet ihrer natürlichen Indolenz: sie wissen zu gut,

wie

wie sehr die Bewegung des Tanzens ihre natürlichen Reize erhöht, und wie vortheilhaft die Schönheit ihres schlank gebauten Körpers dabei erscheint. Sie tanzen heftig, und geben dabei den Takt an. Die meisten singen auch sehr schön, und mit Empfindung. Einsamkeit zieht die Creolin, auch in den Städten, aller Gesellschaft vor. Eben deswegen sind sie in Gesellschaft blöde und zurückhaltend. Den Unterhaltungston der europäischen Damen kennen sie gar nicht, und machen daher, wenn sie nach Frankreich kommen, mit den gesprächigen Frankreicherinnen einen sonderbaren Kontrast. Sie leben äußerst mäßig: Früchte, Zuckerwerk, Caffee, Chocolade, machen beinahe ihre ganze Nahrung aus. Niemals trinken sie Wein, aber desto häufiger Limonade. Auch halten sie selten Mahlzeiten zu bestimmten Stunden, sondern essen, wenn es ihnen einfällt. Langer Schlaf, Unordnung in der Lebensart, heftige Leidenschaften, und allzufrühes Heurathen, untergraben ihre Gesundheit, und schwächen ihren Körper; sie werden daher sehr frühe alt, und verlieren ihre Schönheit. Wie Blumen blühen sie; verwelken aber eben so schnell. Sie sind fruchtbar, und gebären leicht. So zärtlich sie auch ihre Kinder lieben, erlaubt die Sorge für ihre Gesundheit ihnen nicht, dieselben zu stillen, sondern sie wählen dazu eine gesunde und starke Negerin. Die Amme und das Kind sind beständig unter den Augen der Mutter, und sie sucht durch zärtliche Liebkosungen und durch mütterliche Sorgfalt ihrem Kinde die noch größere Sorge zu ersetzen, welche dasselbe von seiner Mutter zu erwarten berechtigt wäre, wenn nicht die Natur sie in die Unmöglichkeit gesetzt hätte, eine so angenehme Pflicht zu erfüllen. Die Amme wird allemal zur Belohnung frei gelassen.

Wenn man bedenkt, daß die Creolinnen keine andere Erziehung erhalten, als welche ihnen die Natur giebt: so muß man sich über ihren natürlichen, gesunden Verstand, und über ihre richtigen Urtheile wundern. Ihre Seele ist groß und stark, und den einmal gefaßten Entschluß halten sie unveränderlich: dadurch werden sowohl ihre Verirrungen größer, als auch ihre guten Entschlüsse fester. Vorzüglich zeichnen sie sich durch einen ungewöhnlichen Beobachtungsgeist; durch ein untrügliches Gefühl für alles, was gut, schicklich, anständig ist; durch Feinheit und Zartheit der Empfindung; und durch Erhabenheit der Gesinnungen aus. Das Gefühl leitet sie oft besser und richtiger, als europäische Damen durch Grundsätze geleitet werden. Vermöge eines, durch Erziehung und Lebensart genährten Stolzes, verachtet die Creolin alles, was klein und niedrig ist; haßt alle krummen Wege; alle verächtlichen Kunstgriffe; sie geht gerade zu; auch dann, wann sie unrecht geht. Gegen ihre Sklaven ist sie hart und grausam, aber gegen alle andern Menschen gefällig, dienstfertig, mitleidig und wohlthätig. Sie bedaurt den Unglücklichen, der sie um Hülfe anfleht; sie weint mit ihm, und giebt ihm reichlich; befiehlt aber, vielleicht eine halbe Stunde nachher, wegen eines geringen Versehens, einen Sklaven bis auf das Blut zu peitschen, und sieht ohne Mitleiden zu, wenn der Befehl vollzogen wird. Doch nimmt die grausame Behandlung der Sklaven täglich ab, und viele Creolinnen haben schon angefangen, die schwarzen Menschen auch als Menschen zu behandeln. Möchte doch dieses schöne Beispiel bald allgemein und überall nachgeahmt werden! Wie viel ein solches Betragen gegen die Neger

für

für ihre Ausbildung wirken würde, davon sind die freigelassenen Neger in Nordamerika ein auffallendes Beispiel; denn unter ihnen giebt es schon jetzt geschickte Aerzte, vortrefliche Dichter, und vorzügliche Mahler, die sich durch Erfindung und Darstellung auszeichnen.

Frankreich besitzt in Europa auch noch die Insel **Corsika**. Der Anblick dieser schönen Insel ist vom Gestade des Meeres außerordentlich reizend. Amphitheatralisch erhebt sich vom Ufer das Land. Im Vorgrunde erblickt man angebaute Felder und Gärten, worin Weinreben, Maulbeerbäume, Oelbäume, Orangenbäume und Citronenbäume stehen. Weiter herauf sieht man zerstreute Landhäuser, Klöster und kleine Dörfer; und endlich hinter diesen, nackte, kahle Felsen. Das Klima ist warm, das Wetter beinahe immer schön, und der Himmel rein und unumwölkt. Im Ganzen ist die Insel wenig angebaut, und die Abgaben, so groß sie auch sind, bezahlen nicht die Kosten, welche ihre Unterhaltung erfordert. Der Corse, eines herumirrenden Lebens gewohnt, läuft in unzugänglichen Gebürgen umher. Er hat Verstand und Scharfsinn; ist tapfer und kühn; hat einen unbezwinglichen Hang nach Freiheit und Unabhängigkeit, wie alle Gebürgbewohner; ein Hang, der bei ihm durch den Druck der französischen Regierung und durch die bürgerlichen Kriege noch zugenommen hat. Er ist mäßig: Kastanienmehl und Ziegenmilch oder Schaafmilch macht den größten Theil seiner Nahrung aus; darum vernachlässigt er den Feldbau. Er ist aufrichtig, großmüthig und gastfrei: gern theilt er mit dem Reisenden, welcher ihn in den Gebürgen besucht, seine Kastanien und seinen Käse. Er ist stolz, träge, rachsüchtig, abergläubisch und unreinlich. Sein Weib und

seine Töchter behandelt er als Sklavinnen, und läßt sie die härteste Arbeit verrichten. Seine Kleidung besteht aus einem langen wollenen Mantel mit einer Kapuze; ein Mantel, der genau so aussieht, wie die Kutte der Kapuziner. Niemanden gehorcht er, vor niemand bückt er sich, als vor einem unreinlichen Bettelmönche. Diesem küßt er den Saum des Rockes und die schmutzige Hand: wenn dieser ihm droht, dann zittert er; sonst nie. Die häßlichen, ekelhaften, verächtlichen, dummen Bettelmönche machen sich die Ehrfurcht, welche der Corse für ihre heiligen Mährchen hat, zu Nutze, und erhalten das Volk in Unwissenheit und Aberglauben. In den Städten ist der Corse gebildeter, und weniger rauh; er macht aber doch noch immer mit den französischen Stutzern einen sonderbaren Kontrast. Die Weiber in den Städten sind stolz und eitel, aber schön und geistreich. Das Spiel lieben sie bis zur Uebertreibung. Mit den französischen Damen können sich die Corsikanerinnen nicht vertragen; Sitten und Gemüthsart sind zu sehr verschieden.

Der **Nationalcharakter** der Frankreicher läßt sich, wie mir scheint, auf folgende Punkte zurück führen. Der Frankreicher ist eitel; unreinlich; mäßig; geschwätzig; heftig; unterrichtet. Die **Eitelkeit** der Frankreicher aus allen Ständen, und in jedem Alter, ist unglaublich groß. Immer suchen sie nur zu scheinen; nie zu seyn. Immer sehen sie nur auf das Aeußere, auf das, was in die Augen fällt, und vernachlässigen darüber das Wesentliche, die Sache selbst. Eine schöne Figur ist daher in Frankreich eine große Empfehlung, und Kleider machen daselbst, im eigentlichen Sinne des Worts, Leute. Ein Frankreicher lebt von Brod und

Wasser,

oder wenigstens von Caffee und Brod, wenn es ihm an Gelde fehlt, und verwendet das wenige, was er hat, auf seine Kleider. So kümmerlich er sich auch oft behelfen muß: so wenig darf dieses in seinem Anzuge sichtbar seyn. Jeder Frankreicher hat Achtung für sich selbst, wenn er gut angezogen ist, und glaubt zu seyn, was er vorstellt. Aus eben dieser Eitelkeit entsteht auch der Antheil, den man in Frankreich an Allem nimmt, was den Hof betrift, und die große, übertriebene Ehrfurcht für den König. Hofneuigkeiten, so unbedeutend sie auch seyn mögen, werden in Caffeehäusern und in Privatgesellschaften mit wichtiger Miene erzählt und wieder erzählt, und derjenige Erzähler, dem viele solche kleine Anekdoten bekannt sind, wird dadurch ein Mann von Ansehen und Gewicht. Für seinen König hat (hatte, muß man jetzt sagen) der Frankreicher eine Achtung und eine Ehrfurcht, die bis zum Uebertreiben geht; er ist stolz auf die Größe, auf die Macht, ja sogar auf den Despotismus des Königs. Aus unzählichen Anekdoten, die ich als Beweise anführen könnte, wähle ich nur eine. Lord Stair, der engländische Gesandte am französischen Hofe, sprach einst in einem freundschaftlichen Gespräche etwas verächtlich von Ludwig dem Funfzehnten. Der Minister antwortete ihm ganz kaltblütig: „Herr Gesandter, so lange Ihre unbesonnenen Reden bloß mich betroffen haben, habe ich um des Friedens willen still geschwiegen, wenn Sie aber künftig jemals im Gespräche mit mir die dem Könige schuldige Ehrfurcht vergessen, so lasse ich Sie aus dem Fenster werfen, darauf können Sie Sich verlassen.„ Diese dreiste Antwort wurde bald öffentlich bekannt, und der Minister erhielt dadurch eine Popularität

rität so groß, als er sie durch Aufhebung der Salzsteuer kaum würde erhalten haben.

Die **Unreinlichkeit** der Frankreicher ist unglaublich groß, vorzüglich in den südlichen Provinzen; in der Provence und in Languedoc. Reinlichkeit und Betriebsamkeit sind, wie mir scheint, immer mit einander, bei jedem Volke, verbunden, und beide stehen in einem so genauen Verhältnisse, daß man beinahe zuverlässig, wenn man den Grad der einen kennt, auch auf die andere schließen kann. Beide findet man vorzüglich in freien und wohlhabenden Staaten, wo die untern Klassen des Volkes durch die Arbeit ihrer Hände mehr erwerben können, als unumgänglich nothwendig ist, um sich die Bedürfnisse des Lebens anzuschaffen. Auch die Religion hat auf beide einen auffallenden Einfluß. Betriebsamkeit und Reinlichkeit sind bei derselben Regierungsform, und unter übrigens völlig gleichen Umständen, allemal größer in protestantischen Ländern, als in katholischen; davon sieht man in der Schweiz das allerauffallendste Beispiel. Wahrscheinlich liegt der Grund in den vielen Feiertagen der Katholiken, den vielen Opfern für Seelenmessen, und andern ähnlichen Ursachen. In Frankreich ist ein gänzlicher Mangel an Betriebsamkeit; die reichsten und größten Kaufleute sind Ausländer, hauptsächlich Schweizer. Die reichsten Banquiers in Paris und Lyon sind alle, ohne Ausnahme, Schweizer.

Wo Reinlichkeit fehlt, da fehlt auch zuverlässig Gefühl für Anständigkeit; und **Sittsamkeit**, a) welche die

a) In der französischen Sprache giebt es nicht einmal ein Wort, welches Sittsamkeit, oder das, was der Engländer delicacy nennt, ausdrückte.

die Reinlichkeit des Gemüths ist. Der Mangel an Sittsamkeit an dem feinen, zarten, edlen Gefühle, vermöge welches wir einen dichten Schleier über alle Gegenstände zu werfen suchen, die uns an unsere Verwandtschaft mit den Thieren erinnern, und die süße Illusion, daß wir göttlichen Ursprungs und ganz Seele sind, stören könnten; der Mangel an diesem Gefühle, dem wahren Gürtel der Venus, welchen selbst Jupiter, als Juno denselben trug, nicht eher zu lösen wagte, als bis er sich mit ihr in eine dichte, den Augen der Götter und der Sterblichen undurchdringliche Wolke gehüllt hatte: der Mangel an diesem Gefühle, sage ich, ist in Frankreich sehr auffallend, und bei dem andern Geschlechte in der That empörend. Was Madame Rambouillet in Joriks Reise that und sagte, das thun und sagen täglich auf den Boulevards zu Paris am hellen Mittage Damen vom ersten Range und besten Tone. Ich habe Engländerinnen gekannt, welche, wenn sie den sonderbaren Anblick zum erstenmale sahen, nicht nur erschrocken sich wegwandten, sondern in fürchterliche Wuth darüber geriethen, und von diesem Augenblicke an die französische Nation haßten und verabscheuten: sie hielten nemlich durch einen so gänzlichen Mangel an Sittsamkeit ihr ganzes Geschlecht für beleidigt.

Die große Mäßigkeit der Frankreicher im Essen nnd Trinken ist bekannt. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Gemüse, Obst, Caffee, dünnen Fleischbrühen; selten aus Fleisch. Wein trinken sie wenig, und niemals unvermischt. Um Leckereien bekümmern sie sich nicht, und essen mehr um den Hunger zu stillen, als um die Zunge zu kützeln. Von den Engländern sind sie in Allem, was Mäßigkeit betrift, gerade das Gegentheil, und

und wenn man die Lebensart beider Nationen genau kennen gelernt hat, so wundert man sich nicht länger, daß die eine größtentheils aus fetten und starken, die andere hingegen aus schwachen und hagern Menschen besteht. Der vorzüglichste Spott der Engländer gegen die Frankreicher bestand von jeher darin, daß sie denselben vorwarfen, sie müßten sich mit magerer Suppe und Froschschenkeln begnügen, während sie selbst sich mit Rinderbraten mästeten. Wie man sich etwas darauf zu gute thun könne, ein starker Fresser zu seyn, und wie man über Mäßigkeit spotten könne, das konnte der Frankreicher nie einsehen, und zuckte daher die Achseln, wenn er hörte, daß ihm der Engländer einen so lächerlichen Vorwurf machte. Charakteristisch ist unstreitig dies Betragen für beide Nationen; aber die unpartheiische Philosophie entscheidet zu Gunsten des Frankreichers, der besser seinen Geist als seinen Körper nährt.

Die Gesprächigkeit der Frankreicher, welche sehr oft in Geschwätzigkeit, aber nur selten in Schwatzhaftigkeit ausartet, kennt jedermann. Man hört ihnen gern zu, und ihr Umgang ist belehrend; denn sie sprechen selten oder nie von Dingen, die ihnen unbekannt sind, sondern gemeiniglich nur von Gegenständen, die sie kennen, oder die sie wenigstens zu kennen glauben. Im Gespräche hat der Frankreicher vor allen übrigen Nationen der Welt auffallende Vorzüge. Einer seiner großen Fehler ist die heftige Gestikulation und die Leidenschaft, mit welcher er seine Gedanken vorträgt. Der Eifer, mit dem er seine Meinung vertheidigt, erlaubt ihm nicht, Gegengründe anzuhören, und vermöge seiner natürlichen Heftigkeit und Ungeduld

duld unterbricht er wohl gar im Gespräche seinen Gegner, ehe dieser noch seine Rede geendigt hat. Der Umgang mit unterrichteten Frankreichern ist daher immer nur für den Hörer, und selten oder nie für den Sprecher lehrreich, so ein verständiger Mann der Zuhörer auch seyn mag. Der unverzeihliche Fehler des Unterbrechens im Gespräche, welcher allemal einen einseitigen Mann verräth, und Eitelkeit und Eigenliebe bezeichnet, dieser Fehler war dem großen **Franklin** während seiner Gesandschaft in Frankreich im Umgange vorzüglich unangenehm und auffallend. Wenn er bei guter Laune war, pflegte er den muntern Frankreichern zu beweisen, daß die nordamerikanischen Wilden weit höflicher wären, als sie. „Wenn diese Wilden „versammlet sind, sagte er, so steht derjenige, welcher „sprechen will, auf, und alle übrigen beobachten indessen ein tiefes Stillschweigen. Hat er seine Rede geendigt, und sich wiederum niedergesetzt, so lassen sie „ihm noch fünf bis sechs Minuten Zeit zum Nachdenken, damit, wenn er noch etwas zu sagen vergessen „haben sollte, oder etwas hinzu zu setzen hätte, er noch „einmal aufstehen und es hersagen könne. Einander „zu unterbrechen, sogar im gewöhnlichen Gespräche, „wird für höchst unanständig gehalten. Wie verschieden ist nicht diese Sitte von dem Conversationston „vieler zierlichen Gesellschaften in Europa; wo, wenn „Ihr Eure Meinung nicht so schnell als möglich herplappert, Ihr von der ungeduldigen Geschwätzigkeit „derer, mit denen Ihr sprecht, mitten in Eurer Rede „angehalten werdet, ohne daß Euch erlaubt würde, „dieselbe zu endigen!„

Die

Die Heftigkeit der Frankreicher ist in allen ihren Handlungen sehr groß; diese Heftigkeit ist mit Ungeduld, Unbeständigkeit, Flüchtigkeit, Leichtsinn und Veränderlichkeit verbunden; und alle diese Eigenschaften sind so innig in den Nationalcharakter der Frankreicher verwebt, machen so sehr Grundzüge desselben aus, daß man sie nicht nur in den Debatten der Nationalversammlung deutlich entdeckt, sondern daß auch diese Versammlung sogar geglaubt hat, in ihren Verhandlungen darauf Rücksicht nehmen zu müssen, und nicht vergessen zu dürfen, wie der Charakter der Nation beschaffen sey, welcher sie Gesetze vorschreiben will. Man höre, wie sich ein berühmtes Mitglied der Versammlung, Herr **Rabaud de St. Etienne**, darüber ausdrückt: „Eine Bemerkung ist der Nationalversammlung nicht entgangen; nemlich die Kenntniß des Nationalcharakters der Frankreicher, welche sich auch in „der Versammlung selbst deutlich genug gezeigt hat. „Schnell im Fassen, schnell im Ausführen, ungeduldig „zu genießen, entdeckt der Frankreicher nicht sobald das „Ziel, als er auch schon brennt, dahin zu gelangen. „Schwierigkeiten sind ihm Mittel, Widerstand Bewegungsgründe, und der Damm, durch welchen man „diesen Strom aufzuhalten sucht, dient zu weiter nichts, „als ihn reißender zu machen. Ein solches Volk darf „nicht wie ein anderes geführt werden. Langsamkeit des „Magistrats und tiefes Nachdenken über die Mittel hätten es in Unthätigkeit eingeschläfert. Zu viele Betrachtungen machen ihm zu viel Langeweile. Die Athenienser „führte man mit Worten; aber die thätigen Frankreicher wollen Handlungen; ihre Ungeduld verlangt „Thatsachen: alles, was sie lange aufhält, bringt sie

„auf,

„auf, oder erweckt in ihnen Widerwillen, und dann „gehen sie plötzlich zu andern Gegenständen über, um „ihre unermüdete Thätigkeit ausüben zu können. Oberflächige Beobachter halten den Frankreicher für veränderlich und flüchtig; aber in dem, was ich so eben „gesagt habe, liegt der Grund dieses Irrthums. Der „Frankreicher giebt den Gegenstand, nach welchem er „strebte, auf, sobald sein schneller und sicherer Blick „ihm zeigt, daß es klüger sey, darauf Verzicht zu „thun: aber er verfolgt denselben hartnäckig, so lange „seine Thätigkeit dabei Beschäftigung findet. Er verläßt den Gegenstand seines Wunsches leichter, als ein „anderes Volk, weil er ihn früher erschöpft: dieser Unterschied ist eine Folge der Schnelligkeit seines Scharfsinns und der Heftigkeit seines Charakters.„ a)

Im Ganzeu genommen ist der Frankreicher besser unterrichtet; er kennt Personen und Sachen besser, als alle andere Völker des Erdbodens. Aber seine Kenntniß ist gemeiniglich einseitig; selten oder niemals gründlich und wissentschaftlich, weil er sie nicht, wie wir, aus Büchern schöpft, oder durch eigenes Nachdenken erlangt, sondern ganz allein durch den Umgang und aus der Conversation lernt. Originale Schriftsteller giebt es in Frankreich eben so wenig, als es dort in der Gesellschaft Sonderlinge giebt. Ein Sonderling zu seyn, eigene Meinungen haben zu wollen, heißt in Frankreich sich lächerlich machen. Jeder spricht, und denkt, und ißt und trinkt, und kleidet sich wie sein Nachbar, oder wie die Gesellschaft, mit welcher er täglich umgeht: wer sich anders beträgt, verliert von

a) Nouvelles réflexions sur la nouvelle division du Royaume.

von diesem Augenblicke an das Recht, in dieser Gesellschaft zu erscheinen. Und stellte er auch die Weisheit in eigener Person vor, wäre er ein Sokrates, ein Plato, ein Zeno, ein Epictet: so würde ihn alle seine Weisheit verächtlich machen, wenn er sich unter das allgewaltige Joch der Mode nicht beugen wollte. Gerade aus dieser Ursache sind die Frankreicher von manchen Fehlern nicht zu bessern; gerade aus dieser Ursache sind sie zur Freiheit völlig ungeschickt und unvorbereitet. Freiheit ist jetzt in Frankreich Mode, und wird auch als Modesache behandelt. Man muß heftiger Aristokrat oder heftiger Demokrat seyn; sonst steht man allein. Bald aber wird der Enthusiasmus erkalten, bald wird die Mode vorüber gehen, eine andere Mode wird diese verdrängen, und jeder Menschenfreund stimmt wohl mit mir in den Wunsch ein, daß es eine weniger gefährliche Mode seyn möge!

Die ernsthaften **Wissenschaften** (die spekulativen sowohl als die praktischen) sind in Frankreich im größten Verfall; aber alles, was zum Flitterstaat der Gelehrsamkeit gehört, ist dort im größten Flor. Fein gedrechselte Perioden; blendende Antithesen; hinreißende Deklamation; simulirte Empfindung; Krokodillthränen erlogener Gefühle; der Stelzengang der Uebertreibung; verführerische Kunstgriffe der Sophisterei; und was es sonst noch für verächtliche Mißbräuche der Beredsamkeit geben mag, die man bey einer gesunkenen, verdorbenen, verfallenen Nation in dem letzten Zeitpunkte ihrer Existenz allemal antrift, und in Griechenland im Zeitalter der Sophisten, so wie zu Rom unter den Kaisern, findet; alle diese verächtlichen Künste, welche die Menschheit entehren, indem sie Vernunft und

Wahr-

Wahrheit verbannen; alle diese Künste sage ich, haben die Schriftsteller Frankreichs bis zu einer Höhe gebracht, wovon wir in Deutschland noch gar keine richtige Begriffe haben, und die doch gewiß die Aufmerksamkeit und die Untersuchung des Philosophen verdient.

Alle ernsthaften Wissenschaften sind hier, wie ich schon gesagt habe, im Verfall. Die Theologie ist die Theologie der Sorbonne, die vormalige Theologie der Jesuiten. Priester und Mönche sind unwissend, aberglaubisch und unaufgeklärt. Sie theilen das Volk in zwei große Klassen: in solche die nichts, und in solche die Alles glauben. Mit der ersten Klasse geben sie sich nicht ab; mit der zweiten hingegen, die in Frankreich noch außerordentlich groß ist, beschäftigen sie sich ganz. Dieser Klasse erzählen sie ihre heiligen Mährchen, hören die Beichte an, und nehmen (was die Hauptsache ist) das Geld in dieser Welt für Seelenmessen, welche den Verstorbenen in jener Welt zu gute kommen sollen. In den Klöstern herrscht eine Finsterniß des Geistes, wie im Zeitalter eines Hildebrandts. Da giebt es keine aufgeklärte, gelehrte, verehrungswürdige Aebte, wie in einigen Klöstern Deutschlands; da giebt es keine Mönche, wie zuweilen unter uns, die lesen, denken und untersuchen. In der Bibliothek des Klosters modern dort und zerfallen in Staub die kostbarsten Ueberreste des Alterthums; noch unbekannte, nicht edirte, klassische Schriftsteller; Die Bibliothek wird nie geöffnet, viel weniger benutzt, und einen aufgeklärten, philosophischen Bibliothekar, wie der Bibliothekar des Klosters zu St. Gallen in der Schweiz ist, würde man in ganz Frankreich vergeblich suchen. Indessen zeichnen sich unter den Mönchen die Benediktiner aus, so wie

sie

sie sich überall und von jeher ausgezeichnet haben. Einige von ihnen, die Kongregation von St. Maurs, haben uns ein diplomatisches Werk geliefert, das der Zeit trotzt, und durch welches ihr Name noch bei der Nachwelt mit Dank genannt werden wird.

In den Nonnenklöstern ist Finsterniß und Aberglaube noch größer, und in einigen derselben, in den südlichen Provinzen Frankreichs, gehen Greuel vor, die ich nicht erzählen mag, ob ich sie gleich zuverläßig weiß, da ich einst wegen einiger Folgen derselben, als Arzt um Rath gefragt worden bin; indem die Aebtissin einen einheimischen Arzt zu fragen, nicht wagen durfte. Als einen Beweis der Denkungsart französischer Nonnen, kann ich mich nicht enthalten folgende Bemerkung zu erzählen, die ich einst von ohngefähr machte. Auf meiner Reise durch die Provinzen Frankreichs, im Jahr 1785, kam ich nach Agen. Es war zwar noch früh am Tage, indessen bestimmte mich die schöne Lage des Städtchens an der Garonne, und das vortreffliche Wetter, die Nacht da zuzubringen. Nachdem ich im Gasthofe die nöthigen Einrichtungen getroffen hatte, gieng ich aus und spazierte in der Gegend umher. Eben war ich im Begriff nach dem Gasthofe zurückzukehren, als ich in einer Straße der Stadt die Kapelle eines Nonnenklosters offen fand. Ich gieng hinein und fand die Kapelle klein, aber recht artig. Ich war im Begriff wieder herauszugehn, als mich die Bemerkung, daß ich ganz allein war, und der schöne Anblick der letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche durch die Fenster der Kapelle die gegenüberstehende Wand vergoldeten, zurückhielt. Ich stellte mich, auf eine Lehne gestützt, dem Hauptaltar gegenüber, und verlohr mich in Gedanken

über

über einen Gegenstand, der mich eben damals sehr beschäftigte. Aus diesem Traume wurde ich auf die sonderbarste Weise aufgeweckt, als ich meine Augen in die Höhe hob und die Malerei an der Decke erblickte. Ein so merkwürdiges Gemälde war mir noch nicht vorgekommen. Eine Nonne, umgeben mit himmlischem Glanze, scheint aus Fülle von angenehmen Empfindungen in Ohnmacht zu sinken. Nachlässig hingestreckt liegt sie da; mit halb geschlossenen, wollusttrunknen Augen, mit schmachtendem Blicke und mit ausgestreckten Armen erwartet sie ihren himmlischen Bräutigam, der auch in Gestalt eines schönen und zärtlichen Jünglings aus den Wolken herabsteigt. Nahe dabei steht folgende Inschrift:

Quid non conatur Amor!
Coelos in terris adumbrare
Carmeli filiae tentarunt,
Anno Salutis
1773.

Einen solchen Begriff also machen sich die Nonnen vom Himmel; in Fülle hoffen sie dort zu genießen, was ihnen auf der Erde auch nur zu kosten verboten bleibt.

Ist die Theologie in Frankreich im Verfall, so ist es die Arzneiwissenschaft noch weit mehr. Von dieser kann man in der That sagen, sie sey seit funfzig Jahren gar nicht vorgerückt. Daher ist in Frankreich die Profession eines Arztes sehr verachtet. Der Titel eines Doktors, welcher in England adelt und den Rang vor allen Landedelleuten (Esquires) giebt; dieser Titel, welchen man in England als eine Belohnung solchen Gelehrten schenkt, die sich durch ihre Verdienste um das

mensch-

menschliche Geschlecht auszeichnen, wie z. B. einem Franklin, einem Priestley, einem Herschel; dieser Titel, den in England die Professoren auf Universitäten dem Professortitel vorziehen, und sich immer (zum Unterschied von denjenigen Professoren, welche nicht zugleich Doktoren sind) Doktor und nicht Professor nennen; dieser Titel ist in Frankreich nicht nur von keinem Werthe, sondern er macht lächerlich und setzt dem Spotte aus. Der erste Rath, den mir meine Freunde gaben, als ich zum erstenmale nach Paris kam, war, daß wenn ich mit Personen von Stande umzugehen und in Gesellschaften vom ersten Range zu kommen wünschte, (welches, wie sie wußten, meine Absicht war) ich nothwendig diesen gothischen Titel, der, wie sie sagten, in Frankreich allemal einen Mann von schlechter Erziehung und ohne bürgerliche Ehre, mit einem Worte einen Menschen aus dem Tiers-Etat bezeichne, ablegen müsse. Ich befolgte den Rath und fand, daß das, was sie mir gesagt hatten, Wahrheit war. In Frankreich hätte ich mit meinem Doktortitel in manche Gesellschaft gar keinen Eintritt erhalten, in welcher ich ohne diesen Titel mit vieler Höflichkeit aufgenommen wurde. In England war es nachher ganz anders; dort wurde mir in den Provinzen um dieses Titels willen viele unverdiente Ehre bewiesen, welche ich ohne denselben nie erhalten hätte. So sind die Menschen! Immer lassen sie sich von Tönen, Titeln und leeren Worten führen! So giebt derselbe Titel Verdienst, oder nimmt es, je nachdem in dem Lande, in welchem man sich befindet, die Mode ist! Der wahre Weise lacht darüber; er läßt gerne jedem Menschen sein Spielwerk; er weiß, daß, wenn in ein von lauter Bucklichten bewohntes Land, ein

ein gerade und schlank gewachsener Mensch käme, die Bucklichten alle über ihn spotten, und ihn als mißgestaltet verachten würden. Darum muß man auch, wie Helvetius sagt, den Buckel des Landes tragen, in welchem man sich befindet, und nicht vergeblich reformiren wollen. a) Verbessern und reformiren sind zwei sehr verschiedene Dinge. Spartam nactus es; hanc exorna!

Ich komme nun von dieser Abschweifung, wegen welcher ich den Leser um Verzeihung bitte, wieder auf den Zustand der Arzneiwissenschaft in Frankreich zurück. In Deutschland und in England ist der Stand eines Arztes mit Recht ein sehr angesehener Stand, denn derselbe erfordert in diesen beiden Ländern mehr Zeit und größere Kosten, um sich zu einem gewissen Ansehen darin zu erheben, als jeder andere gelehrte Stand. Ein Arzt, der seine Wissenschaft gründlich kennen lernen will, muß, mehr oder weniger große, Reisen ausser seinem Vaterlande unternehmen, um in mehrern Ländern Kranke zu beobachten, und die verschiedenen Kurmethoden verschiedener Länder mit einander vergleichen zu können. Ein nicht gereiseter Arzt bleibt allemal, wenn er nicht ein Mann von außerordentlichem Genie ist, einseitig, und voller Vorurtheile seines Vaterlandes. Diese Wahrheit wird auch so allgemein einge-sehen,

a) S'il descendoit du Ciel un sage, qui dans sa conduite ne consultât que les lumières de la raison; ce sage passeroit universellement pour fou. Tout peuple admire ses défauts et méprise les qualités contraires. Pour réussir dans un pays, il faut être porteur de la bosse de la nation, chez laquelle on voyage. *Helvetius* de l'esprit.

sehen, daß engländische und deutsche Aerzte eine Reise außer ihrem Vaterlande als unumgänglich nothwendig zur Vollendung ihrer Studien ansehen; nnd seitdem dieser vortreffliche Grundsatz allgemein angenommen worden ist, hat die Arzneiwissenschaft in beiden Ländern große Schritte zu ihrer Vervollkommnung gethan, während sie in allen den Ländern, deren Aerzte nicht reisen, (in Spanien, Italien, Frankreich) zurückgeblieben ist. Diese Bemerkung ist wichtig, und ich werde dieselbe an einem andern Orte weiter ausführen. In Frankreich wird die Arzneikunde von dem aufgeklärten Theile der Nation in eben den Rang gesetzt, wie die Goldmacherkunst. Beide, sagt man, versprechen viel und halten nichts; beide erhalten sich auf Unkosten der Leichtgläubigen; und beide verdienen die Verachtung und den Spott des Philosophen. Der Frankreicher, welcher so spricht, hat auch in der That nicht Unrecht, wenn er dieses strenge Urtheil nur von den Arzneigelehrten seiner Nation fällt; denn diese sind, beinahe ohne Ausnahme, die unwissendsten, verächtlichsten Quacksalber; Menschen ohne Kenntnisse, ohne Grundsätze, ohne Moral, ohne Gewissen. In den Häusern der Kranken, zu denen sie gerufen werden, spielen sie die Rolle des Beichtvaters; das heißt: sie dringen in die Geheimnisse der Familie, und machen sich unentbehrlich, weil man, nachdem sie einmal mit alle dem bekannt geworden sind, was man gerne verborgen halten möchte, nicht ohne Gefahr, wenigstens nicht ohne Furcht, durch ihre Schwatzhaftigkeit zu leiden, sie verabschieden kann. Gerade aus dieser Ursache sind auch sehr viele Exjesuiten Aerzte geworden; sie legten nur die Kutte ab, und trieben nachher dasselbige Geschäfte, das sie vorher getrie-

getrieben und in der Schule der Jesuiten gelernt hatten, und mit demselben Erfolge. Die ganze Wissenschaft der französischen Aerzte besteht darin, ein Abführungsmittel, eine Aderlässe, oder ein Klystier zu verordnen; ohne Rücksicht, ob die Krankheit gerade dieses oder jenes Mittel erfordere. Von jeher haben die Jesuiten gequacksalbert, vorzüglich gaben sie häufige Brechmittel, und man behauptet, daß aus dieser Ursache, seit Aufhebung des Jesuiterordens, der Gebrauch der Brechmittel in katholischen Ländern weit allgemeiner und unbedingter geworden sey, als er vorher gewesen war. Eine andere Ursache der Verachtung, in welche die Arzneiwissenschaft in Frankreich gefallen ist, besteht darin, daß sich die Aerzte gar nicht durch vorzügliche Schriften ausgezeichnet haben. Die medicinischen Schriften in Frankreich sind so schlecht geschrieben, so unkorrekt; so durch Sprachfehler und durch unverständliche, undeutliche Ausdrücke entstellt; so leer an großen Gedanken und an neuen Ideen; daß bei einer Nation, bei welcher die Kunst vortrefflich zu schreiben, als die höchste Stufe menschlicher Vollkommenheit angesehen und dem zufolge über alles andere geschätzt wird, Werke, welche so weit von diesem Ideal der Vollkommenheit sich entfernen, unmöglich geachtet werden, oder ihren Verfassern Ruhm erwerben können. Jeder Leser, welcher auch nur einen flüchtigen Blick in das Buch thut, und darin so viele Worte und so wenig Ideen findet, und noch überdies barbarische Ausdrücke, bei welchen sich weder Verfasser noch Leser etwas Deutliches und Bestimmtes denken können, wie z. B. Schärfe: **Unreinigkeit des Geblütes; Reizbarkeit der Nerven; Unordnung der Lebensgeister; Hitze im Geblüte; Verstopfung**

der Gefäße; Saburra; a) und hundert andere ähnliche, nichtsbedeutende Worte; jeder, sage ich, welcher diese Ausdrücke findet, die in einem Lande, wo die Kunst schön zu schreiben so hoch gestiegen ist, und so sehr geschätzt wird, barbarisch klingen müssen, legt das Buch aus der Hand, und seine Verachtung der göttlichen Kunst nimmt zu, statt daß er nur dem Verfasser darüber Vorwürfe machen sollte. Aus den Schriften der engländischen Aerzte sind alle solche unphilosophische und barbarische Ausdrücke schon längst verbannt, und auch aus den Schriften deutscher Aerzte werden sie es in unsern Zeiten mehr und mehr. Von der königlichen medicinischen Societät in Paris, welche in Frankreich in der Arzneiwissenschaft den Ton angiebt, bemerkt man, daß sie unter ihren einheimischen Mitgliedern auch nicht einen einzigen berühmten praktischen Arzt zählt; daß sie nicht einmal korrekt schreibt; b) und daß unter allen Schriften, welche sie in den letzten Zeiten gekrönt hat, auch nicht eine einzige von einem berühmten Manne ist; auch nicht eine einzige, welche sich über das Mittelmäs-sige

a) Acrimonie, fougue des humeurs, ebullition du sang, trouble des esprits, racornissement, crispation des nerfs tensions des fibres, engorgements, obstructions des vaisseaux, saburre.

b) In dem Programm der Société Royale de médecine für 1785 kommt folgende Stelle vor: Il est essentiel, de détruire ici *l'erreur*, où sont quelques médecins, physiciens & chirurgiens, qui ne correspondent point avec la société, parcequ'elle a déja des Associés et Correspondants, dans les lieux. qu'ils habitent. La compagnie est éloignée d'avoir adopté ce *principe*. (Quel est ce *principe?* On n'a parlé que d'une *erreur;* & qu'elle est cette erreur?)

sige erhebt, oder in Deutschland und England als Inaugural-Dissertation Aufsehen gemacht haben würde. Die vortreffliche Schrift des Hrn. Doktor Kortum über die Scropheln, macht allein eine rühmliche Ausnahme von dieser sonst durchaus wahren Bemerkung. Auf den französischen Universitäten ist die Arzneiwissenschaft im allergrößten Verfall. c)

Unter allen ernsthaften Wissenschaften ist keine so sehr in Frankreich im Verfall als die **Philosophie**. Auch nur eine flüchtige Betrachtung der sonderbaren Schicksale, welche diese reizende Göttin (die, zur Führung der Sterblichen bestimmt, vom Himmel auf die Erde herabstieg) betroffen haben; auch nur eine flüchtige Betrachtung ihrer Schicksale erweckt Erstaunen und Verwunderung. In ihrer Kindheit, ehe noch alle ihre Reize sich entwickelt hatten, schien sie sanft, einnehmend und gesprächig; sie war immer in Gesellschaft der Tugend, und oft fand diese wegen ihrer schönen Begleiterin hie und da eine Herberge, wo man sie, wäre sie allein gekommen, abgewiesen haben würde. Schon in diesem zarten Alter, schon in ihrer Kindheit, hatte die Philosophie einen Liebhaber, der, von ihren Reizen eingenommen, sich ihr aufopferte, und aus Liebe zu ihr, starb:

c) Le défaut du mal est aisé à reconnoitre dans l'espece d'anéantissement, où est tombé l'enseignement public de la Médecine On entend chaque jour les Professeurs même gemir de ces abus, & élever des voeux impuissants. pour les reformer. Nul plan dans le cours d'études, nul choix d'auteurs, nul secours pour une jeunesse avide de s'instruire. Quelques idées prises au hazard, quelque foible lecture d'une vaine compilation, ou d'un commentaire fade & insipide, sont les seuls ressources, avec lesquelles un Médecin est lancé dans la pratique. *Journal général de France.* 1785.

starb: **Sokrates** war dieser Mann. In ihrer Jugend bezauberte ihre Schönheit die Welt, und **Plato** wurde vorzüglich von ihr begünstigt. Im männlichen Alter war sie sich selbst sehr ungleich, sie artete aus, wurde launigt, hatte bald diesen, bald jenen Liebhaber, und gieng immer von einem Extrem zu dem entgegengesetzten über. Bald überließ sie sich, mit **Epikur** und **Aristipp**, ganz und gar der Freude, lachte, scherzte und sang, flocht Kränze für ihre Lieblinge, und pflückte für sie Rosen, welche sie ihnen erst dann übergab, nachdem sie vorher alle Dornen von denselben sorgfältig weggenommen hatte; bald nahm sie eine strenge und ernsthafte Mine an, und predigte in Gesellschaft eines **Zeno**, eines **Seneka**, eines **Epiktet**, Gleichheit der Menschen, Verachtung der Freude, philosophischen Stolz, und Verachtung des Schmerzens; bald grübelte sie mit **Aristoteles**, um auszufinden, in wieferne das, was niemand wissen kann, und niemand weiß, zu wissen möglich sey; bald — — — doch ich würde den Leser ermüden, wenn ich alle die Thorheiten erzählen wollte, die sie in ihrem männlichen Alter begieng, obgleich noch immer Spuren ihrer jugendlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit übrig blieben. Im spätern Alter artete sie ganz aus, die Freundin ihrer jüngeren Jahre, die Tugend, verließ sie, und nun ward aus ihr eine unausstehliche Schwätzerin, die mit Worten spielte und an Spitzfündigkeiten Vergnügen fand. Seit der Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts ist sie in Frankreich tief gesunken, und hat sich sehr verächtlich gemacht. Sie ist beleidigend, hämisch, intolerant, selbstsüchtig, geschwätzig, spöttisch, decisiv, sophistisch und bekehrungssüchtig geworden: sie beweist nicht mehr, wie vormals, ihre

ihre neuen Sätze; sondern sie spottet über diejenigen, welche dieselben nicht annehmen wollen. Wer nicht denkt wie sie, von dem behauptet sie, daß es ihm an Gemeinsinn, an gesundem Menschenverstande fehle. Apostel und Emissarien der neuen Lehre ziehen in der Welt herum, Proselyten zu machen, und auch andre zu diesem neuen Unglauben zu bekehren. Der Kern der modernen, den Geist niederschlagenden und das Herz verderbenden Philosophie, besteht in folgenden Sätzen: „1) Es giebt keinen Gott, sondern die Welt ist „von selbst und durch Zufall entstanden." 2) „Die „Seele ist nicht unsterblich, sondern sie hört mit „dem Körper zu leben auf." 3) „Es giebt keine „Seele, sondern der Mensch ist bloß Körper, „bloß Materie, und hat nichts Geistiges an sich." 4) „Physisches Vergnügen und physischer Schmerz „sind die Quelle und die Beweggründe aller unse„rer Handlungen, und physisches Vergnügen der „einzige vernünftige Zweck derselben." 5) „Tu„gend ist ein Unding, denn sie setzt Aufopferung „voraus, Aufopferung ist aber unmöglich, weil „jeder Mensch immer nur mit Rücksicht auf sich „selbst, mit Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil, „aus Eigenliebe, handelt und handeln muß."

Dieses ist der Kern der neueren französischen Philosophie, die auf den Ruinen der Religion und Moral ruht, und von jeher die Philosophie verdorbener Zeitalter war. In Frankreich wird sie laut und öffentlich gepredigt; sie ist dort die Modelehre und wenn man sich nicht lächerlich machen will, so muß man sie annehmen, oder sich wenigstens stellen, als nähme man sie an. Ein solcher Philosoph, welcher den dogmatischen Atheismus predigt,

predigt, zeigt allemal einen Mangel an richtigem Verstande; denn er behauptet etwas, das eben so ungereimt ist, als das, was er verwirft. Das Daseyn eines höchsten Wesens läßt sich freilich nicht mathematisch darthun, aber das Nichtdaseyn eines solchen Wesens eben so wenig. Wie verkehrt muß demnach der Sinn eines Mannes seyn, der, in einer zweifelhaften Sache, bloß aus Paradoxiesucht, aus Liebe zum Sonderbaren, dasjenige verwirft, was die weisesten und besten Menschen aller Zeitalter angenommen hatten; und zwar ohne einen einzigen Grund mehr für seine Behauptung zu haben, als jene! Wie verkehrt muß der Sinn eines Mannes seyn, der, nachdem er mit vieler Mühe dahin gelangt ist, diesen falschen Satz für wahr zu halten; nachdem er sich durch viele Mühe einer so reichen Quelle erhabener Gesinnungen, als der Glaube an Gott ist; eines so grossen Trostes im Unglück, als der Glaube an die Vorsehung gewährt; und einer so starken Triebfeder zu großmüthigen Handlungen, als der Glaube an die Tugend ist, freiwillig beraubt hat; wie verkehrt, sage ich, muß er seyn, wenn er zu einer so kahlen und unfruchtbaren Lehre, zu einer **negativen Dogmatik**, die alles raubt und nichts wiedergiebt, Proselyten zu machen sucht! Wer ist wohl mehr des Mitleidens und des Bedauerns würdig, als ein solcher Mann! Solche Männer aber sind die neuen französischen Modephilosophen. Ein grosser Schriftsteller hat neulich die Folgen dieser Philosophie mit starken Zügen geschildert! a) „Nach dieser „neuen Lehre, sagt er, ist ein König ein bloßer Mann; „eine Königin bloß ein Weib; ein Weib gehört in das „Thier-

a) E. *Burke* reflections on the revolution in France. p. 114.

„Thiergeschlecht; und zwar nicht einmal oben an.
„Königsmord, Vatermord und Gotteslästerungen sind
„bloße Erdichtungen des Aberglaubens, welche die
„Rechtsgelehrsamkeit verderben, indem sie dieselbe ih-
„rer Einfachheit berauben. Der Mord eines Königs,
„einer Königin, eines Bischofs, eines Vaters, ist ein
„bloßer Todtschlag; und, wenn das Volk auf irgend
„eine Weise, durch irgend einen Zufall dabei gewinnt,
„der allerverzeihlichste Todtschlag, den man eben nicht
„zu strenge untersuchen und bestrafen darf. Nach der
„Lehre dieser barbarischen Philosophie, welche die
„Frucht eines kalten Herzens und eines trüben Verstan-
„des ist, und welcher es eben so sehr an wahrer Weis-
„heit, als an Geschmack und Zierlichkeit fehlt, kön-
„nen Gesetze nicht anders, als vermöge des Schrek-
„kens, den sie um sich her verbreiten, und vermöge des
„Vortheils, welchen jedes Individuum, zu Beförderung
„seiner eigenen Plane, in denselben findet, oder in sofern
„es nach Befriedigung seines eigenen Privatinteresses
„etwas an dieselben abgeben kann, erhalten werden.
„In den Lauben der Akademie dieser Philosophen, und
„und am Ende einer jeden Aussicht, erblickt man nichts
„als den Galgen.„

Vorzüglich auffallend ist in Frankreich die unphi-
losophische Intoleranz und die Wuth, mit welcher die
modernen Philosophen jeden verfolgen, der anders
denkt, als sie. Die christliche Religion haben sie sich
vorgenommen, ganz zu zerstören, und wenn auch der
Staat darüber zu Grunde gehen sollte. Dies ist die
Ursache, warum die Nationalversammlung, in welcher
die neue Philosophie herrschend geworden ist, die Geist-
lichen auf eine so ungerechte, so unbillige, so unmensch-
liche

liche Weise ihrer Güter auf einmal beraubt hat, und zwar ohne Entschädigung, während sie dem Adel, den Rechtsgelehrten und Parlamentsgliedern das, was sie verloren hatten, größtentheils wieder vergütete. Sie zogen die Güter der Geistlichkeit ein, um, wie sie vorgaben, die Gläubiger des Staats zu befriedigen. Sie beraubten den Bürger, um den Ausländer zu bezahlen. Sie bezahlten ihn mit Gütern, die ihm gar nicht verpfändet waren, auf welche er keinen Anspruch machte, noch machen konnte. Sie verwarfen alles, was die vorige Regierung gethan hatte; Friedensschlüsse, Traktaten, Vergleiche, alles hoben sie auf, alles erklärten sie für null und nichtig; Pensionen und Gnadengehalte nahmen sie denen weg, welche dieselben genossen; alte Diener des Staats verabschiedeten sie: aber die Gläubiger, die Wechseljuden, die Papierhändler, welche auf Kosten der Nation reich geworden waren, diese nahmen sie in Schutz; diese allein dürfen, während jedermann leidet, nicht mit leiden, sie sollen ganz und ohne Abzug bezahlt werden. Alles dieses scheint unerklärlich und inkonsequent; aber es ist leicht zu erklären, wenn man den herrschenden Geist der Nation kennen gelernt hat. Die Kirchengüter mußten den Geistlichen weggenommen, und die Geistlichen mußten verächtlich gemacht werden, damit die christliche Religion zerstört werden könne. Es war nicht einmal darum zu thun, Geld aus dem Verkaufe dieser Güter zu erhalten; sondern bloß allein darum, dieselben wegzunehmen: dies erhellt deutlich, wenn man weiß, daß vermöge eines Beschlusses der Nationalversammlung der Käufer nur einen kleinen Theil des Kaufgeldes zu bezahlen hat, und zu Bezahlung des übrigen zwölf Jahre Zeit behält. Für eine

eine kleine Summe, die er baar bezahlt, kann jetzt der arme Philosoph den reichen Geistlichen aus dem Hause, welches dieser bisher besessen hatte, verjagen, und sich sogleich selbst hineinsetzen. Ob der Bauer dabei gewinnt, ob er unter einem philosophischen Gutsherrn glücklicher leben und weniger gedrückt werden wird, als unter abergläubigen Mönchen, das muß die Zeit lehren.

Der Plan der Philosophen, durch Beraubung der Geistlichen die Religion zu stürzen, ist nicht erst seit der Revolution entstanden, sondern es ist ein sehr alter Plan, an welchem schon lange Zeit gearbeitet wurde. Ein Mann, der in Staatsgeschäften grau geworden ist, Burke, sagt: „Diese atheistischen Patres haben eine „ganz eigene Bigotterie; sie sprechen gegen die Mön„che mit dem Geiste eines Mönchen. Sie bedienten „sich der Intrigue, wo Gründe oder Witz nicht helfen „wollten. Sie fuhren unaufhörlich fort, auf alle „Weise und durch alle nur möglichen Mittel diejenigen „anzuschwärzen und um ihren Ruf zu bringen, welche „nicht zu ihrer Parthie gehörten. Wer die Art ihres „Verfahrens beobachtet hat, muß auch schon lange „bemerkt haben, daß es ihnen nur an Macht fehlte, „um die Intoleranz der Sprache und der Feder in eine „Verfolgung zu verwandeln, welche weder Freiheit, „Eigenthum noch Leben achten würde.„

„Die schwache und unterbrochene Verfolgung, die „man gegen sie, mehr einer hergebrachten Gewohnheit „zufolge, als aus wirklicher Rachsucht, ausübte, „schwächte sie eben so wenig, als sie ihre Bemühungen „verminderte. Es entstand weiter nichts daraus, als „daß, theils durch die Schwierigkeiten, welche sie fan-

„den,

„den, theils durch den guten Erfolg ihrer Arbeiten, „ein heftiger und boshafter Eifer in ihnen entstand; „ein Eifer von einer bisher in der Welt noch nicht be= „kannten Gattung. Dieser bemächtigte sich ihrer Ge= „müther ganz, und der Umgang mit ihnen, der außer= „dem angenehm und lehrreich gewesen seyn würde, „wurde hiedurch ganz unausstehlich. Ein Geist der „Cabale, der Intrigue, des Proselytismus, belebte „alle ihre Gedanken, Worte und Handlungen. Und „da der Eifer der Controverse bald sich nach Macht „sehnt, so unterhielten sie eine Correspondenz mit frem= „den Fürsten, durch deren Ansehen und Macht sie hoff= „ten, die Veränderung hervor zu bringen, die ihre Ab= „sicht war. Ihnen schien es gleichgültig, ob diese „Veränderung durch den Donnerkeil des Despotismus, „oder durch das Erdbeben eines Volksaufruhrs ge= „schehe. Die Correspondenz dieser Gesellschaft mit dem „verstorbenen König von Preussen beleuchtet ganz den „Geist ihrer Handlungen. Aus eben der Ursache, aus „welcher sie bei Fürsten kabalirten, beförderten sie auch „in Frankreich den Handel mit dem Papiergelde, und „suchten auf alle Weise litterarischen Ruhm nur denen „zukommen zu lassen, die von ihrer Parthie waren.„

„Schriftsteller, vorzüglich wenn sie gesellschaftlich „auf Einen Zweck und nach Einer Richtung arbeiten, „haben einen großen Einfluß auf die Meinung des Pu= „blikums; daher hatte das Bündniß dieser Schriftstel= „ler mit den Reichen keinen geringen Einfluß, den „Haß und den Neid des Volkes von dem Geldreich= „thume abzuziehen, und gegen die Geistlichen zu „lenken.„

„Ueber=

„Ueberhaupt scheint es mir, daß die neue kirchliche „Einrichtung in Frankreich nur errichtet ist, um so lange „zu dienen, bis die christliche Religion gänzlich ausge„rottet werden kann, nachdem erst die Gemüther gehörig „zu diesem letzten Streiche vorbereitet seyn werden. Wer „noch zweifelt, ob die philosophischen Fanatiker, welche „am Ruder sitzen, einen solchen Plan haben, der kennt „weder ihren Charakter noch ihre Gesinnungen. Diese „Schwärmer sagen öffentlich, ein Staat könne besser „ohne Religion als mit derselben bestehen; und sie be„haupten, sie wären im Stande, alles Gute, was die „Religion bewirke, durch ein neues, ihnen zugehöriges, „Projekt zu ersetzen — nemlich durch eine neue Er„ziehungsmethode, welche sie erfunden haben, und „welche auf genaue Kenntniß der physischen Bedürf„nisse des Menschen gegründet ist; diese Bedürfnisse „werden zu einer aufgeklärten Eigenliebe benutzt, die, „wenn sie genug gebildet seyn wird, sich in der allge„meinen Liebe und im Patriotismus verlieren soll. „Der Plan einer solchen Erziehung ist schon lange be„kannt. Jetzt heißt sie in der neuen Sprache die bür„gerliche **Erziehung** (civil education).“

In wie fern diese Bemerkungen eines berühmten Mannes gegründet seyn mögen, getraue ich mir nicht zu entscheiden; aber daß diese Schilderung des Geistes der modernen französischen Philosophie, im Ganzen genommen, sehr richtig und wahr ist, daran kann ich nach Allem, was ich in Frankreich gesehen und gehört habe, gar nicht zweifeln. Das Einführen einer neuen und philosophischen Religion in einem Reiche, welches 25 Millionen Menschen enthält, müßte doch mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden seyn!

Die

Die Künste blühten in Frankreich, aber die Zeiten des guten und reinen Geschmacks waren vorbei, und ein falscher Geschmack, der alle Werke der Kunst mit unnützen Zierrathen überhäufte, hatte dessen Stelle eingenommen. Die Baukunst war zu der Zeit, da unter Ludwig dem Vierzehnten die berühmte Facade des Louvre gebaut wurde, auf dem höchsten Gipfel; seither ist sie sehr gesunken. Diese Facade, welche man nicht ohne Bewunderung betrachten kann, und welche, sowohl an edler Einfalt der Anlage, als an Schönheit der Ausführung, den schönsten Werken der griechischen und römischen Baukunst gleichkommt, macht dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten mehr Ehre, als alle übrige, auf seinen Befehl erbaute Palläste zusammengenommen. Seit dieser Zeit haben die französischen Baumeister bei allen neuen Gebäuden, kleinen und großen, diese Colonade bis zum Ekel kopirt. Das letzte große Werk der französischen Baukunst ist die noch nicht ausgebaute Kirche der Sainte Genevieve zu Paris; dieses Gebäude ist, von aussen sowohl als von innen, mit unnützen Verzierungen überladen. a)

Ueber

a) le Brun hatte den sonderbaren Einfall, um Ludwig dem Vierzehnten zu schmeicheln, ihm zu Ehren eine neue Säulenordnung zu erfinden, welche er die französische Ordnung nannte. Acht und vierzig Säulen dieser Ordnung stehen in der berühmten Gallerie zu Versailles. Ein Baukundiger beschreibt diese Ordnung auf folgende Weise: Cet ordre a des coqs, des soleils & des fleurs de lis dans son chapiteau; l'entablement est enrichi de sculptures, qui représentent des chiffres & des dévises de Louis XIV, des couronnes royales, & des colliers des ordres de St. Michel & du St. Esprit. Sur la corniche sont rangés des trophées, auxquels des enfants attachent des guirlandes de fleurs.

Ueber die französische **Musik** hat Rousseau in einem vortreflichen Aufsatze alles gesagt, was sich sagen läßt. Ich maße mir nicht an, darüber zu urtheilen. Der Zustand der **Dichtkunst** und des **Theaters** ist unter uns durch schöne Schriften großer Kenner hinlänglich bekannt. Mit dem Theater muß nothwendig jetzt eine Veränderung vorgehen, indem alle die Stücke, welche vormals mit dem größten Beifalle aufgeführt wurden, auf die neuen und veränderten Sitten nicht mehr passen können. Die **Bildhauerkunst** und die **Mahlerkunst** haben vortrefliche Werke geliefert. Künftig werden sie wahrscheinlich zu mechanischen Künsten herabsinken, und außer den Büsten und Portraiten der Mitglieder der Nationalversammlung, die man ihnen zu verfertigen übertragen wird, wenig Beschäftigung finden.

Die **mechanischen Künste** sind in Frankreich sehr weit zurück, und die **Manufakturen** stehen mit den Engländischen in folgendem Verhältnisse: Französische Baumwollentücher und Zize sind nicht so gut, als die Engländischen; Seidenwaaren, Gazen, Blonden, Handschuhe, Parfums, Battiste, Porcellan sind besser und wohlfeiler, als die Engländischen; Leinwand, Fayence, Stahlwaaren, Glaswaaren, Gold- und Silberarbeiten sind schlechter und theurer, als ähnliche Waaren der Engländer.

In allem, was die **Schifffahrt** betrift, stehen die Frankreicher den Engländern weit nach; vorzüglich in der, auf Schiffen so unumgänglich nothwendigen, Reinlichkeit. Auf den engländischen, dänischen und holländischen Schiffen ist die Reinlichkeit und Ordnung bewundernswürdig; auf den spanischen, französischen,

und

und zum Theil auch auf den schwedischen Schiffen ist die Unreinlichkeit unbeschreiblich groß. Dieser Mangel an Reinlichkeit ist sowohl den Schiffen als dem Schiffsvolke schädlich; er erzeugt eine große Menge menschenfeindlicher Insekten, von denen, sogar auf den königlichen Schiffen, niemand frei bleibt; außer diesen giebt es noch auf den französischen Schiffen eine besondere Art von Käfern, die Ravets genannt werden, und sich außerordentlich stark vermehren. Auch Mäuse und Ratten sind in großer Menge vorhanden, ohne daß man kräftige Maaßregeln zu ihrer Zerstörung anwendet. Als Folgen der Unreinlichkeit, entstehen auf den Schiffen sehr oft ansteckende Krankheiten. Ventilatoren, Gewitterableiter, Destillirmaschinen sind auf französischen Schiffen unbekannte Dinge.

Von der Gelehrsamkeit überhaupt, oder von dem, was wir in Deutschland unter diesem Ausdrucke verstehen, kann man sagen, daß sie in Frankreich gar nicht vorhanden sey. Ein eigentlicher Gelehrter, das heißt, ein Mann, der mit der Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, gründlich bekannt ist; alle Theile derselben, im Ganzen und im Detail, studirt; deren Geschichte, Entstehung und Fortgang kennt; sich ohne Aufhören mit dem Zustande derselben in andern Ländern bekannt zu machen sucht; alle neuen Erfindungen kennt; mit einem Worte, gleichsam ein lebendiger Inbegriff seiner Wissenschaft, von ihrem ersten Ursprunge an bis auf die neuesten Zeiten, genannt werden könnte, wie z. B. (um nur zwei zu nennen) Haller war, oder Kästner ist: ein solcher Mann ist in Frankreich außerordentlich selten. Vielleicht verdient **la Lande** allein den Namen eines Gelehrten nach dieser Definition, während

Deutsch-

Deutschland an Männern, die sich diesem Ideal mehr oder weniger nähern, so reich ist. Die Ursache davon anzugeben, scheint leicht. Gelehrsamkeit wird verachtet, wird nicht geschätzt; denn sie dient in Frankreich zu nichts. Man kann sie weder in der Akademie, noch in Gesellschaften, noch bei den petits Soupees der Großen, noch am Putztische der Damen gebrauchen: darum sucht auch niemand, sie sich zu erwerben. Daß man sie um ihrer selbst willen studiren müsse; daß gelehrte Untersuchungen dem Forscher selbst, ohne alle Rücksicht auf andere, den reinsten Genuß gewähren; das scheint man in Frankreich gar nicht zu wissen. Dort gelten nur solche Kenntnisse, mit denen man prahlen, oder die man wenigstens andern wieder mittheilen kann. Man will nichts einnehmen, als was sich sogleich wieder ausgeben läßt; nur cursirende Münze, gleichviel ob ächt oder falsch, und keine Schaumünzen, die man in den Schrank zurücklegt, um sich von Zeit zu Zeit an ihrem Anblicke zu ergötzen. Der abgeschmackte Grundsatz des Seneka: Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter, ist der Grundsatz aller französischen Gelehrten; daher die vielen Encyclopädien, und Wörterbücher, und Handbücher, und Allmanache, und portatife Wissenschaften, die in Frankreich zuerst entstanden, und leider! nur zu sehr auch in andern Ländern nachgeahmt worden sind. Man begnügt sich mit der Oberfläche, und dringt nicht bis auf den Grund. Stellen in Akademien und andere einträgliche gelehrte Stellen, erhält man dort nicht durch Verdienst, sondern durch Cabalen und Intriguen; durch Schmeicheln und Kriechen; durch Prahlen und Großsprechen; durch Verläumden und Anschwärzen; durch

Weiber und Minister; durch Gönner und Freunde. Der Mann von wahrem Genie, der seine eigene Größe kennt und fühlt, und sich zu so verächtlichen Künsten nicht herablassen kann, muß darben. a) Davon habe ich selbst ein Beispiel in Paris gesehen, das mir ewig unvergeßlich bleiben wird. Einer der größten Männer, die Frankreich hervorgebracht hat; ein Mann, dessen Kopf und Herz gleich vortreflich waren; ein Mann, der eine ganz neue Wissenschaft schuf; neue Gesetze der Natur entdeckte; und über der unaufhörlichen Beschäftigung mit seiner Lieblingswissenschaft, endlich den Gebrauch seiner Augen verlor; **Rome de Lisle**; kam nicht in die Akademie, und allen Mitgliedern derselben wurde **verboten**, ihn in ihren Schriften zu citiren; weil er, zwar sehr bescheiden, aber unwiderleglich, einen Irrthum in Büffons Schriften gezeigt hatte. Er lebte bis an sein Ende in der größten Dürftigkeit. Während meines Aufenthalts in Paris habe ich ihn beinahe täglich gesehen, und ich bin ihm viel schuldig: nie bin ich ohne Ehrfurcht, und Bewunderung seiner Seelengröße, von ihm weggegangen. Jetzt ist er todt: sanft ruhe seine Asche! Auf seinem Grabe steht zwar kein bleibendes Denkmal; aber in meinem Herzen hat er sich selbst eins gestiftet, das nur mit mir vergehen kann. Es wurde bei ihm wahr, was Addison sagt: „daß

a) Quelle horrible peine a un homme, qui est sans prôneurs & sans cabale, qui n'est engagé dans aucun corps, mais qui est seul, & qui n'a que beaucoup de mérite pour toute recommandation, de se faire jour à travers l'obscurité, où il se trouve, & de venir au niveau d'un fat qui est en crédit.

LA BRUYERE.

„daß oft gerade diejenigen Vorzüge und Eigenschaften „eines Mannes, die ihn am ersten empfehlen sollten, „seiner Beförderung am meisten im Wege stehen.„

So sehr es an Gelehrsamkeit in Frankreich fehlt; so viel öffentliche Orte giebt es dennoch, wo dieselbe zur Schau getragen wird. Kein Land hat so viel Akademien, die alle königlich sind. Nur allein Paris besitzt folgende königliche Akademien: Eine Akademie der Wissenschaften; eine Akademie der Inscriptionen und schönen Wissenschaften; eine französische Akademie; eine chirurgische Akademie; eine medicinische Akademie; eine Akademie der Bildhauerkunst; eine Akademie der Baukunst; eine Akademie der Musik; eine Akademie des Ackerbaues; eine Akademie der Tanzkunst; a) eine Akademie der Fechtkunst; b) eine Akademie der Reitkunst; und eine Akademie der Schreibkunst; c) derer, die nicht königlich sind, nicht einmal zu gedenken.

a) Diese Akademie wurde von Ludwig dem Vierzehnten gestiftet; sie versammlet sich in einem eigenen Gebäude, und theilt Preise aus.

b) Auch diese Akademie hat Ludwig der Vierzehnte gestiftet, und derselben große Privilegien ertheilt. Jeder Fechtmeister, der Mitglied dieser Akademie ist, erhält nach zwanzig Jahren unentgeltlich einen Adelbrief für sich und seine Nachkommen. Ludwig der Vierzehnte, der so strenge Gesetze gegen die Duelle gab, belohnte dennoch so königlich die Leute, welche die Kunst, methodisch zu morden, lehren sollten.

c) Die Mitglieder dieser Akademie sind lauter Schreibmeister. Sie hält ihre Sitzungen, theilt Preise aus, hat Mitglieder und Correspondenten, einheimische und auswärtige, wie die Akademie der Wissenschaften.

Der **Ackerbau** ist in Frankreich im größten Verfalle, und dies läßt sich wohl in einem Lande, wo der Bauer gedrückt wird, und der Landbesitzer, von seinen Gütern entfernt, in der Hauptstadt die Einkünfte verzehrt, nicht anders erwarten. Die Vornehmen und Großen in Frankreich haben für das Landleben gar keinen Geschmack; sie kennen das Vergnügen nicht, mit welchem man die Frucht eines Baumes genießt, den man selbst gepflanzt hat; sie können nicht, wie der junge **Cyrus** zum **Lysander**, sagen: Atqui ego ista sum dimensus, mei sunt ordines, mea descriptio, multae etiam istarum arborum, mea manu sunt satae. Die königliche Akademie des Ackerbaues hatte im Jahre 1786, als ich Paris verließ, den magnifiquen Plan, um dem Ackerbaue in Frankreich aufzuhelfen, aus jeder Art Feld in jeder Provinz einen Quadratschuh Erde ausgraben, die ausgegrabenen Quadratschuhe nach Paris bringen, und daselbst chymisch untersuchen zu lassen. Ich wünschte der Akademie (deren Sitzungen ich oft beiwohnte, und unter deren Mitgliedern sich viele vortrefliche Männer befinden, die ich unter meine Freunde zu zählen das Glück habe) zu einem so erhabenen Vorsatze Muße und Zeit, bemerkte aber dabei, daß es mir besser schiene, wenn die Akademie das Geld, was die chymische Untersuchung und der Transport so vieler Quadratschuhe des Erdbodens kosten würde, den gedrückten Bauern gäbe. Man hielt dies für einen witzigen Einfall, lachte darüber — und ließ das Projekt fahren.

Was die Sitten in Frankreich betrift: so scheint es mir nicht nöthig, mich dabei lange aufzuhalten. Einiges habe ich schon oben, als ich vom Nationalcharak-

ter

ter der Frankreicher sprach, berührt, und das übrige ist in Deutschland zu sehr bekannt, als daß ich es für möglich halten könnte, etwas Neues und Eigenes zu sagen. Nur über die **Weiber** in Frankreich, und das Verhältniß beider Geschlechter gegen einander, sey es mir erlaubt, einige Beobachtungen mitzutheilen. Dabei bemerke ich aber im voraus, daß alles, was ich hier sage, nur von den höhern Classen, von Damen vom Stande, Charakter und **Ton**, zu verstehen sey. Die niedern Classen zu schildern, fühle ich keinen Beruf; sie sind sich überall gleich, und die Verworfenen sind in Frankreich noch verworfener, als anderswo. Deutsche Reisende, die keine andere kennen lernten, als diese, haben sie uns außerdem bis zum Ekel treu und wahr beschrieben.

Ich glaube nicht, daß es für den Philosophen, den Menschenforscher und den Geschäftsmann ein interressanteres und lehrreicheres Studium geben kann, als den Charakter der Damen vom Rang und Stande in Frankreich. Durch sie geschieht Alles, und ohne sie geschieht nichts. Sie setzen Minister ab und setzen Minister ein; sie regieren das Schicksal von Frankreich, oft von Europa; sie bilden den Neuling, und überlisten den Erfahrnen; sie lehren Weisheit, Klugheit und Menschenkenntniß, und sind auch für den größten Menschenkenner zu weise und zu klug; sie sind geschwätzig, und dennoch verschlossen; sie sagen alles, nur nicht was man gern wissen möchte; entdecken sie ein Geheimniß, so wollen sie eins herauslocken; sie spielen alle Rollen gleich glücklich, gleich natürlich; sie sprechen selten von sich, und doch niemals anders, als in Beziehung auf sich selbst; einen Unerfahrnen in die Welt

zu führen, und einem Erfahrnen zu beweisen, daß seine Erfahrung nichts ist, dies sind die beiden großen Gipfel ihrer Kunst; Empfindung haben sie nicht, und Liebe kennen sie nicht, und doch sprechen sie von nichts so gerne, als von Liebe und Empfindung; sie sind eiskalt, und scheinen beständig zu glühen; auf den ersten Blick unterscheiden sie den Mann, der mit ihnen umgeht, sie sehen, was er ist, und was er werden kann, und welche Rolle sie ihm in ihrem Hofstaate anvertrauen können; sie scheinen nie zu beobachten, und beobachten unaufhörlich; sie scheinen sich um nichts zu bekümmern, und bekümmern sich um alles; sie scheinen immer offenherzig und aufrichtig, und doch kann man Jahre lang mit ihnen umgehen, ohne sie ganz kennen zu lernen. Wie Rousseau eben so richtig als schön sagt, „sind sie die krummen „Linien, deren Asymptote der Geschäftsmann ist: er „nähert sich ihnen beständig, ohne sie jemals zu berühren.„ Will man in der großen Welt leben, um sich darin zu bilden, oder darin sein Glück zu machen: so muß man sie kennen, und mit ihnen umzugehen wissen; denn ohne sie geschieht, wie ich schon gesagt habe, nichts, und gegen ihren Willen irgend einen Plan durchzusetzen, davon ist gar die Rede nicht: dies hiesse, einen reißenden Strom in seinem Laufe aufhalten wollen. Bei ihnen ist die Schule der Intrigue; sie sind das Werkzeug der Kabale. Ihre Plane sind nicht kurz, nicht von heute auf morgen; sie sehen tief in die Zukunft, und lassen daher vieles geschehen, das gegen ihre Wünsche ist, das ihnen gar nicht gefällt, um, wenn der Zeitpunkt da ist, der Punkt, den die Zeit selbst mitbringen muß, auf einmal den Streich zu schlagen, zu dem sie, vielleicht Jahre lang, mit unver-

rück-

rücktem Blicke den Arm aufgehoben hatten. Sie sind selten schön, noch seltener gut gewachsen, immer geschminkt, heftig in ihrem Betragen und in allen Bewegungen, und daher einem feinfühlenden Manne allemal unausstehlich. Sanftmuth, Unschuld, Bescheidenheit, Weiblichkeit, trift man bei ihnen gar nicht an. In der Jugend sind sie spröde und gelehrt; im Alter galant und bigott. Sie ändern im Alter ihren Geschmack, wie Frieorich der Große; und vielleicht aus eben der Ursache. Friedrich liebte die Musik über alles, er widmete ihr vierzig Jahre lang, wenn er nicht im Felde war, täglich vier Stunden, fand aber in den letzten Jahren seines Lebens gar keinen Geschmack mehr daran, — weil er seine Vorderzähne verloren hatte, und die Flöte nicht mehr blasen konnte; a) er liebte die Musik nur so lange, als er selbst mitspielen konnte, nachher verlor er den Geschmack daran: so auch die französischen Damen!

Der Mann von Erziehung, von Rang und von Stande in Frankreich, der beständig in der großen Welt lebt, theilt alle verheirathete Frauenzimmer (unverheirathete bleiben im Kloster, bis sich Jemand um sie bewirbt) in vier Classen; in die Pruden, die Koketten, die Zärtlichen, und die Galanten Damen. Unsere Uebersetzer, welche die große Welt gar nicht kennen, übersetzen diese Kunstausdrücke allemal unrichtig: es sey mir daher erlaubt, dieselben so kurz als möglich zu bestimmen. Eine **Prude**, heißt eine Dame, die sich nicht in den Weltton schickt, zurückhaltend ist, in Gesellschaft wenig

a) Diese Anekdote erzählt Hr. Kapellmeister Reichardt. Man sehe *Burney's* history of Music,

wenig spricht, nur für ihren Mann lebt, und Zucht und Ehrbarkeit liebt; mit einem Worte, die schätzbare Matrone. Unter dieser Classe findet man in Frankreich Damen von vortreflichem Kopfe und dem besten Herzen. Eine **Kokette** heißt diejenige, welche nur darum zu gefallen sucht, um bewundert zu werden, welche jedem, der sich ihr nähert, glatte Worte giebt, jedem verspricht, und keinem gewährt; unter diese Classe gehören gemeiniglich die jungen und schönen Damen. Eine **Zärtliche** (femme tendre) heißt diejenige, welche nur Einen Liebhaber hält, und wenn dieser verabschiedet ist, einen andern wählt, aber immer nur Einen. In diese Classe gehören vorzüglich die Damen vom mittleren Alter. Eine **galante** Dame endlich wird diejenige genannt, welche mehrere Liebhaber zu gleicher Zeit hat. Mit dem Worte **Liebhaber** verbinde ich keinesweges einen unedlen oder groben Sinn; davon ist hier die Rede nicht, sondern ich will damit bloß das ausdrücken, was man in Italien **Cicisbeo, Cavaliere servente**, nennt. Der Mann hat seine Geschäfte, er kann nicht zu jeder Stunde seiner Frau zu Gebote stehen, um sie dahin zu begleiten, wohin sie zu gehen wünscht; und gehen muß sie dennoch; allein gehen kann und darf sie nicht, sie wählt sich daher, mit Bewilligung des Mannes, einen Begleiter. Niemals werden in einem solchen Verhältnisse, wie das ist, von dem ich hier spreche, die Schranken der Ehrbarkeit überschritten; der Liebhaber ist bloß allein der Vertraute, und sobald er mehr wird, ist er schon dadurch entlassen, und das Verhältniß hört eben so auf, als wenn es gar nie da gewesen wäre. Gemeine Leute beurtheilen solche Verhältnisse immer unrichtig, aber der

Mann

Mann von Welt in Frankreich trügt sich nie; er denkt nie Böses, so lange das Verhältniß fortdauert, aber sobald es aufhört, weiß er, daß es zu weit gegangen seyn muß; denn ihm ist aus langer Beobachtung bekannt, daß es nachher unmöglich lange fortdauern kann. Nirgends ist Ehebruch in den höheren Ständen seltener, und nirgendwo ist der Schein desselben häufiger, als in Paris.

In den Gesellschaften der Pariser Damen, in ihren kleinen und großen Cirkeln, wird über den Werth neuer Bücher geurtheilt, süße Romane und artige Gedichte werden vorgelesen, die Neuigkeit des Tages wird erzählt, und die scandalöse Chronik wird geschmiedet. In diesen Gesellschaften werden eine Menge sonderbarer und auffallender Geschichten erfunden, welche am folgenden Tage ganz Paris erfährt, und die man um so viel eher glaubt und für wahr hält, je unglaublicher und wunderbarer sie sind. Leichtgläubigkeit ist ein Hauptzug im Charakter des Pariser, er zweifelt nie; und die Kunst, ihm eine Lüge, so ungereimt sie auch seyn mag, für Wahrheit aufzudringen, besteht nur darin, daß man dieselbe recht dreist behaupte: wagte es doch Cagliostro, als er in der Bastille saß, in seiner Rechtfertigungsschrift, sich für einen Magus auszugeben; zu erzählen, wie er in Malta geboren, in den egyptischen Pyramiden erzogen, durch alle Theile der Welt gereist, und endlich, aus Liebe zu den Frankreichern, nach Paris gekommen sey, um dort wohl zu thun, und sein Geld zu verschwenden. Ich befand mich damals in Paris, ich kam in viele Gesellschaften, und beinahe durchgängig hörte ich, daß man dieses Feenmährchen für eine wahre Geschichte hielt. Je wunderbarer

barer und unglaublicher die Erzählung ist, habe ich gesagt, desto wahrscheinlicher findet man dieselbe, und desto schneller glaubt man sie; dieses ist in der That buchstäblich wahr. Feine Betrüger, die das menschliche Herz kennen, und ihre Rolle im Großen zu spielen vorhaben, machen sich diese Bemerkung zu Nutze, und erreichen ihren Zweck; nicht dadurch, daß sie etwas Ausserordentliches, sondern dadurch, daß sie etwas schlechterdings Unmögliches zu thun versprechen. Die Leute in der großen Welt, die Vornehmen, Großen und Reichen, haben ihre Gefühle schon so sehr abgestumpft, daß nur die allerstärkste Erschütterung auf sie wirken kann. In alten Zeiten brauchten sie, um sich diese Erschütterung zu verschaffen, Gladiatoren und Giftmischer, in neueren Zeiten thun diesen Dienst, Trauerspiele, Stiergefechte, das Boxen in England, Grahams himmlisches Bette, die Convulsionen des Abbe Paris, Goldmacherkunst, Geistersehen, Magnetismus, Cagliostro, und endlich, wenn der Verfall aufs höchste gestiegen ist, wie jetzt in Frankreich, Königsmord. Dieses ist der letzte Punkt. Wenn man einmal soweit kommt, dann bleibt weiter nichts mehr übrig, als daß sich eine solche Nation unter sich selbst ermorde; daß das Schwerdt des Vaters gegen den Sohn, und das Schwerdt des Sohns gegen den Vater sich kehre; daß das Weib den Mann, und der Mann das Weib umbringe; daß Bürgerblut den Erdboden dünge, damit er einer künftigen bessern Generation, als die gegenwärtige ist, desto reichlicher Früchte bringen möge. Wenn das Morden vorüber ist, wenn der Bürgerkrieg aufgehört hat, dann entsteht, wie die Geschichte lehrt, in einem solchen Lande Ruhe — Ruhe

und

und Stille, wie sie in einer Gegend herrscht, über welche die Pest mit ihrem vergifteten und verheerenden Hauche hingezogen ist.

Da ich einmal der Leichtgläubigkeit der Frankreicher, und des ihnen eigenen Hanges erwähnt habe, das Unglaubliche glaubwürdig zu finden: so sey es mir vergönnt, ein paar Worte über eine Geschichte zu sagen, die sehr viel Aufsehen gemacht hat — die Geschichte der eisernen Maske. Ich setze voraus, daß meine Leser mit Allem bekannt sind, was über diese sonderbare Geschichte geschrieben ist. Daß ich es wage, über einen Gegenstand, worüber so viele, und zum Theil so gelehrte und so berühmte Männer, geschrieben haben, eine eigene Meinung zu vertheidigen, wird man vielleicht vermessen, und die Meinung selbst wird man parador finden. Immerhin, wenn man dieselbe nur wenigstens einer Untersuchung würdigt. Meine Meinung ist also — daß die ganze Geschichte Erfindung eines müssigen Kopfes, zu Belustigung des leichtgläubigen Publikums, oder vielleicht Erfindung eines Staatsmannes, zu irgend einem wichtigen Zwecke, ist. Es läßt sich aus physischen und medicinischen Gründen darthun, daß ein Mann, dessen Gesicht beständig mit einer mit Sammt gefütterten eisernen Maske bedeckt wäre, nicht, ohne an seiner Gesundheit zu leiden, lange leben könnte. In den Registern der Bastille kommt von einem solchen Gefangenen gar nichts vor; es geschieht seiner keine Erwähnung. Und wer hat denn diese Geschichte zuerst erzählt? Voltaire, der so zuverlässige Voltaire! Er selbst sagt, a) niemand habe vor ihm diese

a) Siecle de Louis XIV. Questions sur l'Encyclopédie.

diese Anekdote erzählt, und er habe sie von einigen Höflingen erfahren (qu'il la tenoit des gens de cour). Hier sagt er schon eine Unwahrheit; denn er hat die Geschichte aus einem politischen Romane genommen. a) Dies ist der Ursprung der Erzählung und alles authentische, was wir davon wissen. So viel Mühe man sich auch in der Folge gegeben hat, über diese Geschichte etwas auszufinden; so viel Mühe sich selbst der Staatsminister Malesherbes gab, dem alle Archive, nicht nur der Bastille, sondern des ganzen Königreiches, offen standen; so wenig fand sich dennoch, aller Bemühungen ungeachtet, irgend ein Umstand, der die Wahrheit derselben bestätigte; alles beruht auf dem, was Voltaire, ohne den geringsten Beweis, erzählt. Die Erzählung hat indessen vor einiger Zeit durch die, von dem Abbe Giraud Soulavie herausgegebene, Lebensgeschichte des Marschalls von Richelieu neues Interesse erhalten. Der Herausgeber hat in diese Lebensgeschichte einen namenlosen Aufsatz eingerückt, worin das Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske aufgedeckt seyn soll. Es wird erzählt: die Tochter des Herzogs Regenten von Orleans habe diesen Aufsatz, als den Preis einer Blutschande, von ihrem Vater, dessen Lüsten sie sich dafür überließ, erhalten, und dagegen habe sie ebendenselben Aufsatz wiederum ihrem Liebhaber, als den von ihm verlangten Preis seiner Gefälligkeiten für sie, überlassen müssen. Welch ein Gewebe von Abscheulichkeiten! Wie leicht ist es möglich, daß unter solchen Umständrn der ganze Aufsatz, der ja von niemanden unterschrieben ist, entweder vom Herzog

a) Mémoires secrets pour servir à l'histoire de Perse. 1729.

Herzog Regenten, oder von seiner Tochter, oder vom Marschall untergeschoben und erdichtet worden seyn kann. Vielleicht ist er sogar vom Herausgeber erdichtet, welcher, als einer der dreistesten Großsprecher, schon lange bekannt ist, a) und der ohnehin durch das ganze Buch den Marschall Richelieu dessen despotische Grundsätze allen, die ihn kennen gelernt haben, bekannt genug sind) wie einen **Turgot**, oft sogar wie einen **Algernon Sidney** sprechen läßt Gesetzt aber, man wollte auch für einige Augenblicke annehmen, daß ein auf so eine empörende Weise erhaltener Aufsatz wirklich authentisch sey: so läßt sich dennoch deutlich darthun, daß das darin entdeckte Staatsgeheimniß unmöglich das Geheimniß des Mannes mit der eisernen Maske seyn könne. Hiebei halte ich mich nicht auf; denn dieser Beweis ist schon anderswo ausführlich und überzeugend geführt worden. b) Worauf beruht also die Geschichte der eisernen Maske? Auf dem Zeugnisse des

a) Nachdem der Abbe Giraud Soulavie von seiner Reise in die südlichen Provinzen Frankreichs zurückgekommen war, schenkte er dem königlichen Naturalienkabinette unter andern schönen Dingen auch eine versteinerte Kornähre mit folgender Aufschrift: Epi de froment pétrifié, trouvé à dix pieds sous terre Piece rare & unique. Einer meiner Freunde, der zugegen war, als der Abbe das Geschenk überreichte, sagte zu ihm: Mais, mais, Monsieur l'abbé, comme vous y allez; l'on diroit que vous nous prenez pour des cruches . . . Allons donc, allons, taisez-vous, sagte der Abbe, indem er ihn unterbrach, je n'ignore pas tout ce que vous pourriez me dire; mais *ils veulent du merveilleux, & il est si aisé de les satisfaire.* Ein Geschichtschreiber, der nach solchen Grundsätzen handelt, kann doch unmöglich zuverlässig seyn.

b) La Bastille devoilée. Neuvieme livraison. p. 104.

des unbekannten und ungenannten Verfassers eines politischen Romans, auf der Erzählung Voltaires, und auf den Erdichtungen eines unzuverlässigen Schriftstellers. Wer wollte nun noch länger zweifeln, daß diese Geschichte, die gar nichts Authentisches für sich hat, eine Erdichtung sey; daß man seine Zeit verlieren würde, wenn man sie aufzuklären suchte; und daß sie, gleich der Geschichte des Kindes mit dem goldenen Zahn, sich endlich so entwickelt, daß die Thatsache, zu deren Erklärung man so viele Hypothesen erfunden hatte, gar nicht vorhanden war, sondern auf einem bloßen Gerüchte des Publikums beruhte. Ob die beiden Urkunden, welche der Jesuit Griffet zuerst bekannt gemacht hat, wirklich vorhanden waren, oder noch sind, und ob diese Urkunden Beweiskraft haben, darüber lassen sich noch starke Zweifel erheben. Ich halte es aber nicht der Mühe werth, mich bei einem ungegründeten Volksmährchen länger aufzuhalten.

Quand l'absurde est outré, l'on lui fait trop d'honneur
De vouloir, par raison, combattre son erreur.

LA FONTAINE.

Den Zustand von Frankreich vor der Revolution habe ich hier so kurz als möglich nach eigenen Beobachtungen geschildert, um den philosophischen Leser auf die Bemerkung zu leiten, wie wichtig es sey, der Beantwortung der folgenden beiden Fragen seine ganze Aufmerksamkeit zu gönnen, wenn er über die französische Revolution und ihre Folgen richtig urtheilen will:

I. **In wiefern war das Volk, dessen Zustand ich so eben beschrieben habe, zur Freiheit vorbereitet?**

II. In

II. In wiefern kann die neue Regierungsform und die neue Staatsverwaltung, welche es nun angenommen hat, dazu dienen, es frei zu machen, und es frei zu erhalten?

Die erste Frage läßt sich aus diesem ersten Abschnitte völlig beantworten; die zweite Frage wird in den folgenden Abschnitten durch Thatsachen beantwortet werden.

Die Frankreicher hatten durch den Druck, unter welchem sie während der vorigen beiden Regierungen lebten, einen immer zunehmenden Haß und Abscheu gegen den Despotismus erhalten: aber Haß gegen den Despotismus ist noch nicht Liebe zur Freiheit; einer alten wankenden Staatsverfassung den letzten Stoß geben, heißt noch nicht eine neue aufbauen. „Eine alte „unleidliche Constitution mit der Wurzel ausrotten, „sagt ein berühmter deutscher Schriftsteller, heißt noch „gar nicht, eine neue glückliche gründen. Der Ueber„gang aus dem Despotismus zur wahren Freiheit ist „halsbrechend. Die Geschichte aller Staatsrevolutio„nen, deren wir so viele umständlich kennen, lehrt, daß „die Völker dabei gewöhnlich nur aus einem Despotis„mus in einen andern gestürzt, und oft, wenigstens „auf eine Zeit lang, unglücklicher als vorhin gewor„den sind.„ a)

Freiheit besteht nicht darin, daß ein Volk keinen König und keinen Adel hat; nicht darin, daß es seine Gesetzgeber selbst wählt; sondern darin, „daß ein Je„der, so lange er die Personen der übrigen nicht belei-

„digt,

a) Schlözers Staatsanzeigen Heft 56. S. 499.

„digt, und so lange er sie in dem ruhigen Genusse des „Erwerbs ihrer Betriebsamkeit nicht stört, gewiß seyn „kann, selbst gleichfalls das Erwerb seiner eigenen „Betriebsamkeit ruhig zu genießen, und für seine Per„son völlig sicher zu seyn.„ a) Ein Volk aber, daß einer solchen Freiheit zu genießen wünscht, muß dazu vorbereitet und gebildet seyn; eine Nation, die lange an eine sklavische Unterwürfigkeit gewohnt war, kann einen so hohen Grad von Freiheit nicht ertragen. Ein ewiges Gesetz der Natur, das eben sowohl in der moralischen als in der physischen Welt gilt, gebietet, daß alles, was fest, beständig und dauerhaft seyn soll, langsam und allmälig entstehe, und nie durch einen Sprung geschehe. Was schnell entsteht, vergeht auch schnell; was langsam wächst, wird felsenfest. Tausende von Pilzen schießen in Einer Nacht auf, und zerfließen des andern Tages in Schleim, während die majestätische Eiche durch Jahrtausende fortwächst, und dann den Stürmen und den Elementen trozt. „Völker, welche „einmal an Herrscher gewöhnt sind, können dieselben „nicht mehr entbehren. Versuchen sie das Joch abzu„werfen; so entfernen sie sich nur desto mehr von der „Freiheit: denn, indem sie eine zügellose Ausgelassen„heit, welche ihr gerade entgegengesetzt ist, für die „Freiheit selbst halten, so gerathen sie beinahe immer, „durch ihre Revolutionen, in die Hände von Verfüh„rern, welche ihnen noch schwerere Ketten auflegen, „als sie vorher trugen.„ b)

„Freiheit, sagt ein vortreflicher Schriftsteller, „Freiheit ist nicht eine Pflanze, die schnell aufschießt;

„Zeit

a) *De Lolme* constitution of England. p. 245.

b) *J. J. Rousseau* Discours sur l'inégalité.

„Zeit allein kann ihr Kraft geben. Sie faßt nur Wur„zel in einem Erdreich, das ihr angemessen ist; und soll „sie blühend und bleibend seyn, so muß sie sorgfältig ge„pflegt, und vor den Gefahren, von denen sie beständig „umgeben ist, mit unablässiger Aufmerksamkeit geschützt „werden. Aber wie sie zu schützen, wie sie zu pflegen „sey; dieß können die Menschen allein durch Erfahrung „lernen: eine Art von Erfahrung, mit welcher diejeni„gen, die unter einer absoluten Monarchie zu leben ge„wohnt gewesen sind, bekannt zu werden kaum Gele„genheit gehabt haben können. Vergeblich wird daher „eine Regierungsform, welche darauf abzielt, einem „Volke Freyheit zu geben, bei demselben eingeführt wer„den, wenn es nicht vorbereitet ist, dieselbe zu erhalten. „Kaum noch der Knechtschaft entgangen, kann es schwer„lich die Freimüthigkeit der Denkungsart, die Größe „der Seele, und den muthigen Geist besitzen, welche „vielleicht nur das Gefühl von Unabhängigkeit einflößen „kann, und welche doch so nothwendig sind, um die „Uebereinstimmung zwischen dem Charakter des Volks „und dem Wesen einer freien Regierungsform hervorzu„bringen, ohne welche Uebereinstimmung eine solche „Regierungsform nicht lange bestehen kann.“ a)

Drei Klassen von Menschen haben vorzüglich dazu beigetragen, die Revolution in Frankreich vorzubereiten und zu befördern; die **Wechseljuden** oder **Papierhändler** (Agioteurs), die sogenannten **Philosophen**, und die **Physiokraten** oder **Ekonomisten**. Jede dieser drei Partheien ward täglich stärker und mächtiger; jede würkte

a) *Sheridan* history of the revolution in Sweden. p. 139.

würkte für sich, und als sie sich endlich vereinigten, konnte ihnen nichts mehr widerstehen. Die Papierhändler und die Ekonomisten arbeiteten anfänglich nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen; sie arbeiteten gegen einander. Je mehr der Geld- und Papierreichthum in Frankreich aufkam, desto weniger konnte das ekonomische System eingeführt werden; und wenn es eingeführt werden sollte, so mußte der Papierhandel nothwendig aufhören. Das Interesse dieser beiden Partheien war sich dem zufolge gerade entgegengesetzt; aber bald fand sich ein Punkt, in welchem das Interesse beider zusammentraf, wodurch unter ihnen eine Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Zwecke entstand. Dieser Punkt war die Aufhebung der Klöster und die Einziehung der Güter, welche der Geistlichkeit zugehörten. Die Ekonomisten wollten auf diese Weise eine große unfruchtbare a) Klasse von Menschen ausrotten, die ihnen zugehörigen Güter aus ihren Händen nehmen und der produktischen Klasse übergeben. Die Papierhändler hingegen hatten bei Einziehung der geistlichen Güter die Aussicht zu neuen Spekulationen und neuem Papiergelde und die Hoffnung, einen Staatsbankerott, der sie alle zu Grunde gerichtet hätte, zu verhüten. Beide hatten dem zufolge ein gemeinschaftliches Interesse gegen den Adel und die Geistlichen. Zu ihnen gesellten sich nun auch noch die Philosophen, denen es bloß allein um Ausrottung der christlichen Religion und um Aufhebung aller Geistlichen zu thun war. Diese Vereinigung dreier

so

a) Ich bediene mich dieser Kunstausdrücke, weil ich voraussetze, daß der Leser mit dem System der Ekonomisten bekannt sey.

so mächtiger Sekten war die erste Veranlassung zur Revolution, und wenn man die Beschlüsse der Nationalversammlung mit philosophischem Auge durchliest: so wird man darin eine sonderbare Mischung von ekonomischen, philosophischen und papierhändlerischen Grundsätzen finden. Alles wird deutlich, wenn man diese Bemerkung beständig gegenwärtig behält. Das ekonomische System, ob es gleich, wie Smith behauptet, nicht vollkommen ist, ist dennoch unter allen Systemen der politischen Oekonomie dasjenige, welches der Wahrheit am nächsten kommt. Es beruht auf dem schönen Grundsatze der vollkommensten Gerechtigkeit und der vollkommensten Freyheit. Es ist ein schönes, großmüthiges, gerechtes, erhabenes System. Statt daß sonst jede Nation einen Kordon um ihre Gränzen zieht, und allen ihren Nachbarn zuruft: über diese Gränze sollt ihr nicht kommen, wenn ihr verbotene Waaren bei euch führt; nnd verboten ist alles, was bei euch die Natur oder die Kunst hervorbringt; alles dieses dürft ihr in unser Land nicht einführen, oder, wenn ihr es einführen wollt, so müßt ihr schweren Zoll bezahlen. Statt dessen sagt eine Nation, welche die Grundsätze der Ekonomisten befolgt, zu ihren Nachbarn: Gott setzte uns alle auf die Erde; euch auf jenen, uns auf diesen Fleck Landes; bei euch wächst, was wir nicht haben, und bei uns wächst, was euch fehlt: laßt uns also unsere Waaren umtauschen; Handlungsstädte und Seehäfen stehen euch bei uns offen; bringt was ihr wollt, so viel ihr wollt, und auf welche Weise ihr wollt, und fordert dagegen von uns, was ihr zu haben wünscht; nichts ist verboten; alles ist frei, so wie Gott und die Natur es machte; die Worte Einschränkung, Handelsverbot, Kontreban-

trebande, und andere ähnliche sollen in unserem freien Lande nicht gehört werden. Der Erfinder dieses schönen und menschenfreundlichen Systems war der Arzt Quesney. Seine zahlreichen Nachfolger und Anhänger haben an dem von ihm erfundenen Systeme nichts geändert, sondern es, so wie er es gab, angenommen. Einige derselben sprechen von ihrem Stifter mit eben dem Enthusiasmus, mit welchem Lukrez vom Epikur sprach. Der **Marquis von Mirabeau**, einer der berühmtesten Vertheidiger des ekonomischen Systems, sagt: „Seit dem Anbeginne der Welt haben vorzüglich „drei große Erfindungen den politischen Gesellschaften „Festigkeit gegeben, obgleich außer diesen noch mancherlei andere Erfindungen sie bereichert und ausgeschmückt haben. Die erste ist die Erfindung der „**Schreibkunst**, welche allein der menschlichen Natur „das Vermögen giebt, ihre Gesetze, ihre Verträge, ihre „Annalen und ihre Entdeckungen unverändert mitzutheilen. Die zweite ist die Erfindung des **Geldes**, „durch welches alle Verhältnisse zwischen civilisirten Gesellschaften zusammengehalten werden. Die dritte ist „die **ekonomische Tabelle**, das Resultat aus den beiden ersten, welches beide vollständig macht, indem es „ihren Gegenstand vervollkommnet; dieses ist die große „Entdeckung unsers Zeitalters, deren Früchte unsere „Nachkommen einerndten werden."

Das ekonomische System war so sehr dem über ganz Europa von allen Staaten angenommenen politischen Plane (dem System der Handlungsbalanz) entgegen, und enthielt so paradoxe Sätze, daß es mehr eine glückliche Spekulation, als ein ausführbares Staatssystem zu seyn schien. Die ganz ungegründeten und falschen

Begriffe

Begriffe von Handlungsbalanz, vom Gelde, als einziger Reichthum und nicht als bloße Waare betrachtet; diese Begriffe und eine Menge anderer, die ihnen untergeordnet waren, machten die Grundlage der Verhältnisse aller europäischen Staaten, das Wesen ihrer Traktaten, Friedensschlüsse und Handlungsverbindungen aus. Ueberall war es darauf abgesehen, viel Geld einzunehmen und wenig davon auszugeben, um desto mehr im Lande behalten zu können. Ueberall war dieß der Plan und nirgends gelang er. Das Geld schlüpfte, wie eine Schlange, durch die Hände des Staatsmanns, und entgieng ihm, ehe er es noch gefaßt hatte. Das ekonomische System, welches weit richtiger und konsequenter war, blieb dem spekulativen Denker, und das System der Handlungsbalanz dem praktischen Staatsmanne. Es war auch, noch vor zwanzig Jahren, nicht einmal der Anschein vorhanden, daß das ekonomische System jemals großen Einfluß auf die europäischen Staatsgeschäfte haben würde. Es schien nicht wahrscheinlich, daß irgend eine große Nation den Versuch machen sollte, durch freiwillige Trennung von ihren Kolonien; durch Vernachlässigung des Handels und der Schiffahrt; durch Eröffnung ihrer Städte und Seehäfen für alle Völker der Welt; durch Aufhebung der Mauthhäuser; durch Abschaffung der Zölle und Abgaben, die den Handel betrafen; durch Gleichmachung aller Menschen unter sich; durch Verzichtthun auf Eroberungen; und ohne andere Staatseinkünfte als eine Landsteuer; es war nicht wahrscheinlich, sage ich, daß irgend eine große Nation den Versuch machen sollte, durch so neue, und, wie sie den Staatsmännern scheinen mußten, so unsinnige Mittel, groß, reich und glück-

glücklich zu werden. Smith sagte, noch 1786, also vor vier Jahren: „Dasjenige System, welches die „Produkte des Erdbodens für die einzige Quelle der Ein„künfte und des Reichthums eines Staates hält, ist, so„viel ich weiß, nie von einer Nation angenommen wor„den, und es ist bis jetzt nur noch in den Spekulationen „einiger wenigen gelehrten und verständigen Männer in „Frankreich vorhanden. Es wäre in der That nicht der „Mühe werth, ausführlich die Irrthümer eines Systems „zu widerlegen, welches niemals in irgend einem Theile „der Welt Schaden angerichtet hat, noch wahrschein„lich anrichten wird.“ Wie wenig ist aber diese politische Voraussagung erfüllt worden!

Das ekonomische System hat nicht nur in Frankreich sehr viele Anhänger, sondern die Zahl derselben ist auch in England sehr groß und nimmt täglich zu. Daran ist der amerikanische Krieg vorzüglich Schuld. Der Ausgang dieses Krieges hat deutlich bewiesen, was für ein großer Gewinn für England der Verlust der amerikanischen Kolonien war. Handlung und Schiffahrt sind seit diesem Kriege auf einen weit höhern Grad gestiegen, als sie jemals vorher in England gewesen waren. Die großen Unkosten, welche die Erhaltung der Kolonien dem Mutterlande verursachte, haben aufgehört, und die ungeheure Summe, welche in dem Handel mit den amerikanischen Kolonien steckte, ist jetzt diesem entzogen und zu Aufmunterung inländischer Manufakturen, oder zu dem Handel mit europäischen Ländern verwandt worden. Auf diese Weise wird dieselbe Summe nun in einem Jahre zwei- drei- und mehrmal umgekehrt, welche vorher, in dem Handel mit Amerika, oft in drei Jahren nur einmal umgekehrt wurde. In England giebt es schon

schon eine große Anzahl politischer Denker, die sehnlichst wünschen, daß es möglich seyn möchte, die westindischen Kolonien und auch Ostindien aufzugeben. Aber der Plan der engländischen Regierung ist diesem Systeme ganz entgegen; denn sie legt neue Kolonien bei den Antipoden und neue Handlungskontore unter den Nordamerikanischen Wilden an.

Auch in Deutschland hat das ekonomische System viele Anhänger, und was mir wirklich bemerkenswerth scheint, ist, daß Kaiser Joseph der Große den Grundsätzen dieses Systems, wie aus einigen seiner letzten Verordnungen erhellt, sehr günstig war, ob er gleich wohl einsah, daß das System in seinem ganzen Umfange einzuführen unmöglich seyn würde. Folgende Stelle Josephs scheint mir völlig im Geiste der Ekonomen geschrieben. „Der Grund und Boden, den die „Natur zu des Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist „die einzige Quelle, aus welcher alles kommt, und „wohin alles zurückfließt, und dessen Existenz, troz allen „Zeitläuften, beständig verbleibet. Aus dieser Ursache „ergiebt sich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund „allein die Bedürfnisse des Staats ertragen, und nach „der natürlichen Billigkeit kein Unterschied gemacht werden kann.“ a)

Ob es möglich ist, daß eine Nation wie die französische, deren Nationalcharakter, Sitten und Denkungsart in dem gegenwärtigen Abschnitte beschrieben worden sind, fähig seyn kann, ein so schönes und einfaches System als das ekonomische ist, welches von ihrer bis-

herigen

a) Kaiser Josephs des Zweiten eigenhändige Schrift über seine neue Steuer.

herigen Denkungsart so sehr abweicht, anzunehmen, dieß muß die Zeit lehren; ich glaube es nicht. „Wir „dürfen nicht fürchten, sagt **Burke**, daß die Geld„händler sich mit der Landwirthschaft abgeben werden. „In unseren Zeiten sind diese Herren zu klug dazu. Im „Anfange mag vielleicht ihre zarte und empfängliche „Einbildungskraft von den unschuldigen und uneinträg„lichen Süßigkeiten des Hirtenlebens eingenommen seyn; „aber bald genug werden sie finden, daß der Ackerbau „ein weit mühsameres, und viel weniger gewinnbrin„gendes Gewerbe ist, als das welches sie verlassen ha„ben. Sie werden, gleich ihrem großen Vorläufer und „Vorbilde, dem Landleben eine Lobrede halten, und dann „demselben den Rücken zukehren. Vielleicht werden sie „im Anfange gleich ihm singen:

> Beatus ille, qui, procul negotiis,
> Paterna rura bobus exercet suis,
> Solutus omni foenore.

„Aber wie wird sich dieß endigen?

> Haec ubi locutus foenerator Alphius,
> Jam jam futurus rusticus;
> Omnem relegit Idibus pecuniam,
> Quaerit Calendis ponere.

„Sie werden die **Kasse** der **Kirche**, unter der heiligen „Aufsicht des Bischofs von Autun, weit besser anbauen, „als die Weinberge und Kornfelder derselben. Sie wer„den ihre Talente so anwenden, wie es ihre Gewohn„heit und ihr eigner Vortheil erheischt; und sie werden „nicht dem Pfluge folgen, so lange sie über Schätze die „Aufsicht haben oder Provinzen beherrschen können.“

Zwei-

Zweiter Abschnitt.

Entfernte Ursachen, welche die Revolution allmälig vorbereiteten.

Ludwig der Vierzehnte. Ludwig der Funfzehnte. Ludwig der Sechszehnte. Königin von Frankreich. Cardinal Rohan. Halsbandgeschichte. Anekdoten von Ludwig dem Sechszehnten. Neckers Leben und Charakter. Joly de Fleury. Dormesson. Calonne als Finanzminister. Notabeln. Herr von Brienne. Herr von Lamoignon als Siegelbewahrer. Streit der Minister mit den Parlamentern. Erste Weigerung derselben, und Verlangen, daß die Stände des Reichs zusammenberufen werden möchten. Verweisung des Pariserparlaments nach Troyes. Beschimpfungen, welche der Graf von Artois vom Pariser Pöbel erlitt. Wiederzurückberufung des Parlaments. Neue Weigerungen desselben. Ausschreibung des Anlehens, gegen den Willen des Parlaments. Verweisung des Herzogs von Orleans. Neuer Plan des Principalministers und des Siegelbewahrers; der Plan der Cour pleniere. Despremenil entdeckt das Geheimniß, und wird in Verhaft genommen. Briennes Entlassung. Lamoignons Entlassung und tragischer Tod. Despotische Grundsätze des Principalministers, im Contrast mit den Grundsätzen, welche Heinrich der Vierte, Friederich und Joseph hatten. Politische Betrachtungen.

Les changements d'Etats, que veut l'ordre céleste,
Ne coutent point de ſang, n'ont rien qui ſoit funeſte.

CORNEILLE.

Funfzig Jahre lang ertrug die französische Nation den despotischen Stolz und die Intoleranz des Hofes Lud-

wigs

wigs des Vierzehnten. a) Der Glanz seines Reiches blendete die Frankreicher so sehr, daß sie ihre Ketten nicht sahen. Während der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten stieg Zügellosigkeit der Sitten und Verschwendung am Hofe aufs höchste, und Laws berühmtes Projekt gab dem Handel und dem Credit der Nation einen Stoß, von welchem sie sich noch bis jetzt nicht ganz erholt haben. Dieses Projekt erweckte zuerst in Frankreich den Geist des Papierwuchers (agiotage), welchem das Reich seinen Ruin zu danken hat. Als Ludwig der Funfzehnte zur Regierung kam, überließ er sich

a) Ludwig der Vierzehnte war, durch wiederholtes und übertriebenes Lob seiner Schmeichler, schon so sehr gegen alle feineren Lobeserhebungen fühllos geworden, daß nur die gröbsten Schmeicheleien, die offenbar ins Lächerliche fielen, und bei denen ihn die Höflinge zum Besten hatten, noch einigen Eindruck machen konnten. Mansard, der Oberaufseher der Gebäude Ludwigs, ließ in den Planen, welche er dem Könige vorlegte, die gröbsten und auffallendsten Fehler stehen, so daß sie der König bei dem ersten Anblicke entdeckte und ihm zeigte. Dann stellte sich Mansard, als wäre er vor Bewunderung ganz außer sich, und rief aus: „Der König ist in allem gleich groß, und versteht mehr von der Baukunst, als die geschicktesten Baumeister!„ Der berühmte Portraitmaler Mignard malte Ludwig den Vierzehnten sehr oft. Als er den König zum zehntenmal malte, fragte Ludwig: „Mignard, bin ich seit dem letztenmal, da Sie mich malten, älter geworden?„ — „Ja, Sire, antwortete der Maler, ich sehe einige Schlachten mehr auf der Stirne Euerer Majestät!„ Wie sind doch die Großen so klein, die an so abgeschmackten Schmeicheleien Vergnügen finden können? und was für armseelige Leute, die auf solche Weise schmeicheln? Jede wahrhaft große Seele schmeichelt nie, und haßt Schmeicheleien eben so sehr als Beleidigungen.

sich bald einer gebieterischen Maitresse, die Stellen und Pensionen nach Willkühr austheilte; Generale ernannte, die vom Kriege nichts verstanden; und Minister, welche von der Regierungskunst nichts wußten. Und in den letzten Jahren seines Lebens, wie traurig war nicht da der Zustand Frankreichs? Ein schwacher König saß auf dem Thron, welcher, mit der Weichlichkeit eines asiatischen Despoten, die Grausamkeit eines Caligula verband. Bald beraubte er sich seiner Sinne durch Wein; bald lag er in den Armen der gemeinsten Dirnen; bald belustigte er sich an dem Anblicke des gehäuften Goldes und Silbers, das er in einem besondern Zimmer des Schlosses aufbewahrte, und, durch Beraubung des königlichen Schatzes, täglich vermehrte. Er bestahl sich täglich selbst, um seinen Geitz zu befriedigen. Dies waren seine Beschäftigungen; so verfloß sein Leben; bis er endlich an den Folgen seiner Ausschweifungen starb. Am Ende seiner Regierung drängte sich eine feile Buhlerin, aus den Vorstädten von Paris, bis auf die Stufen des Throns; sie schickte die Minister weg, welche die ganze Nation schätzte; und unterstützte diejenigen, welche der Nation verhaßt waren. Wollüstig hingestreckt, auf einem Sopha, im Innern des Pallastes, überredete sie den vor ihr stehenden und von ihren, halb bedeckten halb sichtbaren, Reizen bezauberten König, die Parlamenter, welche die Nation für ihre Schutzgötter ansah, aufzuheben, die Glieder derselben zu zerstreuen, und an die Gränzen des Königreichs ins Exilium zu schicken.

Nachdem dieser Despot den Thron verlassen hatte, kam Ludwig der Sechszehnte, der jetzige König der Frankreicher, an seine Stelle. Ein König von gemäs-

sigten

stigten Grundsätzen, von einfachen Sitten, und von vortreflichem Herzen; schwach und furchtsam, aber gerecht und gut. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte er sich als einen guten König, dem das Wohl seiner Unterthanen am Herzen lag, der Gerechtigkeit liebte, und der es sich zum Geschäfte machen zu wollen schien, sein Reich glücklich zu machen. Er setzte die aufgehobenen Parlamenter wieder ein, und rief die verwiesenen Parlamentsglieder wiederum zurück. An seiner Seite saß, auf Frankreichs Thron, die erhabene Monarchin, die, ungeachtet aller der Verläumdungen, welche Neid, Haß und Kabale gegen sie ausgestreut haben, dennoch über alle diese Nachreden sich erheben, und in der Geschichte unter der Reihe unglücklicher, und eines bessern Schicksals würdiger Königinnen, eine glänzende Stelle einnehmen wird. Diese schöne und ausgebildete Königin (ich kopire dieses Gemälde nach dem sehr gut getroffenen Portrait eines französischen Mahlers), diese schöne Königin, durch die erhabenste Herkunft von dem Schicksale ausgezeichnet, und mit den auserlesensten Gaben, mit allen körperlichen und geistigen Grazien, von der Natur geschmückt, würde, in einem ruhigern Zeitpunkte, auch bei einer weniger galanten Nation, als die Französische ist, von allen, die sich ihr zu nähern das Glück gehabt hätten, nicht nur verehrt, sondern beinahe angebetet worden seyn; man würde die Bewunderung, welche ausgezeichnete Vollkommenheiten und eine erhabene Geburt allemal erwecken, ihr nicht haben versagen können. Aber so außerordentliche, so seltene Eigenschaften, erwecken in Zeiten, in welchen der Partheigeist herrscht, nur verläumderische Nachreden, und hämische Anspielungen,

welche

welche die Bosheit kleinen und niedrigen Seelen eingiebt, die dadurch den Einfluß so großer Vollkommenheiten zu verhindern, und sich selbst, durch Erniedrigung anderer, zu einem eingebildeten Ansehen zu erheben wähnen.

In ihrer frühen Jugend, zu einer Zeit, wo sie mit den Intriguen der Höfe noch unbekannt war, dazu bestimmt, die Hofnung aller, der Gegenstand der ausgesuchtesten Schmeicheleien, und die Person zu seyn, von welcher der Ehrgeiz die beneidungswürdigste Erfüllung seiner Plane erwartete, darf man sich nicht wundern, daß die gewöhnlichen Folgen des gekränkten Ehrgeitzes auf sie zurückfielen. Daher wurde ihre Herablassung der Leichtsinnigkeit; ihre Umgänglichkeit sträflichen Leidenschaften zugeschrieben. War sie zurückhaltend, so hieß dies Verachtung gegen die Nation, welche sie so sehr geehrt hätte: war sie zuvorkommend gegen gebildete und gelehrte Personen, so schloß man daraus, sie verachte alle, denen diese Vorzüge fehlten. Diejenigen sogar, welche sehr leicht die Schwachheiten des Weibes ihr würden verziehen haben, weil diese in ihren Augen nur unbedeutende Fehler waren, vergaben ihr niemals die leicht zu bemerkende Anhänglichkeit für die Nation, unter welcher sie geboren war, und den Vorzug, den sie derselben vor denjenigen gab, welche sie zur Königin erhoben hatte. Dies war ein Verbrechen, das durch kein Opfer gebüßt, und, auch durch geduldiges Ertragen der gröbsten Beschimpfungen, nicht ausgeglichen werden konnte. Man hielt es für den Gipfel von Undankbarkeit; für eine Wirkung der Thorheit und des Stolzes.

Aus

Aus unleugbaren Thatsachen erhellt, daß das System des Hofes zu Versailles, welches von jeher auf ein auszeichnendes Uebergewicht in den europäischen Staatshändeln hinzielte, seit einiger Zeit, in Rücksicht auf die Mittel zu diesem Zwecke, sich verändert hatte. Ludwig der Vierzehnte suchte das Uebergewicht durch sein Schwerdt zu erhalten, seine Nachfolger hingegen befolgten den, weniger in die Augen fallenden, aber tiefer wirkenden Plan, der Intriguen und Bestechungen. Aber die Pracht des Hofes; der übertrieben verschwenderische Hofstaat der Königin und der Prinzen; die Räubereien der Minister; und andere Ausgaben, verzehrten das Capital, das zu diesem elenden Plane bestimmt war. Geschlossene Bündnisse; gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn aufgewiegelte Unterthanen; und die übrigen untergeordneten Räder dieser zusammengesetzten Maschine, verlangten Ressurcen, denen die ungeheur großen Produkte der Nation, bei aller ihrer Größe, dennoch nicht angemessen waren. Dazu kam noch die vorgebliche Ablenkung der Staatseinkünfte in fremde Kanäle, und die Unterstützung der Projekte des Hauses Oesterreich, des natürlichen Nebenbuhlers von Frankreich, dessen Verbindung mit Rußland nicht allein die allerungemessensten Aussichten von Eroberungen und zu erwerbenden Reichthümern im voraus schon versprach, sondern zugleich den Projekten Frankreichs unüberwindliche Schwierigkeiten zu übersteigen darbot.

So mannigfaltige und wichtige Gründe reizten endlich die Gemüther derer, die schon durch Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten so sehr gebeugt waren, als sie nur zu ertragen vermögend schienen; diese Gründe

gaben

gaben sogar den sträflichsten Plänen einen Anstrich von Rechtmäßigkeit. Sie bewafneten den Arm des rachesuchenden Mörders gegen die geheiligte Person Ihrer Majestät, welcher, auf die ungerechteste Weise, Verbrechen zur Last gelegt wurden, an denen sie gar keinen Antheil hatte, sondern die bloß allein Folgen der, der Nation eigenen, Eitelkeit und ihrer Träume von künftiger Größe waren. In dieser schrecklichen Krise (deren genauere Umstände ich unten erzählen werde), als die lang verhaltene Verzweiflung des gedrückten und im Elende versunkenen Volkes bereit war, gegen den Thron auszubrechen, und Geheiligten und Profanen, Schuldigen und Unschuldigen, ohne Unterschied, den Untergang drohte, war die Königin die Einzige, die mit der, großen Seelen eigenen, Verachtung der Gefahr, dem sich nähernden Sturme trotzte, und das armseelige Mittel, in der Flucht Sicherheit zu suchen, mit Verachtung von sich abwies. Hätte sie ihre heldenmüthigen Gesinnungen den erhabenen Flüchtlingen mittheilen können, die bei Annäherung der Gefahr zitterten; dann würde Vermessenheit in Ehrfurcht zurückgeschreckt worden seyn, und die Insolenz des Pöbels hätte sich in Ergiessung loyaler Ausrufungen verwandelt.

Ich habe sie gesehen, diese schöne Königin, ich habe sie, vor vier Jahren, in aller ihrer Schönheit und in vollem Glanze gesehen, und wenn ich mich an das erinnere, was sie damals war, und bedenke, was sie jetzt ist: so kann ich mich nicht enthalten, mit gerührtem Herzen, wie Burke zu sagen: „Ich sah die Kö„nigin von Frankreich vor siebzehn Jahren; damals „war sie noch Dauphine. Ich sah sie zu Versailles; „und gewiß leuchtete nie ein schöneres Gestirn auf un-

„serem

„serem Erdballe, den sie kaum zu berühren schien. Da=
„mals ging sie eben über den Horizont auf, schmückend
„und erfreuend die erhabene Bahn, welche sie zu durch=
„laufen anfing. Voller Leben, voller Glanz, und voll
„Freude, schimmerte sie wie der Morgenstern. Aber
„ach! welch eine Revolution! und welch ein Herz
„müßte ich haben, wenn ich ungerührt eine solche Er=
„höhung und einen solchen Fall sehen könnte! Wie
„wenig ließ ich mir träumen, als sie sich der Verehrung
„sowohl, als einer entfernten, schwärmerischen, ehr=
„furchtsvollen Liebe würdig machte, daß sie jemals sich
„genöthigt sehen sollte, das bittere Gegengift des Un=
„glücks in ihrem schönen Busen verschlossen zu tragen.
„Wie wenig ließ ich mir träumen, daß ich noch erleben
„sollte, eine solche Reihe von Unglücksfällen sie treffen
„zu sehen, und unter einer galanten Nation, unter einer
„Nation, wo so viele Männer von Ehre, so viele Cava=
„liers waren. Eher hätte ich geglaubt, zehn tausend
„Schwerdter müßten aus ihrer Scheide springen, um
„auch den Blick zu bestrafen, der sie zu beleidigen dro=
„hen könnte. — Aber die Ritterzeiten sind vorbei. —
„Die Zeiten der Sophisten, der Ekonomisten, und der
„Rechner sind auf jene gefolgt, und Europas Stolz ist
„auf immer verlöscht. Niemals mehr, niemals wer=
„den wir jene großmüthige Anhänglichkeit an Rang
„und Geschlecht, jene stolze Unterwerfung, jenen wür=
„digen Gehorsam, jene Unterwürfigkeit des Herzens er=
„blicken, welche, sogar in der Knechtschaft, den Geist
„einer erhabenen Freimüthigkeit aufrecht erhielt.„

Was die französische Nation am meisten gegen die Königin aufbrachte, war die berühmte Halsbandge=schichte. Man bediente sich dieser Geschichte, um dem

Volke

Volke einen unauslöschlichen Haß gegen die Königin beizubringen. Man verdrehte alle Umstände, um die Wahrheit zu verdunkeln, und, leider! erreichte die Bosheit nur zu sehr ihren Zweck. An der Halsband-geschichte war die Königin (wie heutzutage selbst die wüthendsten Demokraten in Frankreich zugeben müssen) ganz unschuldig. Es ist noch nicht bewiesen, daß sie von der ganzen Verhandlung auch nur den kleinsten Umstand gewußt habe; und wußte sie etwas davon, so bestand ihre Schuld in einer leicht verzeihlichen Unbesonnenheit, aber in keinem Verbrechen. Im Jahre 1786, zu der Zeit, als dieser berühmte Prozeß bei dem Parlamente anhängig gemacht war, befand ich mich gerade zu Paris, und hielt mich daselbst sehr lange auf. Ich kam in Gesellschaften aller Art, von solchen, in welchen Heilige-Geist-Ritter, und Ducs und Pairs von Frankreich zugegen waren, bis in solche, wo Gelehrte und Schöngeister, statt der Abendmahlzeit, ein Glas Limonade austranken. In allen diesen Gesellschaften machte der berühmte Prozeß den vorzüglichsten Gegenstand des Gesprächs aus. Man sprach sehr verschieden, aber überall sehr frei darüber, und nach sorgfältiger Vergleichung alles dessen, was ich davon gehört hatte, wurde die Sache, in meinen Augen, so klar, daß mir über den eigentlichen Hergang derselben kaum mehr ein Zweifel übrig blieb. Jetzt ist dieser Hergang dem feineren pariser Publikum bekannt genug. Hieher gehörte diese Geschichte zwar eigentlich nicht: dennoch aber kann ich mich nicht enthalten, die Hauptumstände dieses interessanten Prozesses anzuführen. Da die Geschichte bisher, so viel ich weiß, noch nirgendwo so zuverlässig und umständlich erzählt worden ist, als ich

dieselbe hier erzählen werde, so darf ich wohl hoffen, meinen Lesern durch diese Erzählung keine Langeweile zu verursachen. Der Cardinal Rohan, welcher die Hauptperson spielte, ist ein äußerst gutmüthiger und wohlthätiger, aber auch zugleich ein äußerst schwacher Mann. Böses zu thun, vorsetzlich Böses zu thun, ist er, in aller Rücksicht, unfähig: aber er ist eine von den Schaafsseelen, welche sich selbst überreden, daß sie auch dann gut handeln, wenn ihre Handlungen wirklich böse sind. Er hat keinen eigenen Willen, keine Grundsätze; immer folgt er dem Eindrucke des gegenwärtigen Augenblicks, oder dem Rathe derer, die um ihn sind, und denen er sein Zutrauen schenkt. Von dem Umfange seiner Geistesfähigkeiten mag dieses ein Beweis seyn, daß er, als er Gesandter am Wiener Hofe war, zu der Zeit, da die Theilung in Pohlen vorging, von der ganzen Sache, bis sie geschehen war, nichts bemerkte, nichts vermuthete, und dadurch seinen Hof vor ganz Europa lächerlich machte. Diese Gesandschaft nach Wien war überhaupt die Quelle alles Unglücks, welches den guten Cardinal in der Folge seines Lebens betroffen hat. Breteuil war schon zum Gesandten ernannt. Seine heimliche Instruktion bestand darin, die Heurath des Dauphins mit der Tochter der Maria Theresia zu negociiren. Er war eben im Begriffe abzureisen, als der Cardinal, durch die Cabalen seiner Familie, welche diese Heurath zu hintertreiben suchte, und eine Verbindung mit Sardinien wünschte (mit welchem Hause die Rohans, wenn ich nicht irre, verwandt sind), als der Cardinal, sage ich, an Breteuils Stelle, zum Gesandten nach Wien ernannt wurde. Breteuil mußte zurückbleiben, und war, von diesem

Augen=

Augenblicke an, des Cardinals unversöhnlicher Feind. Nun reiste der Cardinal nach Wien, und statt, wie ihm aufgetragen war, die Heurath zu negociiren, wandte er alles an, um dieselbe zu hintertreiben. Er schrieb sogar an Ludwig den Funfzehnten eigenhändige Briefe, worin er über die jetzige Königin grobe Unwahrheiten und fein erdichtete Verläumdungen zu schreiben wagte. Aber seine Maaßregeln waren zu kurz: die Heurath kam dennoch zu Stande, und Ludwig der Funfzehnte verwahrte die Briefe des Cardinals in seiner Schatulle auf. Die Königin erfuhr, daß Briefe dieser Art vorhanden wären, und sobald Ludwig todt war, ließ sie diese Schatulle sogleich wegnehmen. Sie öfnete dieselbe, las die Briefe, und war, wie man sich leicht vorstellen kann, über den Cardinal sehr erbittert: doch dachte sie zu groß, um wegen einer Beleidigung, deren Ahndung sie weit unter ihrer Würde hielt, sich zu rächen. Ludwig der Sechszehnte wurde König, und der Cardinal kam, so wie vorher, von Zeit zu Zeit nach Hofe. Die Königin unterhielt sich zwar nur selten mit ihm, sie gab ihm zu verstehen, daß sie ihn haßte, doch aber beleidigte sie ihn nicht. So hätte der Cardinal noch lange und ungestört leben können: zum Unglück aber wurde er mit dem abgefeimtesten Betrüger und Bösewicht unsers Jahrhunderts, mit Cagliostro, in Strasburg bekannt. Cagliostro sah bald, was für einen Mann er vor sich hatte, und ward in kurzer Zeit der unzertrennliche Vertraute des Cardinals. Er versprach, Gold zu machen, und das war es eben, woran es dem Cardinal, der mehrere Millionen schuldig war, fehlte; er rief Geister aus der Unterwelt hervor, und dies war für den Cardinal ein neuer, stark erschüttern-

der Zeitvertreib; er besaß das Geheimniß, Liebesträn=
ke, oder Philtra, zu verfertigen, wodurch man sich nach
Gefallen die Liebe eines jeden Frauenzimmers erwer=
ben konnte, und ein solches Mittel war dem Cardinal
(der den Umgang mit dem andern Geschlechte, bei er=
schöpftem Körper, und erschöpfter Börse, nur noch aus
Gewohnheit fortsetzte) nunmehro unentbehrlich gewor=
den. So lebte Cagliostro mit dem Cardinal, und hielt
diesen zwischen Furcht und Hofnung so meisterhaft hin,
daß der Cardinal, ohne seinen Rath, gar nichts mehr
zu thun wagte. Der Versuch mit dem Liebestranke
wurde an Cagliostros Frau zuerst gemacht; und man
kann sich leicht vorstellen, daß er vortreflich gelang.
Cagliostro ging mit dem Cardinal nach Paris, und er=
hielt dort, da er unter Protektion eines so hohen Gön=
ners erschien, bald ein sehr großes Ansehen. Dies
war aber nicht alles, was er wollte; er suchte Geld,
und auch dazu fand sich bald genug eine Gelegenheit.
Der Cardinal, dessen mildthätige Güte allgemein be=
kannt war, hatte sehr oft Besuche von Personen, welche
die Noth zu ihm trieb, und die er auch selten ohne Un=
terstützung weggehen ließ. Auf diese Weise kam im
Jahre 1781 eine gewisse Dame de la Motte zu ihm,
die aus einer alten Familie herstammte, aber in das
tiefste Elend versunken war. Er gab ihr Geld aus
Mitleiden, und bezahlte eine beträchtliche Summe,
welche sie dem Juden Cerf Beer, in Strasburg, schul=
dig war. Kaum waren diese Schulden bezahlt, als sie
aufs neue zu borgen anfing, und aufs neue in das
Elend gerieth, aus welchem sie der Cardinal kaum ge=
zogen hatte. Dieser Zustand daurte fort, bis zum
Jahre 1784, wo die Noth sie aufs äußerste trieb. Nun

fing

fing sie an, sich ihres listigen und ränkevollen Charakters zu bedienen, um sich Geld zu verschaffen. Den ersten Probeversuch machte sie an dem Cardinal von Rohan, ihrem Wohlthäter. Sie kannte die unglaubliche Schwäche, und die gutmüthige Leichtgläubigkeit dieses Prälaten. Den Plan dazu legte sie sehr fein an. Sie erschien auf einmal unter einer neuen Gestalt. Sie schafte sich ein Kabriolet und Pferde an; fuhr nach Versailles, und zurück; gab vor, mit der Königin genau bekannt zu seyn; flüsterte ihren Freunden und Hausgenossen, über diese Bekanntschaft, ganz sonderbare Dinge ins Ohr; erzählte einige Umstände von den geheimen Unterredungen, welche sie mit der Königin halte; zeigte, mit geheimnißvoller Mine, Briefe, von denen sie vorgab, daß sie, von der Königin, an sie geschrieben wären; und bezeichnete in diesen Briefen einige auffallende Ausdrücke. Sie behauptete, daß sie in kurzer Zeit mit Ehrenstellen und Glücksgütern überhäuft seyn werde; und daß ihrer Protektion und ihrem Vorworte, bei der Königin, künftig nichts zu schwer seyn könne. Diese fein gesponnene Geschichte erzählte sie im May 1784 auch dem Cardinal; auch ihm zeigte sie die vorgeblichen Briefe von der Königin, weil ihr wohl bekannt war, daß der Cardinal die Handschrift der Königin nie gesehen hatte, und folglich den Betrug nicht entdecken konnte. Zugleich stellte sie ihm ihre vertraute Bekanntschaft mit der Königin als das sicherste Mittel vor, ihn mit derselben auszusöhnen. „Gern „will ich, setzte sie hinzu, aus Dankbarkeit für Ihre „Wohlthaten, dieses große Werk unternehmen.„ Der leichtgläubige Cardinal, der eine Aussöhnung mit der Königin sehnlichst wünschte, ergriff begierig diesen Funken

ken

ken von Hofnung, und drang täglich in die Gräfin, ihr Versprechen zu erfüllen. Endlich, seiner Zudringlichkeiten müde, sagte sie zu ihm, im Sommer 1784, „die Königin geht an den kühlen Sommerabenden „oft, in Begleitung ihrer Hofdamen, im Park zu „Versailles spatzieren; finden Sie Sich dort ein, „vielleicht haben Sie das Glück, die tröstliche Nachricht, daß sie Ihnen wieder ihre Zuneigung schenke, „aus ihrem eigenen Munde zu hören.„ Nun ging der Cardinal alle Abende, bis in die späte Nacht, in dem Garten auf und ab. Im August 1784 kam, gegen eilf Uhr des Nachts, die Gräfin la Motte dem einsamen Spatziergänger entgegen, und sagte: „Die Königin erlaubt, daß Sie Sich ihr nähern.„ Furchtsam schwankt der Cardinal, an der Hand der Gräfin, vorwärts, und findet eine Dame, deren Gesicht durch eine große Haube, die sie trug, ganz versteckt war, und die man ihm als die Königin ankündigte. Diese vorgebliche Königin sagt: „Sie „dürfen hoffen, daß das Vergangene vergessen seyn „wird.„ Kaum sind diese Worte ausgesprochen, als schon eine Stimme die Ankunft des Grafen und der Gräfin von Artois ankündigt. Der Cardinal zieht sich zurück, dankbar, zufrieden und entzückt, und verläßt den Garten, in Gesellschaft der Gräfin. Das Frauenzimmer, welches die Rolle der Königin spielte, war ein Freudenmädchen aus dem Palais Royal. Sie hieß **Oliva**, und war dazu, wie sie nachher selbst gestand, von der Gräfin la Motte gedungen, unterrichtet, nach Versailles und zurückgebracht, und, für den geleisteten Dienst, bezahlt worden. Uebrigens war dieses Mädchen von dem Geheim-

niß

niß nicht unterrichtet; sie glaubte nur zum Werkzeug eines unschuldigen Scherzes gedient zu haben. Alle diese Umstände hat die Gräfin in ihrem Verhör selbst eingestanden. Von diesem Augenblicke an beherrschte nun die Gräfin la Motte den Kardinal, der ihr seine Aussöhnung mit der Königin schuldig zu seyn glaubte, ganz. Alles, was sie ihm im Namen der Königin befahl, wurde eben so schnell und pünktlich ausgeführt, als ob es die Königin selbst befohlen hätte. Von dieser Gemüthsstimmung des Kardinals machte die Gräfinn sogleich Gebrauch. Noch in demselben Monat (August 1784) forderte sie von ihm, im Namen der Königin, 60,000 Livres, für eine unglückliche Familie, für welche sich, wie sie vorgab, die Königin interessire. Sie erhielt das Geld sogleich, und konnte den Freudenrausch, in welchem sie sich bei dem Anblicke desselben befand, sogar vor dem Ueberbringer nicht verbergen. Im November forderte sie abermals im Namen der Königinn 100,000 Livres, zu gleichem Zwecke, und erhielt auch diese Summe. Durch solche Mittel erworbene Güter werden gemeiniglich eben so leichtsinnig wider verschwendet, als unüberlegt sie erhalten wurden. Bis jetzt war die Gräfin im Elend, nun hat sie Geld; und nun erscheint sie auf einmal als Dame vom ersten Range. Silbergeschirr, Juwelen, Bediente, Wagen, Pferde, werden angeschafft, Häuser gekauft, Gastmähler gegeben, und so groß auch die Summe war, welche sie erhalten hatte, so war sie doch in kurzer Zeit durchgebracht. Nun sann die Gräfin auf neue Mittel zu betrügen; und da sie voraussah, daß sie eine solche Rolle, ohne entdeckt zu werden, nicht lange würde spielen können; so war sie auf einen beträchtlichen

chern Fang bedacht, der sie auf einmal reich machen sollte, wornach sie mit dem Kardinal zu brechen, ihm alles zu entdecken, und wegen seiner Leichtgläubigkeit über ihn zu lachen vorhatte. Dazu gab ihr das berühmte Halsband von Diamanten Gelegenheit, wovon einige Jahre vorher in Paris sehr viel gesprochen worden war. Dieses schöne Halsband, dessen Werth auf 1,600,000 Livres geschätzt wurde, war der Königin angetragen worden, und es gefiel ihr so sehr, daß sie es zu besitzen wünschte. Sie sprach darüber mit dem Könige. Dieser aber, seinen ökonomischen Grundsätzen getreu, antwortete: „Anderthalb Millionen für ein Halsband? „Dafür kann ich ja ein Kriegsschiff haben; und das thut „mir mehr Dienste.“ Von dieser Zeit an sprach die Königin nicht mehr von dem Halsbande, that auf den Ankauf desselben Verzicht, und schien es ganz vergessen zu haben. Madame la Motte, welcher diese Umstände bekannt waren, hielt dieß für eine gute Gelegenheit, den Kardinal, unter dem Vorwande es für die Königin einzukaufen, diesen auserlesenen Schmuck bezahlen zu lassen, und denselben für sich selbst zu behalten. Nun erfand sie einen Plan, welcher in den Jahrbüchern der Intrigue Epoche macht. Am 29 December 1784 ließ sie sich von den Juwelenhändlern das berühmte Halsband zum erstenmale bringen. Man verlangt ihre Vorbitte bei der Königinn. Sie stellt sich, als wenn sie mit Widerwillen sich in eine fremde Angelegenheit mische, verspricht aber endlich, was von ihr verlangt wird. Am 21 Januar 1785 macht sie den Juwelenhändlern Hoffnung zum Kaufe. Der Kardinal, welcher lange von Paris abwesend und jetzt erst zurückgekommen war, schließt endlich diesen Kauf im Namen der Königin, von

welcher

welcher er durch Madame la Motte positive Befehle erhalten zu haben glaubt; er übergiebt den Juwelenhändlern ein Papier, welches die Bedingungen des Kaufs enthält und unterzeichnet ist: Marie — Antoinette de France. Die Einfalt des Kardinals erscheint hier wirklich zum Bewundern groß; das listige Weib führt ihn ganz; er läßt sich in der Schlinge fangen; der alt gewordene Hofmann hat auch nicht einen Schatten von Mißtrauen. Sein Herz mag gut seyn; aber seinen Kopf hat, wie man hieraus sieht, die Natur sehr vernachläßigt. Nach sechs Monaten wird der erste Zahlungstermin bestimmt. Der Kauf ist nun geschlossen und der Kardinal im Besitze des Halsbandes. Er zeigt es Cagliostro, sagt ihm, es sey für die Königin, und eilt nach Versailles, um der la Motte diesen Schatz zu überbringen. Zitternd vor Freuden ergreift sie das Kästchen, worin das Halsband eingeschlossen ist, und sagt stammelnd: „Die Königin wartet darauf, heute Abend soll „sie es haben." Den folgenden Tag sagt sie ihm, der Schmuck sey in den Händen der Königin, und der Kardinal wünscht sich selbst Glück, eine so wichtige Negociation so glücklich geendigt zu haben. Kaum kann er es erwarten, diesen Schatz an dem schönen Halse der Königin zu sehen, und da er selbst bei Hofe nicht zu erscheinen wagt; so schickt er täglich seinen Kammerdiener, um zu erfahren, wie die Königin angezogen ist? und täglich antwortet der Bediente: „so wie gewöhnlich." Er geht selbst zu den Juwelenhändlern, und räth ihnen, der Königin für ihre Gnade zu danken: Schüchternheit verhindert sie aber dem Rathe zu folgen. Die Königin trägt den Schmuck nicht; der Kardinal wundert sich darüber; aber Madame la Motte erklärt ihm die Ur-

sache.

sache, warum es nicht geschehe, und er giebt sich zufrieden. Indessen rückt der erste Zahlungstermin heran, die sechs Monate sind, am 31 Junius 1785, verflossen, und noch hat der Kardinal von der Königin kein Geld erhalten. Er geht zu den Juwelenhändlern, sagt ihnen dieses, und bittet sie inständigst, selbst an die Königin zu schreiben. Sie folgen seinem Rathe, schreiben an die Monarchin, und am 12 Julius wird der Brief der Königin übergeben. Indessen hatte die la Motte das Halsband zerstückelt. Im März und April verkauft sie eine große Menge von Diamanten, und läßt sich Armbänder aus andern verfertigen, die sie liefert. Der Graf la Motte, ihr Mann, geht nach England, und verkauft auch dort Diamanten für eine beträchtliche Summe. Im Junius kommt der Graf nach Paris zurück, und er sowohl als seine Frau leben im größten Ueberfluß. Die arme la Motte, die noch vor einem Jahre bettelte, geht jetzt, nicht anders als mit Diamanten bedeckt, aus. Die Königin hatte am 12 Julius den Brief der Juwelenhändler mit einem Erstaunen erhalten, das sich leichter vorstellen, als beschreiben läßt. Dieser Brief war in den allerehrfurchtsvollsten Ausdrücken abgefaßt; der Kardinal Rohan war so wenig als jemand anders darin genannt; daher konnte die Königin, die von allem nichts wußte, gar nicht begreifen, wovon die Rede sey; und dieß war auch die Antwort, welche sie den Juwelenhändlern sagen ließ. Der Kardinal erfährt dieses, erschrickt, und fängt zum erstenmal an zu zweifeln. Er giebt sich Mühe etwas von der Handschrift der Königin zu erhalten; einer seiner Freunde verschafft ihm einige Zeilen: diese vergleicht der Kardinal mit den Papieren, welche er von

ihrer

ihrer Handschrift über diesen Kauf zu haben glaubt, und entdeckt den Unterschied. Indessen fängt die Sache an Aufsehen zu machen, und bekannt zu werden. Madame la Motte verläßt in Gesellschaft ihres Mannes Paris. Der unruhige Kardinal frägt Cagliostro um Rath; dieser zitirt Geister, macht magische Zirkel und sucht den Kardinal zu beruhigen. Wie viel Antheil der Betrüger an der Geschichte hatte, ist nicht ausgemacht worden; doch erhellt deutlich aus dem Prozesse, daß er sich mit Madame la Motte sehr gut verstand, und daß ein grosser Theil der Diamanten durch seine Hände gegangen war. Am 9 August erhielten die Juwelenhändler eine Audienz bei der Königin; am 12 übergaben sie dem Könige eine schriftliche Klage; und am 15 wurde der Kardinal in Verhaft genommen und nach der Bastille gebracht. Wer könnte sich enthalten, den Kardinal in dieser traurigen Lage zu bedauern? Er, der so viele Schritte gethan hatte, bloß allein in Hoffnung mit der Königin ausgesöhnt zu werden, und ihre Gnade wieder zu erlangen, erfährt nun mit Schrecken und Erstaunen, daß alle diese Schritte die empfindlichsten Beleidigungen für die Monarchin waren; Beleidigungen, für welche er nun gar keine Verzeihung mehr hoffen darf. Seinem Nachdenken in dem stillen und einsamen Gefängniß überlassen, was für traurige Stunden mußte er da nicht verleben! Der la Motte wurde nachgesetzt, sie ward gefangen genommen, aber ihr Mann entfloh nach England. Dieses ist die wahre Geschichte des gestohlnen Halsbandes, welche so viel Aufsehen über ganz Europa gemacht hat. Daß die Königin an dem Kaufe desselben und an der ganzen Verhandlung gar keinen Antheil hatte, ist in dem Prozesse so deutlich bewiesen worden, daß hier-

hierüber kein Zweifel mehr übrig bleiben kann. Das Libell, welches die la Motte nachher in London gegen die Königinn drucken ließ, ist durchaus falsch und erdichtet, und hat in Frankreich ihren Karakter nur noch tiefer heruntergesetzt. Staupen und Brandmarken war für ein solches Weib wahrlich eine zu geringe Strafe!

Auszeichnende Züge im Karakter Ludwigs des Sechszehnten sind, Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit, Strenge in Bezahlung seiner persönlichen Schulden, und Wunsch sich zu unterrichten; seine Fehler sind, Leichtgläubigkeit, Furchtsamkeit, Unentschlossenheit und Schwäche; sein Laster, der Trunk. Nur zu oft haben ihn seine Höflinge im Rausche etwas unterschreiben lassen, das er bei dem vollen Gebrauche seiner Sinne nie würde unterschrieben haben. Vor der Revolution klagte der König immer, daß er Langeweile habe: je m'ennuye hat er mehr als tausendmal gesagt. Das Spiel haßte er; aber die Jagd liebte er, wie alle Bourbons, bis zur Leidenschaft. Er ist sehr hitzig und auffahrend, und flucht, wenn er böse ist, in Ausdrücken, deren sich auch der geringste seiner Unterthanen nicht zu schämen hätte.

Unter einer Menge von Anekdoten, die ich, während meines ersten Aufenthalts in Paris, von Personen erfuhr, deren Stand ihnen erlaubte, sich der Person des Monarchen oft nähern zu dürfen, will ich einige anführen. Solche Züge lehren besser den Karakter kennen, als bloße trockne Herzählung der Bestandtheile, aus denen derselbe zusammengesetzt ist.

Ein vornehmer Tapetenhändler zu Paris sah sich auf dem Punkte Bankerott machen zu müssen, weil er nicht Geld genug hatte, um einen fälligen Wechsel zu bezahlen, während ihm doch viele Herren des Hofes be-

trächt-

trächtliche Summen schuldig waren, die er, aller Bemühungen ohngeachtet, von ihnen nicht erhalten konnte. In dieser Verlegenheit sah er kein anderes Mittel, als mit seinem Portefeuille nach Versailles zu reisen, um vom Könige einige Tage vor Verfall des Wechsels Aufschubbriefe (lettres de sursis) zu erhalten, welche der König, zufolge eines seiner Vorrechte, jedem Schuldner geben kann. Er kommt nach Versailles, dringt bis in das königliche Vorzimmer, spricht mit dem ersten Kammerdiener des Königs, erklärt ihm sein Anliegen, und bittet vor den König gelassen zu werden. Der Kammerdiener weist ihn auf eine unhöfliche Weise ab, sagt ihm, er müsse seine Schulden bezahlen, der König habe andere Geschäfte, als die Klagen eines bankerotten Kaufmanns anzuhören! Der Tapezierer bittet, beschwört den Kammerdiener ihn zu melden, stellt ihm die traurige Lage vor, in welcher er sich mit seiner Familie befinde, aber umsonst. Indessen kommt der König durch einen Zufall aus seinem Zimmer, sieht einen Mann in heftigem Gespräche mit seinem Kammerdiener, und ist neugierig zu wissen, wovon sie sprechen. Er ruft den Kammerdiener, und frägt nach dem Gegenstande des Gespräches. „Sire, antwortet dieser, es ist ein „Mann, der seine Gläubiger nicht bezahlen kann, und „von Ihnen Aufschubsbriefe verlangt.“ — „Nein! „sagt der König, das geht nicht, man muß seine „Schulden bezahlen.“ — „Aber (antwortet Thierry „der Kammerdiener) er hat doch einige Gründe.“ — „Nun dann, so laß ihn hereinkommen.“ Der König nimmt das Portefeuille, durchblättert es, findet darin verschiedene Schuldverschreibungen von den Großen seines Hofes; unter andern eine von 80,000 Livres, vom

Kardi-

Kardinal Rohan. Diese nimmt der König heraus, steckt sie in seine Tasche, und schreibt eigenhändig ein Billet an den Finanzminister, dem Vorweiser sogleich 80,000 Livres zu bezahlen. Der Tapetenhändler geht dankbar weg. Am folgenden Morgen läßt der König den Kardinal kommen. „Sie sind mein Schuldner, Herr Kar„dinal, sagt er lachend." — „Ja, Sire, ich weiß „es, ich bin Ihnen alles, was ich bin und habe, schul„dig, und erkenne Ihre Wohlthaten gegen mich." — „Ganz wohl! Herr Kardinal, aber das ists nicht, was „ich meine; Sie sind mir Geld schuldig." — „Geld? „Sire, das wüßte ich nicht." — „Kennen Sie diese „Handschrift?" (indem zieht der König die Schnldverschreibung aus seiner Tasche.) Der Kardinal antwortet bestürzt: „Ja, Sire, sie ist von mir." — „Eh „bien! ich habe den Mann bezahlt, und nun sind Sie „mein Schuldner, und gegen das Ende dieser Woche „will ich mein Geld haben." Der Kardinal sah sich genöthigt in aller Eile nach Paris zu reisen und das Geld zusammenzuborgen.

Während des letzten Krieges hatte der König, ohne daß man es wußte, ganz für sich, die engländische Sprache gelernt, und sich die engländischen Zeitungen kommen lassen. Als man ihm die unglückliche Schlacht des Admirals de Grasse verbergen wollte, fieng er zuerst an davon zu sprechen; denn er hatte die Nachricht in den engländischen Zeitungen schon gelesen.

Vor einigen Jahren las der König Cooks Reise, und darüber kam er auf den Gedanken auch eine solche Reise machen zu lassen. Er schloß sich in sein Kabinett ein, entwarf selbst den Plan zu einer Reise um die Welt, übergab denselben dem Marschall de Castries, damali-

gen

gen Minister des Seewesens, und sagte dabei, es sey ein Plan zu einer Reise um die Welt, der ihm von jemand wäre übergeben worden, er möchte denselben untersuchen. Der Marschall dachte, es werde ein Projekt seyn, wie so viele andere, und ließ den Plan liegen. Nach einiger Zeit fragte der König den Minister, was er von dem Plane halte? „Sire, ich habe ihn noch nicht unter„sucht." — „Nun so untersuchen Sie ihn dann." Nach einigen Tagen fragte der König abermals. Der Marschall antwortete: „Sire, der Plan ist, im Ganzen ge„nommen, recht gut, nur hie und da ist etwas daran „zu ändern." — Nun, so muß ich Ihnen sagen, Hr. „Marschall, daß der Plan von mir ist." Eben diesen Plan hat der unglückliche Hr. de la Peyrouse befolgt, der mit seinen Schiffen, seiner Mannschaft, und seinen vielen und wichtigen Entdeckungen zu Grunde gieng, ohne daß man noch bis jetzt hat erfahren können, in welchem Meere ihm dieses traurige Schicksal widerfahren ist.

In den ersten Jahren seiner Regierung berief Ludwig der Sechszehnte zu Verwaltung der Finanzen den Mann, welcher von der Vorsehung dazu bestimmt war, die Revolution vorzubereiten, ich meine **Necker.**

Necker ist der Sohn eines Professors in Genf, der ihm eine sehr gute Erziehung gab. Schon in seinen jüngern Jahren zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus und gewann auf der Schule sehr oft den Preis. In seinen Jünglingsjahren schrieb er Lustspiele und kleine Gedichte. Noch sehr jung kam er in das Handlungshaus seines Onkels, des Hrn. Vernet zu Paris, nachher als Handlungsbedienter zu dem reichen Banquier Thelusson, mit einem sehr kleinen Gehalt. Er lebte ordentlich, war

fleis=

sig, geduldig und rechnete vortrefflich. Durch diese Eigenschaften erhob er sich bis zu der Stelle des ersten Handlungsbedienten seiner Herren, die ihm endlich einen Antheil an ihrer Handlung überließen. Bei seiner ekonomischen Art zu leben, bei der Menge und bei dem glücklichen Fortgang seiner Geschäfte, nahm sein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahr 1765 heirathete er Mademoiselle Curchod, die Tochter eines schweizerischen Landpredigers; eine Dame von feinem Verstande und von vortrefflichem Herzen. Von dem beständigen Rechnen und Geldzählen abgemattet, las Necker des Abends gute Schriften, und machte selbst kleine Aufsätze, in denen er seinen Styl nach großen Mustern bildete. So lebte er, als die Akademie eine Lobschrift auf Colbert zur Preisfrage aufgab. Eine solche Preisfrage aufzugeben, hieß verlangen, daß der, welcher den Preis zu gewinnen Anspruch machen wollte, fähig seyn müsse, das verwickelte Gewebe der Finanzverwaltung auseinander zu legen, und in seine ersten Fäden aufzulösen. Necker schrieb und trug im Jahre 1773 den Preis davon, den er auch wohl verdiente. Seine sehr gut geschriebene Abhandlung über einen Gegenstand, den niemand vorher kannte, und über welchen die Akademie selbst, nur in Rücksicht auf den Vortrag und die Sprache, aber nicht in Rücksicht der Sache, zu beurtheilen fähig war, machte großes Aufsehen. Dazu kam noch das Verdienst, daß er Winke und Vorschläge angab, wie den in Verfall gerathenen Finanzen am besten aufzuhelfen seyn möchte. Die scheinbare Auseinandersetzung von Dingen, die so verwickelt waren, daß sie gar nicht auseinandergesetzt werden konnten; die anscheinende, in ein Chaos gebrachte Ordnung; das auf

einen

einen finstern Gegenstand geworfene trügerische Licht; die akademische Zierlichkeit, mit welcher die Schrift geschrieben war; die Antithesen, mit denen sie ausgeschmückt, und der selbstgefällige Witz, mit dem sie hin und wieder verbrämt war; verbunden mit dem Nimbus, den die Preismedaille um sie her verbreitete: alles dieses zusammengenommen verschaffte Neckers Schrift einen großen Ruf, und ihm selbst eine Menge Bewunderer. Neckers Preisschrift war der allgemeine Gegenstand aller Gespräche. Rousseau, der damals oft ins Caffee de la Regence zum Schachspiele kam, wurde zu der Ehre, welche sein Landsmann erhalten hatte, Glück gewünscht. „Er hat, antwortete Rousseau, über „einen unbekannten Gegenstand geschrieben, und hat „zu beweisen gesucht, daß er den Knoten aufzulösen im „Stande sey; daran hat er wohl gethan, denn das „wird sein Glück befördern: übrigens mag daran glau„ben, wer da will. Seine neidischen Gegner verstehen „auch nicht mehr davon als er, und deraisonniren nicht „so gut." Bald nachher schrieb Necker eine Abhandlung über den Kornhandel, wovon in Einem Monate vier Auflagen gedruckt wurden. Von dieser Zeit an ward Necker für den ersten spekulativen Banquier in Frankreich gehalten. Der Herzog von Orleans suchte bald darauf seine Gesellschaft und bahnte ihm den Weg zu der Stelle eines Finanzministers. Kaum war Necker an dieser Stelle, als er die Banquiers und die Generalpächter von allen Seiten einschränkte. Sie hatten ihn, als er noch Handlungsbedienter war, beleidigt, und nun rächte er sich an ihnen. Das konnte niemand besser thun als er, dem alle ihre geheimen Schliche bekannt waren. Das Publikum, welchem die ganze Bande der

Finanziers von jeher, wegen ihres Stolzes und Uebermuthes, verhaßt gewesen war, klatschte Neckern lauten Beifall zu, und so hatte er das Vergnügen, sich bewundert zu sehen, indem er weiter nichts als seine Privatrache zu befriedigen dachte. Er wiederholte aber zu gleicher Zeit so oft, daß er großmüthig, uneigennützig sey, und daß er bloß allein zum Besten des Staats arbeite, daß endlich niemand mehr daran zweifelte. Neckers Seele ist keine von den großen, vielumfassenden, entfernte Folgen im voraus berechnenden, planvollen; zur Herrschaft über andere geschaffenen Seelen. Zum Herrschen fehlt es ihm an Menschenkenntniß; denn wie hätte er die, im Kontor, auf der Wechselbank sich erwerben sollen. Sein thätiger, aber eingeschränkter Geist, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden; die Regel de Tri war die einzige, ihm geläufige, syllogistische Form, und alle Gegenstände, auf welche diese Schlußform nicht paßte, lagen außer seinem Gesichtskreise. Dies fühlte er wohl. Er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß er aus der ihm bestimmten Laufbahn herausgerissen worden war, und daß er zum Finanzminister keine Talente hatte. Indessen hielt er doch die eben so unerwartete, als alle seine Hoffnungen übersteigende Erhebung für eine Folge seines Verdienstes, und fieng seit diesem Augenblicke an sich selbst zu bewundern. Der bisher bescheidene Necker wurde nunmehr unerträglich stolz. Seine Eitelkeit, seine Prahlerei, seine eingebildete Größe, und die Verachtung, womit er auf alle Plane, die nicht von ihm selbst herkamen, herabsah, machten ihn bald allen, die um ihn waren, unerträglich: um so viel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene

Uner-

Unerschrockenheit besaß, die den Mann von Welt so vorzüglich charakterisirt, sondern vielmehr bei allen Gelegenheiten die stammelnde Schüchternheit eines im einsamen Studierzimmer lebenden Gelehrten zeigte. Dieß vergab man ihm noch; aber seine unermüdete Arbeitsamkeit; die Aengstlichkeit in Erfüllung seiner Pflichten; und mehr als alles andere, die unerschütterliche Rechtschaffenheit, mit welcher er die Finanzen verwaltete, machten ihn am Hofe nicht nur lächerlich, sondern auch verhaßt. Bis jetzt war der königliche Schatz gleich den Gefäßen der Danaiden gewesen, was auf einer Seite hereinkam, floß auf hundert andern wieder heraus. Es war eine Quelle, aus welcher jeder zu schöpfen sicher war, der nur den Zutritt zu derselben erlangen konnte. Unter Neckern wurde es anders. Er hielt richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner, und wenn Geld in der Kasse vorhanden war, so schenkte er es nicht weg, sondern legte es, so lange er es nicht nöthig hatte, an den Zins. Ein solches Verfahren war am französischen Hofe noch nie erhört worden. Necker, als Banquier, war gewohnt jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verlust zu machen. Das that er nun auch als Finanzminister; daher erschien der berühmte **Compte rendu**, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that. Es öffnete der Nation die Augen über ihr erstes und wichtigstes Interesse, über die Staatseinkünfte und deren Anwendung. Schon die Bekanntmachung einer solchen Jahrrechnung schien vorauszusetzen, daß der König der Nation über die Anwendung der Einkünfte des Staats Rechnung abzulegen schuldig sey, und daß er dieses erkenne und künftig thun

 wolle.

wolle. a) Dieß war aber gar nicht Neckers Zweck. Er wollte bloß sich ein Denkmaal stiften, ganz Europa beweisen, wie sehr er den Ruf eines großen Finanzministers verdiene, und wie leicht es ihm werde, Einfachheit und Ordnung in die allerverwickeltsten Geschäfte zu bringen. Dabei war die Bilanz so gezogen, wie sie allenfalls der Buchhalter eines wankenden Handlungshauses ziehen würde, das täglich den Bankerott fürchtet, und durch eine ungetreue Darstellung seiner Fonds sich Kredit zu verschaffen sucht: denn es ist leider! heut zu Tage, mehr als zu gewiß bewiesen, daß dieser Compte rendu nicht richtig war. Eine andere Absicht Neckers scheint gewesen zu seyn, durch seine Ruhmredigkeit

a) Daß jeder Fürst schuldig sey, seinen Unterthanen über die Anwendung der Einkünfte des Staats Rechnung abzulegen, behauptete auch Joseph, der große, so sehr verkannte Joseph, dem erst die Nachwelt Gerechtigkeit wird wiederfahren lassen. Er sagt in seiner eigenhändigen Schrift über seine neue Steuer: „Der Landesfürst in einem monarchischen „Staate hat über die Verwendung der öffentlichen Einkünfte, „nach seiner Ehre und Gewissen, und Pflichten, dem Allgemeinen Red und Antwort zu geben." Und, in seiner eigenhändigen Schrift über die Staatsverwaltung, sagt Kaiser Joseph der Große: „Ich erwäge hiebei — — — daß „außerdem der Monarch nichts verschwenden, die Abgaben „auf die leichteste und wohlfeilste Art erheben, und den „Staat in allen seinen Theilen zu bedienen trachten soll, „wofür er dem Allgemeinen und jedem Individuum Rechenschaft zu geben schuldig ist. — — — Sollte er aber „nach hinlänglicher Versehung der Monarchie, in allen ihren Theilen, etwas Ansehnliches in den Ausgaben ersparen können: so ist er schuldig, es in der Einnahme durch „Nachlassung zu vermindern, weil der Bürger nicht für den „Ueberfluß, sondern nur für das Bedürfniß des Staats „beitragen soll."

keit und sein ewiges Pochen auf Tugend und Rechtschaffenheit, sein Ansehen zu erhalten und dem Staate Credit zu verschaffen; aber nur persönlichen Kredit; Kredit, der dauren sollte, so lange Er die Rechnung führte, und aufhören, sobald er seine Stelle verlassen hätte. So erhält oft ein Handlungshaus, bei dem man sich auf die Rechtschaffenheit des Buchhalters oder Handlungsführers verläßt, sehr lange seinen Kredit, den es sogleich verliert, sobald ein anderer die Stelle einnimmt. Alles dieses aber sah man nicht. Man fand den Gedanken neu, schön und groß, und abermals wurde Necker bewundert und gepriesen über eine Handlung, von welcher er so großes Lob gar nicht erwartet hatte. Dieß trug nicht wenig dazu bei, seiner Eitelkeit und seiner Ruhmredigkeit einen neuen Schwung zu geben. Er hielt sich nun in vollem Ernste für einen großen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein großer Rechner war. Er glaubte alles zu können und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für seine Frau ein Tabouret im Staatssaal der Königin, unter den Herzoginnen, und für sich eine Stelle im Staatsrathe, und diese Forderungen stürzten ihn. Er verlor seine Stelle. Nach seiner Entlassung verließ Necker Frankreich und gieng in sein Vaterland, die Schweiz, zurück. Dort kaufte er die Baronie **Coppet**, im Kanton Bern. Diese Baronie, die schönste und größte in der Schweiz, liegt an dem Ufer des Genfersees, in der reizenden Gegend, die einen Rousseau und Voltaire begeisterte. Viele Jahre lang gehörte diese Baronie meiner Tante, der Baronesse **Locher von Coppet**, und wurde nach ihrem Tode, da sie unverheirathet starb, von ihren Erben an den Baron de Smeth,

einen

einen holländischen Banquier, verkauft, der dieselbe nachher an Herrn Necker abtrat. Nicht ohne Rührung denke ich an die glücklichen Jugendjahre zurück, welche ich in der Nähe dieses schönen Schlosses verlebt habe. Oft setzte ich mich an einem schwülen Sommerabende, mit Rousseaus Heloise, oder Ossians Gedichten in der Hand, auf einen dieser reizenden Hügel, betrachtend die untergehende Sonne, die sich im Wasser des Sees spiegelte, und deren letzte Strahlen noch die Gipfel der, mit ewigem Schnee bedeckten, savoyschen Gebürge rötheten. Oft saß ich da, bis mich der fallende Thau und die einbrechende Dämmerung zum Aufstehen nöthigten; hörte dann, auf meinem einsamen Rückwege nach Hause, die Harfe des Barden ertönen, und sah seine luftigen Geister in Riesengestalten um mich herschweben. Jetzt seyd ihr verflossen, ihr glücklichen Jahre, voll unschuldiger Freuden, voll froher, seelenerhebender Empfindungen; ihr seyd dahin, und mit euch zugleich alle die Wünsche, die Plane, die Hofnungen, die Träume, die Aussichten, die Projekte, die mir damals so leicht auszuführen schienen, die ich aber jetzt, mit der Welt näher bekannt, leider, für Chimären erkennen muß! Hier, in eben dieser reizenden Gegend, schrieb nun Necker, in der Einsamkeit, sein Werk über den **Einfluß religiöser Meinungen**; eine Schrift, die man mit Vergnügen liest, auch dann, wenn man mit dem Verfasser über das Resultat seiner Untersuchungen nicht einverstanden ist.

Nachdem Necker Paris verlassen hatte, trauerte die ganze Nation über seine Abreise. Im folgte, als Finanzminister, **Joly de Fleury**. Er behielt diese Stelle nur kurze Zeit, aber doch lange genug, um sich bei

bei dem Volke verhaßt zu machen. Auf diesen folgte Herr Dormesson, ein junger Patriot, dem der König selbst die Stelle eines Finanzministers antrug. Auch dieser blieb nicht lange; aber er nahm, als er seine Stelle niederlegte, die Achtung seiner Mitbürger mit sich. Nun aber erhielt die Stelle eines Finanzministers der Mann, welcher dazu bestimmt schien, die schon in Unordnung gerathenen Finanzen ganz zu zerrütten, und Frankreich an den Rand des Abgrundes zu bringen, in den es nun gerathen ist; dieser Mann war Calonne. Ein Mann von flüchtigem, unüberlegtem Charakter, unmoralisch aus Grundsätzen, ohne Religion, mit mannigfaltigen Talenten begabt, die ihm aber nur dazu dienen, seine noch mannigfaltigern Laster desto weiter zu treiben: sein väterliches Vermögen hatte er durchgebracht, in Liebesintriguen und in Hofkabalen war er alt geworden, und als er zu der Stelle eines Finanzministers erhoben wurde, war er verschuldet, und allgemein verachtet. Unter seiner Verwaltung wurde der königliche Schatz wirklich der Schatz der Nation. „Jedermann konnte daraus schöpfen. Geschenke, Pensionen und Gnadengelder, kamen den, wirklichen oder „vorgeblichen, Dienstleistungen, ja sogar den Forderungen entgegen; Künste und Talente wurden aufgemuntert; die Gläubiger des Staats wurden im voraus bezahlt; die Schulden der Prinzen wurden getilgt; der König kaufte Rambouillet, die Königin St. Cloud; die Domainen der Krone wurden vertauscht, und Geld darauf aufgenommen; niemals war der Hof so glänzend, niemals der König so prächtig gewesen; niemals war der Geldumlauf im Reiche so groß gewesen. Eine Kasse zu Abtragung der Nationalschuld

„wurde

„wurde errichtet, und, zu gleicher Zeit, neue Anlehen
„ausgeschrieben, wobei in dem Eingange bewiesen
„wurde, daß der Minister das Geheimniß gefunden
„habe, das Königreich durch Anlehen schuldenfrei zu
„machen, und daß, ehe zwanzig Jahre um seyn, Frank-
„reich alle seine Schulden abbezahlt haben, und auf
„dem höchsten Gipfel des Wohlstandes stehen werde.„
Aber dieser schöne Traum daurte nicht lange. Der
Minister hatte alle Mittel, Geld zu bekommen, erschöpft,
und nun ließ er die **Notabeln** zusammenberufen. Die
Notabeln sollten, wie er sich vorstellte, alle seine Plane
billigen, alle seine Projekte bewundern, die vorgeschla-
genen neuen Auflagen annehmen, und, in ehrfurchts-
vollem Stillschweigen, zu allem ihren Beifall geben.
Auch erwartete die ganze Nation, daß die Notabeln
sich so verhalten würden, und schon verkaufte man auf
dem Pontneuf zu Paris die kleinen Figuren von gemal-
tem Gyps, deren Kopf, wenn sie nur leicht berührt
werden, beständig Beifall nickt, unter dem Namen
Notabeln. Darin hatte man sich indessen geirrt. Die
Notabeln zeigten eine lobenswürdige Standhaftigkeit,
und verwarfen alle Projekte und Plane des Finanzmi-
nisters. Calonne suchte durch Kabalen den rechtschaf-
fenen, aber schwachen und furchtsamen Siegelbewah-
rer, **Mirosmesnil**, vom Hofe zu entfernen, und dies
gelang ihm; er empfahl Herrn **Lamoignon** an diese
Stelle, und auch dies erlangte er. Nun versuchte er,
den Baron Breteuil vom Hofe wegzubringen; hier aber
waren seine Maaßregeln zu kurz, und die Königin,
welche den Baron Breteuil beschützte, entzog Hrn. Ca-
lonne ihre Gunst. Zu gleicher Zeit fingen die Notablen
an, die Betrügereien des Finanzministers zu entdecken,
und

und ihm blieb nichts mehr übrig, als sich heimlich nach England zu flüchten. Dort verzehrt er jetzt die ungeheuren Schätze, welche er der französischen Nation geraubt hat, so vergnügt, als bei beständigen Gewissensbissen, und bei unbefriedigtem Ehrgeitze möglich ist.

Calonne und Mirosmesnil waren nun vom Hofe entfernt, und an ihre Stellen kamen Herr **von Brienne** und Herr **von Lamoignon.** Unter diesen stiegen alle Unordnungen aufs höchste, und die Grundlage zu der jetzigen Revolution wurde gelegt. Herr **von Lomenie von Brienne**, Erzbischoff von Toulouse, war ein bei Hofkabalen und Staatsintriguen aufgezogener Mann. Er hatte viel natürlichen Verstand; angeborne Beredsamkeit; eine, durch Schmeicheleien gedungener Schriftsteller, auf den höchsten Grad gestiegene Eitelkeit; unbegränzten Ehrgeitz; eingeschränkte Kenntnisse; einen, durch Ausschweifungen aller Art, zerrütteten Körper; und einen schwachen und furchtsamen Charakter: die ganze Anlage zu einem Cardinal Richelieu. Schon lange hatte sich Brienne eine Stelle im Ministerium zu verschaffen gesucht, aber nie wollte es ihm glücken. Sogleich nach Zusammenberufung der Notabeln sah er Calonnes Fall voraus, und schon damals nahm er seine Maaßregeln, um an die Stelle dieses Ministers zu kommen. Er wandte sich an den Abbe de **Vermont**, den Vorleser der Königin, und erhielt, was er suchte; er wurde erster Finanzminister, an Calonnes Stelle. Die Nation freute sich über seine Erhebung, weil man glaubte, daß er einen wohlüberlegten, und in langen Jahren reif gewordenen Plan mitbrächte; indem nicht zu vermuthen war, daß Jemand verwegen

genug

genug seyn könne, bei der allgemein bekannten Unordnung und Zerrüttung der Finanzen, die Aufsicht über dieselben freiwillig zu übernehmen, ohne schon mächtige Hülfsmittel zu ihrer Herstellung bereit zu haben. Dennoch war es so. Der Erzbischoff zeigte bald, daß er weder Plan noch feste Grundsätze habe; denn was er vorher verworfen hatte, das billigte er jetzt. Als Notabel war er einer der stärksten Gegner der Landtaxe und der Stempeltaxe, der beiden neuen Auflagen, gewesen, welche Calonne auszuschreiben vorschlug: als Finanzminister empfahl er selbst die Ausschreibung dieser beiden neuen Auflagen, als das Einzige Mittel, dem Staate aufzuhelfen. Das Parlament widersetzte sich, die Nation murrte laut, und nun ließ der Finanzminister die ganze Maschinerie des Despotismus spielen. Der König ging nach dem Palais, wo das Parlament versammelt war, um ein sogenanntes Lit de Justice zu halten, das heißt, um das despotische Machtwort: ICH WILL, auszusprechen, um dem Parlamente die Ausschreibung der beiden neuen Auflagen zu befehlen. Aber das Parlament zeigte unerwartete Festigkeit: es erklärte, daß eine solche Auflage von der ganzen Nation gebilligt werden müsse, und verlangte vom Könige die Zusammenberufung der Reichsstände. Sobald dieses Wort ausgesprochen war, schien die Nation aus einem tiefen Schlafe auf einmal zu erwachen; allgemein wurde von der Regierung die Zusammenberufung der Reichsstände verlangt. Dem Finanzminister ward bange; er hob das Parlament auf, und schickte es nach Troyes in Champagne. Nach diesem neuen Streiche des Despotismus wurde die Gährung unter dem Volke, vorzüglich in Paris, sehr groß, und

der

der erste Beweis, wie sehr die Nation aufgebracht war, der erste vorbereitende Schritt zu der jetzigen Staats-umwerfung zeigte sich, und geschah, wenige Tage nachher. Der König schickte seine beiden Brüder, an Einem Tage, nach zwei verschiedenen Gerichtshöfen, nach der Rechnungskammer, und nach der Cour des Aides, um dort die neuen Auflagen ausschreiben zu lassen. Man wußte, aus welcher Ursache die beiden Prinzen nach Paris kamen. Der Graf von Provence, der eine dieser beiden Prinzen, als ein Feind Calonnes bekannt, wurde von dem Volke mit Händeklatschen und freudigem Zurufen empfangen, und, unter fröhlichem Jauchzen, bis nach seinem Pallaste begleitet. Man drängte sich um ihn, man warf ihm Sträußer und Blumen zu, und gab ihm alle Beweise aufrichtiger Zuneigung. Den Grafen von Artois, den andern Bruder des Königs, empfing man ganz anders. Das Volk drängte sich um seinen Wagen, aber eine schreckliche Stille herrschte unter dem Haufen, die nur, hie und da, von dem durchdringenden Laute einer Pfeife unterbrochen wurde. Als er im Palais ankam, drängte sich das Volk näher um seinen Wagen, da er eben aussteigen wollte. Seine Wache trieb den Haufen auseinander, und verwundete, durch Zufall, einen Mann mit dem Bajonette. Der Pöbel wurde hiedurch so aufgebracht, daß das Leben des Prinzen in Gefahr kam, und er sich vor dem wüthenden Haufen kaum noch retten konnte. Als er aus dem Pallaste wieder herauskam, um zurück nach Versailles zu reisen, folgte ihm ein ungeheurer Haufe nach, der ihn, mit Auspfeifen und Auszischen, bis auf den Pont-neuf verfolgte, wo einige, in Eile zusammengerufene Soldaten, ihn von dem Pöbel befreiten.

In Versailles war man über die Folgen einer so gefährlichen Gährung, und einer solchen Stimmung der Pariser, sehr besorgt. Der Finanzminister wurde zum ersten Staatsminister ernannt, und immer noch erwartete man durch ihn Herstellung der öffentlichen Ruhe und der Finanzen. Der Staatsminister sah nun wohl ein, daß durch Gewalt nichts auszurichten war, und gebrauchte daher List. Auf Anrathen seines Freundes, des Siegelbewahrers de Lamoignon, fing er an, mit den Mitgliedern des verwiesenen Parlamentes in Unterhandlung zu treten. Er stellte ihnen vor, in welcher traurigen Lage der Staat sich befinde, und wie nöthig es sey, so schnell als möglich Hülfe zu schaffen. „Er gebe zu, sagte er, daß nur allein die Reichsstände „Auflagen von solcher Wichtigkeit ausschreiben könn„ten; aber die Zusammenberufung der Stände erfor„dere Zeit, und die Gefahr sey dringend, man möchte „ihm also wenigstens erlauben, indessen ein Anlehen „zu machen.„ Das Parlament nahm den Vorschlag an, es wurde zurückberufen, und der Minister, nachdem er vorher von der Einwilligung aller Parlamentsglieder sicher war, beredete den König, abermals ein Lit de Justice zu halten, um den Plan zu dem neuen Anlehen dem Parlamente vorzulegen, und dessen Einwilligung zu erlangen. Dies war die Falle, in welche der verschmitzte Staatsminister die Parlamentsglieder locken wollte: unter dem Versprechen, die Reichsstände zusammen zu berufen (ein Versprechen, welches er gar nicht zu halten gedachte), wollte er sie überreden, sein neues Anlehen zu bewilligen. Er hätte seinen Zweck erreicht, wenn er nicht, was bei einem Staatsminister unverzeihlich ist, wenn er nicht, sage ich, selbst, durch

unvor=

unvorsichtige Reden, seinen Plan verrathen hätte. Seine Absichten wurden bekannt, und als der König im Parlamente wegen des Anlehens erschien, so hielten viele Parlamentsglieder ihr, dem Minister gegebenes, Wort nicht, sondern votirten gegen das Anlehen. Als der Siegelbewahrer Lamoignon, welcher den König in das Parlament begleitet hatte, sah, daß die Mehrheit der Stimmen gegen das Anlehen ausfiel: so befahl er, in Gegenwart des Königs, der dazu stille schwieg, daß man das Anlehen, als von dem Parlamente bewilligt, in die Bücher eintragen sollte, ohne die Stimmen zu zählen. Der Herzog von Orleans protestirte gegen eine solche Gewaltthätigkeit, und der König war über diese Protestation so erbittert, daß er den Herzog sogleich im Parlamentssaale in Verhaft nehmen lassen wollte. Man bat für ihn, und der König gab nach, verwies aber auf der Stelle den Herzog in eine entlegene Provinz, und ließ zwei der standhaftesten Parlamentsglieder durch Verhaftbriefe ins Gefängniß setzen. Das neue Anlehen hatte keinen guten Fortgang: niemand wollte sein Geld einem so zerrütteten Staate anvertrauen, der sichtbar immer mehr und mehr zerfiel. Der Principalminister erhielt indessen, zur Belohnung für seine geleisteten Dienste, das Erzbißthum zu Sens, und eine reiche Abtei; der Siegelbewahrer bekam 200,000 Livres, als eine Aussteuer für seine Tochter.

Der Principalminister und der Siegelbewahrer verfielen nun, da das erste Projekt mißglückt war, auf einen neuen Plan. Da sie aber nunmehr aus Erfahrung wußten, wie großen Schaden, bei der Ausführung solcher Projekte, Schwatzhaftigkeit verursacht: so

sollte

sollte dieser neue Plan, so lange bis er ausgeführt war, für jedermann ein undurchdringliches Geheimniß bleiben. Auf einmal war Frankreich in der größten Unruhe. Alle abwesende Militairpersonen wurden zu ihren Fahnen zurückberufen, Oberofficiere wurden nach den Provinzen geschickt, und jeder von ihnen erhielt versiegelte Instruktionen, welche sie alle, an einem und demselbigen Tage, und in derselben bestimmten Stunde, eröfnen sollten. Zu Versailles wurde eine neue Druckerei errichtet; eine Menge Druckerpressen sind Tag und Nacht beschäftigt, ohne daß man weiß, was sie drucken; denn eine dreifache Reihe von Bajonetten verhindert alle Gemeinschaft der Buchdrucker mit dem Publikum. Mit Schrecken und Furcht erwartete nun die Nation, was diese neuen Bemühungen des Despotismus wohl zum Zwecke haben möchten. Man gab sich große Mühe, das Geheimniß zu erfahren; aber vergeblich. Nur Despremenil, der unermüdete Despremenil, war glücklich genug, das Geheimniß zu erhalten. Es kostete ihm fünf hundert Louisd'ors; aber er erhielt es. Ein Korrekturbogen des neuen Edikts, in eine Kugel von Thon eingeschlossen, wurde in der Druckerei zum Fenster hinausgeworfen. Sobald Despremenil diesen Abdruck des Edikts erhalten hatte, theilte er denselben sogleich seinen Mitbrüdern, den Parlamentsgliedern, mit, und alle schworen, so wie er und die Pairs des Königreiches, daß sie kein Edikt, welches aus dieser Presse des Ministers komme, für gültig halten wollten. Der Principalminister, aufgebracht, sein Geheimniß verrathen zu sehen, wirkte Verhaftbriefe gegen den Herrn Despremenil aus, so wie gegen Herrn Goestard, ein anderes Parlamentsglied. Beide erfahren es, und

retten

retten sich in den Parlamentssaal, wo das versammelte Parlament erklärt, daß ihre beiden Mitglieder unter dem Schutze des Königs und des Gesetzes seyn. Das Parlament und die Pairs des Königreiches versammlen sich im Palais, und schicken Abgesandte an den König, um ihn zu bitten, bessere Rathgeber zu wählen. Gegen Mitternacht marschiren einige Bataillons Soldaten gegen das Palais an, mit Zimmerleuten voraus, welche, die Axt auf der Schulter tragend, bereit sind, die Thüren einzuhauen, die sich nicht gutwillig öfnen werden. Sie kommen in den Hof des Palais, und verlangen, daß man ihnen die beiden Parlamentsglieder ausliefern solle; das Parlament aber antwortet mit Einer Stimme: „Wir sind Alle Despremenils „und Goestards„ Die Soldaten wollten hierauf mit Gewalt einbrechen, aber die beiden Magistratspersonen, welche man suchte, übergaben sich selbst den Händen dieser Werkzeuge der Tiranney; um das Blutvergissen an einem der Gerechtigkeit geheiligten Orte zu verhüten. Wenige Tage nachher, am 8ten May 1788, erschien das berüchtigte Edikt, wodurch der Minister die sogenannte Cour pleniere einführen wollte. Nun vereinigte sich die Nation mit den Parlamentern, um die Errichtung eines so despotischen Tribunals zu verhindern.

Da der Principalminister sah, daß alle seine Plane mißglückten; da er anfing, zu fühlen, daß er nicht im Stande war, eine so große und so aufgeklärte Nation zu beherrschen: da schlug er dem Könige vor, Herrn Necker zurück zu berufen, um gemeinschaftlich mit ihm zu regieren. Necker schlug das Anerbieten aus, und der Erzbischoff, der wohl fühlte, daß er sich nicht

nicht länger würde halten können, legte seine Stelle nieder. Er erhielt zur Belohnung, für so viele geleistete wichtige Dienste, den Cardinalshut, und 800,000 Livres jährlicher Einkünfte. Daß man ihn so königlich belohnte, beweist, wie mir scheint, deutlich genug, daß der Hof die Grundsätze des allerhärtesten und grausamsten Despotismus angenommen hatte, und befolgte; denn Brienne, dieser Liebling, von dem man sich so ungern trennte, war ein Despot aus Grundsätzen, wie alle schwache und furchtsame Menschen, die allemal zugleich listig, verschlagen, hart und grausam sind. In der königlichen Sitzung, am 19ten November 1787, sagte er folgende merkwürdige Worte: „Ein König „von Frankreich kann in den Stellvertretern der drei „Stände des Staats weiter nichts, als einen größern „Staatsrath finden, und er bleibt allemal der oberste „Schiedsrichter ihrer Vorstellungen und ihrer Kla„gen.„ a) Dieser Grundsatz enthält die Quintessenz des Staatsrechtes eines asiatischen Despoten Was? Der Monarch soll, wenn eine ganze Nation klagt, wenn fünf und zwanzig Millionen Menschen Vorstellungen und Klagen zu den Füßen seines Throns niederlegen, mit Einem Worte, mit Einem Machtspruche, sagen können: „begebt euch weg, ich will euch nicht anhören, „ihr klagt mit Unrecht; ich bin Schiedsrichter, und „entscheide, daß eure Klagen ungerecht sind, und daß „es mir nicht behagt, eure Vorstellungen anzuhören.„

Großer

a) Un Roi de France ne peut trouver dans les répréſentants des trois ordres de l'état qu'un conſeil plus étendu, & il eſt toujours l'arbitre ſuprême, de leurs répréſentations & de leurs doléances.

Großer Gott! welch ein ungeheurer Grundsatz! Wie ganz anders dachte Heinrich der Vierte, er, der das große Wort sagte: „ich hoffe, es noch dahin zu brin„gen, daß auch der ärmste meiner Unterthanen, alle „Sonntage ein Huhn im Topfe haben soll.„ Wie ganz anders dachte König Friedrich der Einzige, er, der jedem seiner Unterthanen, ohne Unterschied, erlaubte, sich dem Throne zu nähern, oder an ihn zu schreiben, und seine Klagen unmittelbar an ihn selbst zu bringen, und der nie ein Unrecht, das durch ihn, oder durch die, welche seine Stelle vertraten, einem seiner Unterthanen zugefügt worden war, erfuhr, ohne es sogleich wieder gut zu machen. Wie ganz anders dachte Joseph der Große, er, der selbst sagt: „Ist es nicht Unsinn, zu „glauben, daß Obrigkeiten das Land als ein Eigenthum „besäßen, bevor noch Unterthanen waren? und daß sie „das ihrige, unter gewissen Bedingungen, an die letz„tern abgegeben haben? Müßten sie nicht auf der „Stelle vor Hunger davon laufen, wenn niemand den „Grund bearbeitete? So absurd wäre es, wenn sich „ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm, und „nicht er dem Lande zu, Millionen Menschen seyn für „ihn, und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu die„nen.„ a) Und an einem andern Orte sagt eben dieser große Fürst: „Schon von Landesfürsten anzufangen, „denkt mancher, daß er das Vermögen des Staats und „seiner Unterthanen als sein vollkommenes Eigenthum „ansehen könne, glaubet, daß die Vorsehung Millio„nen Menschen für ihn geschaffen hat, und läßt es sich „dabei

a) Kaiser Josephs des Zweiten eigenhändige Schrift über seine neue Steuer.

„dabei nicht träumen, daß er, für den Dienst dieser „Millionen, zu seinem Platze von selber bestimmt „worden.„ a)

Unter der Regierung des Herrn von Brienne wurden die ersten Saamen der Zwietracht zwischen den verschiedenen Ständen ausgestreut; und unter ihm verlor, wie man behauptet, der königliche Schatz, durch überflüßige Ausgaben, die bloß allein zu Unterstützung seiner Projekte dienten, über hundert Millionen Livres.

Der Siegelbewahrer, Herr von Lamoignon, war der vertraute Freund des Ministers; er hatte an allen seinen Planen Antheil. Er war ein unruhiger, thätiger, ehrgeitziger, superficieller Mann. Als er die Stelle eines Siegelbewahrers erhielt, war er voller Schulden. Er suchte in dieser Stelle Ehre und Geld, und erhielt keines von beiden. Nachdem der Principalminister abgedankt hatte, bat auch Lamoignon um seine Entlassung, und erhielt sie. Er ertrug seine Ungnade mit stoischer Gelassenheit. Ob er gleich allgemein verhaßt war, so gab ihm doch sein Gewissen Zeugniß, daß seine Absichten rein gewesen waren, und dabei beruhigte er sich. Ihm blieben, auch im Unglücke, alle seine vormaligen Freunde getreu, und, was bei einem gefallenen Höflinge unerhört ist, sogar die Minister besuchten ihn oft. Sein Charakter war gut. Er war ein guter Vater, ein guter Freund, ein guter Ehemann. Seine Frau und seine Kinder beweinen ihn noch, ob er gleich das Vermögen seiner Familie durchgebracht hat, und voller Schulden gestorben ist. Sein Tod,

a) Kaiser Josephs des Zweiten eigenhändige Schrift über die Staatsverwaltung. 1784.

Tod, der bald nach seiner Entlassung erfolgte, war wahrscheinlich freiwillig. Man fand ihn, in einem Pavillon seines Gartens, mit seiner Jagdflinte zwischen den Beinen, und den Kopf mit einer Kugel durchschossen. Er starb noch zu rechter Zeit, und schien glücklich zu preisen, daß ihm nicht vorbehalten war, die Auftritte der Revolution mit anzusehen. Von ihm gilt, was Tacitus vom Agricola sagt: Non vidit obsessam curiam, et clausum armis senatum, et eodem strage tot consularium caedes, tot nobilissimarum foeminarum exsilia et fugas.

Das Weigern des Pariser Parlaments, die verlangten neuen Auflagen auszuschreiben, war der erste vorbereitende Schritt zu der großen Revolution in Frankreich. Das Parlament, das, seit so langer Zeit, alle Auflagen im Reiche ausgeschrieben hatte, erklärte nun auf einmal, ganz unvermuthet, daß es bisher dazu kein Recht gehabt habe, sondern daß dieses Recht der Nation zugehöre. Es klagte sich auf einmal selbst an. Wäre Herr von Brienne ein Mann von Kopf, ein wahrer Staatsmann gewesen: so hätte er sogleich die Reichsstände zusammenberufen, die Parlamenter, zufolge ihres eigenen Geständnisses, bei der Nation angeklagt, und dieselben ihrer Strafe überlassen. Statt dessen wollte er die Bestrafung der Parlamenter selbst übernehmen, und darin fehlte er sehr; denn nun vereinigte sich die Nation mit den Parlamentern gegen die Regierung, welches sonst nie geschehen wäre. Die Parlamenter wollten, dadurch, daß sie die Zusammenberufung der Reichsstände verlangten, sich nur der Regierung furchtbar machen; sie wollten nichts weniger, als daß dieses Verlangen erfüllt werden sollte:

denn

denn durch Zusammenberufung der Reichsstände würden die Parlamenter selbst in Nichts verwandelt, und verloren alle ihre Vorrechte. Daß sie diese Zusammenberufung wirklich nicht im Ernste verlangt hatten, dies zeigte sich in der Folge deutlich genug; denn die Parlamenter setzten der Zusammenberufung der Reichsstände, nachdem dieselbe von der Regierung beschlossen war, selbst die größten Schwierigkeiten entgegen; und Despremenil, den man für einen so großen Patrioten gehalten hatte, ist, noch bis auf diese Stunde, in der Nationalversammlung einer der wüthendsten Aristokraten, der, durch Reden und Schriften, schon alles versucht hat, um den alten Despotismus wieder herzustellen; der sogar versprochen hat, in der Nationalversammlung selbst, den Plan zu einer Contrerevolution vorzutragen, und der, was beinahe unglaublich scheint, sein Versprechen wirklich erfüllt hat. Beinahe alle Mitglieder des Pariser Parlaments hatten beträchtliche Summen in den königlichen Fonds, dadurch fand sich ihr Interesse beständig, zwischen der Zusammenberufung der Reichsstände, welche, um den Bankerot zu verhindern, nöthig war, und der Nichtzusammenberufung, welche allein ihrer Existenz Dauer geben konnte, getheilt. Das Interesse des Geldgeitzes hielt dem Interesse des Ehrgeitzes das Gleichgewicht; und je nachdem das eine Interesse, oder das andere, die Oberhand erhielt, handelte das Parlament so, oder anders. Daher läßt sich das unerklärliche, sich beständig widersprechende Betragen des Pariser Parlaments erklären, welches man bis jetzt vergeblich zu erklären gesucht hat. Die Parlamenter in den Provinzen ahmten dem Pariser Parlamente beständig nach, ohne zu wissen, warum,

und

und ohne dieselben Beweggründe zu haben. Mir scheint diese Bemerkung wichtig: denn hierin liegt eigentlich die allererste Ursache der Revolution. Minister, Erzbischöffe und Parlamentsglieder waren Geldwucherer, Wechseljuden und Papierhändler geworden: alle wollten bezahlt seyn; und darum mußten sie die Nation zusammenberufen, um ihr, durch süße Worte und herrliche Vorspiegelungen einer anscheinenden Freiheit, Geld abzulocken; die Freiheit sollte nur anscheinend, das Geld aber sollte reel seyn; denn Wechseljuden und Papierhändler sind allemal die größten Lobredner des Despotismus. So war der Plan; aber der Vorsehung gefiel es anders. Hätte das Pariser Parlament, wie es vorher so oft gethan hatte, ohne Widerrede das königliche Edikt angenommen, und ausgeschrieben: so hätte das Volk bezahlen müssen, und bis auf diesen Tag wäre Frankreich noch im vorigen Zustande. Daraus, daß es das Einschreiben des Edikts verweigerte, entstanden alle Unruhen. Wie kann man denn sagen, die französische Revolution sey eine Folge der Philosophie; sie sey das edle Zerreißen der Ketten eines lange Zeit in der Knechtschaft gehaltenen Volkes? So wie immer die größten Begebenheiten aus kleinen und unmerklichen Ursachen entspringen: so entsprang auch die große französische Revolution, mit allen ihren unabsehbaren Folgen, aus einem Staatsfehler des Herrn von Brienne; ein Staatsfehler, der um soviel größer, und um soviel unverzeihlicher war, da er, als Minister, nicht nur dadurch nichts gewann, sondern vielmehr sich selbst aus einer kleinen Verlegenheit in eine weit größere versetzte; denn vorher fehlte es ihm bloß allein an Gelde; nun aber waren alle Parlamenter und die

ganze

ganze Nation gegen ihn, und so erhielt er nicht nur kein Geld, sondern er verlor zugleich das Einzige Mittel, Geld zu bekommen. In einem solchen Zustande konnte er sich nicht halten; er mußte fallen: auch fiel er; aber sein Fall zog die Umwerfung des Staates nach sich. Statt daß er, mit der Weisheit eines großen Staatsmannes, die Augen der Nation von dem Punkte, nach welchem er hinzielte, hätte abwenden, und auf einen andern Gegenstand lenken sollen: statt dessen, machte er, durch sein unüberlegtes Betragen, das große Staatsgeheimniß überall bekannt. Statt daß er sich hätte gegen die Parlamenter erbittert stellen, und die Nation zusammenberufen sollen, um sie zu richten: statt dessen, überließ er sich einer unverzeihlichen Rachsucht; und dadurch erfuhr die Nation das große Geheimniß, das sie nie hätte erfahren sollen; daß sie nehmlich nur zusammenberufen werde, weil die Regierung, ohne ihren Beistand, nicht länger bestehen konnte. Da war es dann auch sehr natürlich, daß sie einen ganz andern Ton annahm, als sie sonst angenommen haben würde, und daß sie nun mit dem Könige sprach, wie aufgebrachte Gläubiger mit einem bankerotten Schuldner zu sprechen gewohnt sind. Könnte Brienne einsehen, was für eine schöne Gelegenheit er aus den Händen ließ, um sich unsterblich zu machen: so müßten ihn, wenn er auch nur einen Funken von Ehrgeitz besitzt, Schmerz und Reue zur Verzweiflung bringen.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Nähere Ursachen der Revolution, und Veranlassung zu derselben.

Freudenfeste auf dem Dauphinsplatze über die Entlassung der Minister. Grausamkeit der Soldaten gegen das Volk. Zurückberufung Neckers und der Parlamenter. Zusammenberufung der Reichsstände. Unruhen im Dauphiné. Merkwürdige Schriften. Pays d'Elections. Pays d'Etats. Unruhen in den Provinzen. Einfluß des Clima, der Erziehung, auf die Wahlen. Protestation des Domkapitels zu Paris. Bürgerkrieg in Bretagne. Unruhen in der Provence, veranlaßt durch Mirabeau. Brief eines Bürgers von Paris an Mirabeau. Aufruhr in Paris. Zerstörung der Manufaktur des Herrn Reveillon. Bemerkungen über die Art, wie die Geschichte der Revolution erzählt werden soll.

Eodem anno Galliarum civitates, ob magnitudinem aeris alieni, rebellionem coeptavere: cujus exstimulator acerrimus inter Treveros Julius Florus, apud Aeduos Julius Sacrovir. Nobilitas ambobus, et Majorum bona facta; eoque Romana civitas olim data, cum id rarum, nec nisi virtuti pretium esset. Ii, secretis conloquiis, ferocissimo quoque adsumpto, aut quibus, ob egestatem, ac metum ex flagitiis, maxima peccandi necessitudo, componunt Florus Belgas, Sacrovir propiores Gallos concire. Igitur, per conciliabula et coetus, seditiosa differebant, de continuatione tributorum, gravitate fenoris, saevitia ac superbia praesidentium; et discordare militem, audito Germanici exitio, egregium resumendae libertati tempus. *TACITUS* in Annal lib 3.

„Die Minister waren nun verschwunden, aber das „Ungewitter, welches sie erweckt hatten, rollte noch in „der

„der Ferne. Durch die Gewaltthätigkeiten, welche
„sie sich erlaubten, waren alle Bande der Gesellschaft
„zerrissen. Fünf Monate lang war Frankreich schon
„ohne Gerichtshöfe und ohne Richter gewesen; die
„Waffen der Soldaten waren gegen ihre Mitbür-
„ger gekehrt worden; in die Vorrechte der Provinzen
„waren Eingriffe geschehen; und die Abgesandten,
„welche sie, um sich zu beklagen, nach Paris sandten,
„waren ins Gefängniß geworfen worden; durch fal-
„sche und lügenhafte Nachrichten, die, auf Befehl der
„Minister, in Zeitungen und Journale eingerückt wur-
„den, hinterging man die öffentliche Treue; der Cre-
„dit war verloren, und schon bedrohte man das Ei-
„genthum; die Regierung war ohne Ansehen und
„ohne Einfluß.„ Dies war der Zustand von Frank-
reich, nachdem sich der Finanzminister und der Siegel-
bewahrer zurückgezogen hatten. Täglich sah man neue
Auftritte, welche die Stimmung des Volkes nur zu
deutlich zeigten. Sobald die Entlassung des Finanz-
ministers in Paris bekannt wurde, versammelte sich
eine Menge junger Leute auf dem Dauphinsplatze, um
ein Freudenfest über diese Entlassung zu feiern. Man
trug in den Straßen von Paris eine, in den Bischoffs-
thalar gekleidete, Figur herum, deren Kleidung aus
drei Fünftheil Seide und zwei Fünftheil Papier be-
stand, als eine Anspielung auf das, den 16ten August
gegebene, Edikt, vermöge welches alle öffentlichen Kas-
sen ihre Bezahlungen drei Fünftheile in Geld, und
zwei Fünftheile in Papier machen sollten. Diese Figur
wurde, nachdem sie herumgetragen war, zum Feuer
verurtheilt, und öffentlich verbrannt. Am folgenden
Tage versammelte sich das Volk wieder, aber die Poli-

zei

zei schickte ein Detaschement Kavallerie, um den Pöbel zu zerstreuen. Diese Abgesandten der Polizei befolgten den ihnen gegebenen Befehl mit empörender Grausamkeit. Sie sprengten mit Säbeln und Pistolen unter das unbewafnete Volk, hieben und schossen nieder, was ihnen vorkam, ohne Rücksicht auf Stand, Alter, oder Geschlecht. Bei dem Anblicke der Todten und Verwundeten gerieth der Pöbel in Wuth, jagte das ganze Detaschement in die Flucht, und nahm das Corps de Garde auf dem Pont neuf mit Gewalt ein. Durch diesen kleinen Sieg über seine Verfolger kühn gemacht, zerstreut sich nun der Pöbel in der Stadt, verbrennt die Wachthäuser, und bei einbrechender Nacht zieht der ganze Haufe triumphirend nach dem Greveplatz. Hier aber hatte die Polizei Truppen hingestellt, die man im Finstern nicht sehen konnte. Sobald der Haufe auf dem Platze ankam, schossen diese versteckten Soldaten unter das Volk, das damals ganz ruhig war, und tödteten eine große Menge dieser Unglücklichen. Der Pöbel zerstreuete sich, und die Todten wurden in der Nacht in den Fluß geworfen. Am folgenden Tage war Paris ruhig; aber diese Ruhe dauerte nicht lange. Man erfuhr, daß Lamoignon auch seinen Abschied erhalten hatte, und nun fingen die Freudenfeste aufs neue an. Ein ungeheurer Haufe versammelt sich auf dem Dauphinsplatze, verbrennt das Bild des Siegelbewahrers, und zieht nun weg, in der Absicht, die Palläste des Principalministers, des Siegelbewahrers, und ihrer nächsten Verwandten in Brand zu stecken. Herr von Brienne, der Kriegsminister, langte eben von Versailles an, als der wüthende Haufe mit brennenden Fakkeln gegen seinen Pallast ankam. Er schickt sogleich

nach

nach Hülfe, und die Truppen kommen; aber, statt den Pöbel auseinander zu jagen, kommen sie, in zwei Abtheilungen, auf beiden Seiten der Straße herein, und schießen unter das Volk, das nunmehr nirgend einen Ausgang hatte, wohin es sich retten konnte. Umsonst erhoben diese Unglücklichen ihre Hände zum Himmel, umsonst riefen sie die Soldaten um Barmherzigkeit an, umsonst versprachen sie sogleich auseinander zu gehen: das Morden dauerte fort, und der größte Theil des Haufens blieb todt in der Straße liegen. Zu gleicher Zeit ging ein ähnlicher Auftritt in einer andern Straße vor. Solche Abscheulichkeiten waren zu groß, als daß sie ungeahndet hätten hingehen können. Das Parlament verhörte Zeugen, um den Urhebern dieser Mordthaten den Prozeß zu machen. Der Befehlshaber der Truppen wurde angeklagt, vorgefordert und verhört; er zeigte aber einen Befehl vom Hofe vor, und damit endigte sich die Untersuchung einer so niederträchtigen Handlung. Aehnliche Scenen fielen auch in den Provinzen vor. Das einzige Mittel, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, war die Wiedereinsetzung der Parlamenter, und die Zurückberufung Neckers. Zu beiden entschloß sich der Hof. Necker stellte, sogleich nach seiner Zurückkunft, dem Hofe vor, daß der Staat in der Zerrüttung, in welcher er sich befinde, nicht anders als durch Zusammenberufung der Reichsstände gerettet werden könne. Die Reichsstände wurden dem zufolge zusammenberufen. Nun aber widersetzten sich die Parlamenter, denen um ihre Privilegien bange war; sie widersetzten sich dem vereinigten Willen des Hofes und der Nation. Es entstanden Zweifel, und Einwürfe, und Chikanen, über die Art, wie die Reichsstände (die

seit

seit 1614 nicht versammelt gewesen waren) sollten zu=
sammenberufen werden. Es entstanden Unruhen in al=
len Provinzen; der Adelstand, der Bürgerstand und die
Geistlichkeit stritten sich um ihre gegenseitigen Vorrech=
te, und die Gährung nahm bis zu einem solchen Grade
zu, daß sie in einigen Provinzen in Thätigkeiten aus=
brach. Die Provinz Dauphine schickte Abgesandte zu
einer Provinzialversammlung nach Romans. Diese
Gesandten erklärten einstimmig, daß der Bürgerstand
für sich allein so viele Abgesandte haben solle, als der
Adelstand und die Geistlichkeit zusammengenommen;
daß die Gesandten der drei Stände vereinigt bleiben
sollten; und daß sie künftig keine Abgaben mehr bezah=
len, und keinen Gesetzen mehr gehorchen wollten, als
solchen, die von den Reichsständen bewilligt worden
wären. Dies war der Anfang der Revolution, da sich
eine ganze große Provinz gleichsam vom Reiche trennte,
und die Bedingungen machte, unter welchen allein sie
künftig mit demselben verbunden bleiben wollte. Die=
sem Beispiele folgten nun die übrigen Provinzen all=
mälich alle nach, und alle schickten Abgesandte an den
König. Der Adel und die Geistlichkeit sahen die Ge=
fahr ein, welche ihnen drohte. Sie gaben zwar ihre
Vorrechte, in Rücksicht auf die Abgaben, auf, und
willigten ein, so wie der Bürgerstand, nach Verhältniß
ihres Vermögens zu bezahlen; allem übrigen aber wi=
dersetzten sie sich. Die ganze Aufmerksamkeit der Na=
tion war nun auf die wichtigen Auftritte gerichtet, die
vor ihren Augen vorgingen. Diese Auftritte, und die
politische Lage Frankreichs, waren der einzige Gegenstand
aller Gespräche. Unter der Menge von Schriften, die
damals erschienen, zeichneten sich einige vorzüglich aus,
weil

weil sie die schwankende Meinung des Publikums bestimmten. Unter diese Schriften gehören vorzüglich die Schrift des Grafen von Kersaint, betitelt: le bon Sens. Er, selbst ein Adelicher, bewies in dieser Schrift, die Ungerechtigkeit und Schädlichkeit der Vorrechte des Adelstandes, und die Lächerlichkeit der Anmaßungen der Geistlichen; er zeigte, wie schädlich beide Stände dem Staate wären. Der Graf Dentraigues bewies ebenfalls, wie schädlich für den Staat der erbliche Adel sey; er zeigte, vom Anfange der französischen Geschichte an, wie viel Frankreich durch den Despotismus seiner Fürsten gelitten habe. Er mahlte Ludwig den Eilften, der zu seinem Vergnügen mordete, dessen Vertrauter der Scharfrichter war, den er Freund und Gevatter nannte; er mahlte ihn, wie er in seinem Schlosse zu Plessis le Tour über den Kerkern wohnte, in denen die, seiner Rache und den schrecklichsten Martern bestimmten, Schlachtopfer angekettet lagen, und der endlich, gequält von Angst und Gewissensbissen, seine scheußliche Seele aushauchte. Target, Cerutti, Mounier, schrieben ebenfalls für die Sache des Volks. Die **Bemerkungen über die Geschichte von Frankreich**, eine nachgelassene Schrift des Abts Mably, wurde mit außerordentlicher Begierde gelesen, und trug sehr viel dazu bei, die Gemüther zu stimmen. Vorzügliche Wirkung thaten auch zwei Schriften des Abbe Sieyes, der Essay sur les Privileges und die Schrift: Qu'est-ce que le Tiers-Etat? Diese letzte Schrift war vorzüglich eine von den allermächtigsten Triebfedern der gegenwärtigen Revolution. Die Menge neuer Ideen, welche durch diese Schriften in Umlauf kamen, und die Neuheit dieser Ideen selbst, brachten bei der französischen Nation,

die

die die Neuheit liebt, eine unbeschreiblich große Wirkung hervor. Einige Prinzen vom Geblüte wagten es, eine Gegenschrift herauszugeben, worin sie ihre Rechte vertheidigten. Diese Schrift wurde aber nicht gut aufgenommen, und durch die vortreffliche Antwort, die darauf unter dem Titel: L'Ultimatum d'un citoyen du Tiers-Etat, erschien, ward dieselbe gänzlich widerlegt. Alle Schriften, welche politische Verhältnisse, oder metaphisische Spekulationen über gesellschaftliche Rechte betrafen, wurden begierig gelesen. Doch keine so wie Rousseaus gesellschaftlicher Vertrag. Dieses merkwürdige Buch ward auf einmal das Handbuch des Bürgerstandes, und der Verfasser desselben wurde beinahe vergöttert. Noch jetzt wird kaum ein Schriftsteller in Frankreich so sehr geschätzt, als Rousseau, und seine Schriften haben mehr als alle andere dazu beigetragen, die gegenwärtige Revolution vorzubereiten und zu befördern.

Der Adel und die Parlamenter sahen endlich ein, daß sie den gerechten Forderungen des Bürgerstandes nicht würden widerstehen können. Sie beschlossen daher, dem Sturme, welcher sie zu vernichten drohte, selbst entgegen zu gehen, und einen Theil ihrer Vorrechte freiwillig aufzugeben, um die übrigen zu erhalten. Das Parlament faßte, am 5 December 1788. den Beschluß, dem Könige eine Bittschrift zu übergeben, worin sie um gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände; um Abschaffung der Verhaftbriefe; um Preßfreiheit; um Verantwortlichkeit der Minister; und um periodische Zusammenberufung der Reichsstände baten. Auf diese Bittschrift wurde aber gar keine Rücksicht genommen. Am 27. December 1788 ward endlich im Staatsrathe

des

des Königs, die große und wichtige Frage, auf welche Weise die Reichsstände zusammenberufen werden sollten, auf Neckers Vorschlag, dahin entschieden, daß der Bürgerstand so viele Abgesandten an die Reichsstände schicken sollte, als die andern beiden Stände zusammengenommen. Von diesem Augenblicke an war die Revolution unvermeidlich. Durch die ausgeschriebene Zusammenberufung der Reichsstände kam ganz Frankreich in eine neue, ungewöhnliche, bisher unbekannte Lage. Die schon zum Theil zerrissenen Bande, womit das Volk noch durch die Gesetze gebunden war, rissen jetzt ganz, da zu dem gänzlichen Mangel an authorisirten Gerichtshöfen nun noch die Ausgelassenheit kam, womit Volkswahlen allemal verbunden zu seyn pflegen. In allen Theilen des Reichs versammelte sich das Volk, und Frankreich wurde der Tummelplatz des Partheigeistes, der Zwietracht, der Kabalen, der Intriguen, der Bestechungen, und aller übrigen, verächtlichen, demagogischen Künste. Jeder wünschte eine Rolle zu spielen; und die Zahl der Kandidaten, die sich zu Abgesandten bei den Reichsständen anboten, war unglaublich groß. Mord, Diebstahl und Ungerechtigkeiten aller Art, begieng nun der Pöbel ungestraft, weil sich niemand durch Ausübung der Justiz verhaßt machen wollte. In einigen Provinzen vereinigten sich die drei Stände; in andern war der Adel mit der Geistlichkeit auf Einer Seite gegen den Bürgerstand; überall waren Unruhen, mehr oder weniger, je nachdem in den Provinzen mehr oder weniger Freiheitsgeist übrig geblieben war; das heißt, je nachdem sie mehr oder weniger von der Hauptstadt entfernt waren. Die Minister hatten Frankreich in zwei große Theile getheilt, die Provinzen im Innern des Reichs,

Reichs, oder die sogenannten Pays d'Elections, wurden ganz unumschränkt und despotisch beherrscht, und die Auflagen wurden vom Könige ganz willkürlich ausgeschrieben, und durch Hülfe des Militairs eingetrieben. Die Provinzen an den Gränzen, oder die sogenannten Pays d'Etats, hatten hingegen noch den Schein der Freiheit behalten, nachdem sie schon lange das Wesen derselben verloren hatten. Das Beispiel Spaniens und Oestreichs, wodurch jenes Holland, dieses die Schweiz (beides entfernte Provinzen) verloren hatte, würkte auf die Staatsminister Frankreichs, und machte sie klug genug, um die entferntesten Provinzen des Reichs nicht aller ihrer Vorrechte zu berauben. Der Despotismus der Regierung nahm in koncentrischen Kreisen, deren gemeinschaftlicher Mittelpunkt Versailles war, bis an die Gränzen allmählich ab. In den Provinzen an der Gränze konnten keine Auflagen ausgeschrieben werden, ehe dieselben von den Ständen dieser Provinzen bewilligt waren; im Innern des Reichs war ein bloßer Befehl: de par le Roi, hinlänglich. Man erzählt von dem Bohan-Upas, dem Giftbaume in Ostindien, daß seine Ausdünstungen alle lebendigen Geschöpfe um ihn her vergiften und tödten; das Erdreich ist weit umher kahl und dürre, kein lebendiges Geschöpf regt sich, kein Vogel zwitschert, nicht das kleinste Insekt freut sich seines Daseyns; rund um denselben her herrscht eine Todtenstille, und die Natur scheint ausgestorben. Nur allein eine häßliche giftige Schlange nährt sich von seinen Blättern. Diesem Baume gleicht der Despotismus. Sein giftiger Hauch tödtet alle grossen, herzerhebenden Ideen; alle feinen, beseeligenden Empfindungen; allen Adel der Seele; alle freimüthi-

gen

gen Aeußerungen; rings um sich her vertilgt er alles, was edel, schön, groß und erhaben ist; und unter seinem giftigen Schatten gedeihen nur kriechende Schmeichler und feile Sklaven. Bei der Wahl der Abgesandten an die Reichsstände war der Unterschied in der Denkungsart der Provinzen sehr merklich, und mir scheint dieses ein neuer auffallender Beweis der ewigen Wahrheit, daß die Denkungsart und der Karakter der Nationen größtentheils durch die Regierungsform, unter welcher sie leben, bestimmt wird. Im Innern des Reiches giengen die Wahlen beinahe durchgängig sehr ruhig vor sich; nicht so an den Gränzen. Das Dauphine widersetzte sich, die Provence war in Gährung, Languedoc empörte sich, Bretagne und die Franche-Comte widerstanden allen Eingriffen in ihre Rechte, und im Elsaß erwachte der Geist der Freiheit aufs neue. Auch zeigte sich der Einfluß des Klima und der Sitten auf die Denkungsart der Einwohner. In Frankreichs fruchtbaren Ebenen wohnt, unter einem milden Himmelsstriche, ein gebildetes, gesittetes, der Knechtschaft gewohntes Volk, das Handlung und Ackerbau treibt, oder sich durch Ausübung der mechanischen Künste nährt; in diesen Ebenen sind die großen und reichen Städte an schiffreichen Flüssen, oder an künstlich gegrabenen Kanälen gebaut; die Bewohner dieser Ebenen sind thätig, betriebsam, handelnd, immer in Bewegung, sie lieben alles, was neu, gefährlich, außerordentlich und gewagt ist. Ganz anders sind von Karakter die Bewohner der Anhöhen und der Gebürge; die Bewohner der Alpen des Dauphine, der Sevennen, der Pyrenäen, der Vogesen. Die steilen, unersteiglichen, mit ewigem Schnee bedeckten Berge, in deren Zwischenräumen sie

sich

sich aufhalten, sondern sie von der übrigen Welt ab, und geben ihren Gedanken mehr Eigenheit und Originalität; ihren Sitten mehr Rauhheit; ihrem Karakter mehr Freimüthigkeit, Ehrlichkeit, Offenheit und Aufrichtigkeit. Ihre Arbeitsamkeit ist mühsamer; ihre Betriebsamkeit schwieriger; ihre Lebensart patriarchalischer; ihre Bedürfnisse sind einfacher; ihr Reichthum geringer; der Erdboden unfruchtbarer; ihre Denkungsart ist freier und unverdorbener als in der Ebene. Sie sind hartnäckiger und eigensinniger: Schwierigkeiten geben ihnen Muth, Widerstand Kraft. Sie verachten Ueppigkeit und Luxus, und kennen keine Furcht; denn die Wälle, wodurch sie ihren Feinden fürchterlich werden, hat um sie her die Natur gezogen. Bomben und Kanonenkugeln werfen dieselben nicht nieder, und eine Armee übersteigt sie nicht. Es sind unbezwingbare Festungen, von Gott gebaut; wogegen alle Citadellen Vaubans nur unbedeutende Ameisenhaufen sind; papierne Wände, die ein Trompetenschall umbläst, während jene, groß, wie alle Werke des Schöpfers, und ewig, wie die Natur, der Zeit und der Gewalt, den Stürmen und den Elementen Trotz bieten. Hier entstehen die Flüsse, die schäumend, rauschend und tobend, von Felsen zu Felsen sich fortwälzen, und dann in der Ebene mit majestätischem Laufe Fruchtbarkeit nnd Segen in die Natur bringen. Hier ist das große, vom Schöpfer angelegte Magazin der Menschheit, aus welchem von Zeit zu Zeit Kolonien in die Ebenen herabrücken, um Arbeiten zu übernehmen, die dem weichlichen und verzärtelten Bewohner der Ebene zu schwer sind; um die Lücken auszufüllen, welche die Ueppigkeit der Städtebewohner, in der Bevölkerung täglich verursacht.

ursacht. Gebürgebewohner verzärteln nie; wo sie hinkommen, bringen sie den ihnen eigenen Geist; die rühmliche Freimüthigkeit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit; den Scharfsinn des Verstandes, und die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft mit sich; wo sie hinkommen, sogar in den Pallästen der Großen, und auf den Stufen des Throns, bringen sie Liebe zu ihrem Vaterlande und Sehnsucht nach demselben mit. Ein unfreiwilliger Seufzer verräth den geheimen Wunsch ihrer Seele, und wovon sie auch sprechen mögen, dreht sich doch immer unmerklich und ihnen selbst unbewußt, das Gespräch auf ihr geliebtes Vaterland zurück; auf die friedliche Hütte; auf die erhabene Natur, von welcher der erste Lichtstrahl in ihr Auge fiel, und in der sie den ersten Athemzug einsogen. Heimweh! Heimweh! Welch eine schöne ehrenvolle Krankheit: denn wer könnte Heimweh haben, als der, welcher Gefühl und Empfindung hat; die kalten, unempfindlichen, selbstsüchtigen Bewohner der Ebenen sagen dagegen mit einem Lächeln: welches die Unempfindlichkeit ihrer Seele hinlänglich bezeichnet: ubi bene ibi Patria, das heißt, wenn es nur mir wohl geht, so mag meinetwegen der ganze übrige Erdball in Trümmern zerfallen, was kümmerts mich! Die Bewohner der Gebürge zeigten auch in Frankreich einen ganz andern Geist, als die Bewohner der Städte. Auf dem rauhen Rücken der Alpen des Dauphine, und zwischen den, mit Schnee bekränzten, Pyrenäen in Bearn, fing die französische Freiheit zuerst an, sich zu zeigen; dort war die Wiege des Riesens, oder vielmehr des Ungeheuers, über dessen Anblick jetzt ganz Europa erstaunt.

Auch

Auch der Einfluß der Erziehung auf den Charakter des Menschen zeigte sich bei diesen Wahlen deutlich und unverkennbar. Der Mensch wird, was er ist, durch Erziehung und Erfahrung; durch Unterricht, den er aus dem Umgange, und aus den Schicksalen, die ihn befallen, schöpft: belebte und leblose Dinge, die ihn umgeben, sind seine Schulmeister. Zwar nehme ich diesen Satz nicht in der Ausdehnung an, in welcher denselben Helvetius vortrug: ich glaube nicht, daß Erziehung Alles thut. Vielmehr rechne ich viel auf natürliche Anlage; Organisation, Clima und Regierungsformen: diese sind gleichsam die Form, das subjektive; Erziehung und Erfahrung die Materie, oder das objektive in der Bildung eines jeden Menschen. Die Versammlungen des Adelstandes und des Bürgerstandes waren, im Ganzen genommen, ziemlich ruhig, aber die Versammlungen der Geistlichen waren tumultuarisch und lärmend. Der Adel war ruhig, weil alle Mitglieder nur Ein gemeinschaftliches Interesse hatten, und weil unter einem Stande, bei welchem die Ehre eine so empfindliche Stelle ist, Niemand durch Beleidigungen oder Schimpfwörter dieselbe zu berühren wagte; denn ein solcher Angriff wäre durch einen gezogenen Degen, oder durch eine geladene Pistole erwidert worden. Auch der Bürgerstand hatte ein gemeinschaftliches Interesse, und Unruhen unter demselben entstanden bloß allein durch die Kabalen und Intriguen der Demagoguen und der Parthiesüchtigen. In den Versammlungen der Geistlichen hingegen war das Interesse getheilt: hier machten die Prälaten, oder die sogannte hohe Geistlichkeit (haut clergé), die ganz aus Adelichen bestand, eine starke und mächtige Parthie aus, welche gegen die

Mönche und Weltpriester, oder gegen die niedere Geistlichkeit (das clergé) Vorrechte vertheidigte, die diese nicht zuzugeben gesonnen waren. Alle Folgen der Hierarchie und der Mönchserziehung zeigten sich in ihrem ganzen Umfange. Die Zeit verfloß in unnützen Zänkereien, und von allem, was da hätte gethan werden sollen, geschah nichts. Der Bürgerstand vertheidigte die Grundsätze der unumschränkten Monarchie; der geistliche Stand, die Grundsätze des absoluten Despotismus; der Adel hielt die Mitte, und vertheidigte vernünftige und gemäßigte Grundsätze. Die erste öffentliche Handlung der hohen Geistlichkeit war ein unsinniger Widerspruch gegen ihre eigenen Grundsätze. Sie behaupteten, der König habe das Recht, unumschränkt zu befehlen, und der Unterthan müsse stillschweigend und unterwerfend gehorchen, und zu eben der Zeit protestirte das Domkapitel der Hauptkirche zu Paris gegen das Edikt des Königs, durch welches die Reichsstände zusammenberufen wurden, weil, vermöge dieses Edikts, die hohe Geistlichkeit und die niedere Geistlichkeit vereinigt nur Einen Stand ausmachen sollte. Sie suchten die alten verrosteten Waffen aus den Zeughäusern der Hierarchie und des Fanatismus wieder hervor, und wagten es zu sagen, der König habe durch dieses Edikt die Religion selbst angegriffen. a) Das Edikt, welches einem,

a) Tout ce qui est rélatif, dans ce reglement, à la convocation de l'ordre du Clergé, est si contraire aux principes, aux bonnes regles, aux loix & à la justice distributive, qu'il est impossible de ne pas le regarder comme surpris à la réligion du Roi . . . . toute subordination est détruite; l'esprit d'indépandance & d'insurrection y est manifestement favorisé; les droits les plus sacrés de la hierarchie & de la pro-

einem, lange Zeit gedrückten Volke, seine ursprüngliche Freiheit wiedergeben sollte, war in den Augen der fetten und üppigen Prälaten eine Gotteslästerung: und so etwas wagten sie, noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu sagen! Aber dies sind die Folgen der ultramontanischen Hierarchie, und die ächten Grundsätze jesuitischer Philosophie. Blinder Gehorsam und stumme Unterwürfigkeit wird ihnen von ihrer frühen Jugend an gepredigt; dialektischen Unsinn nennen sie Weisheit; Kenntniß der päbstlichen Bullen und der Conciliumsschlüsse, Gelehrsamkeit; einen Wust von heiligen Legenden und frommen Mährchen, Belesenheit; den Grundsatz, in allen Dingen den krummen Weg zu gehen, und dem geraden auszuweichen, Klugheit; Schmeicheln und kriechen, Bücken und Schweigen, christliche Demuth; das jesuitische Lächeln der feinern Verstellungskunst, Sanftmuth; das zuvorkommende Umarmen des Mannes, den man erdrosseln möchte, Liebe der Feinde: immer lächeln sie, wenn sie schlagen wollen, und nie sind sie freundlicher, als wenn die Kabale gelungen ist; und diese Höflichkeit (welche kützelt, indem sie sticht, und welche den Rand des Giftbechers mit Honig bestreicht) nennen sie Schlangenklugheit und Taubeneinfalt; sie wollen eine Revolution, aber

propriété y sont violés . . . . . La réligion, elle-même, est attaquée, pour ainsi dire, jusques dans son sanctuaire; car lorsque la classe inférieure des ministres de la réligion, se mettra sur les mêmes rangs que la classe supérieure . . ., dès lors la soumission, qui caractérise particulierement le gouvernement de l'église, sera entierement annéantie. *Protestation du chapitre de l'église de Paris contre le reglement fait par le Roi du 24 Janvier 1789.*

aber eine solche, wie in Brabant, unterstützt durch eine Armee, welcher das Krucifix zur Standarte, und das Wort: unbefleckte Empfängniß, zur Parole dient. An dieser Schiefheit des Charakters ist weiter nichts als ihre Erziehung Schuld; diese macht sie zu so vollkommenen Heuchlern, daß auch der Klügste sich nicht selten von ihnen anführen läßt.

In Bretagne brach während der Wahl ein Bürgerkrieg aus, in welchem der Bürgerstand gegen den Adelstand stritt; es wurde Geld unter das Volk vertheilt, und falsche Gerüchte wurden ausgestreut, um die Bürger gegen den Adel aufzubringen, und die Aufwiegler erreichten ihren Zweck. Am 24 Januar 1789 versammelte sich zu Rennes in Bretagne ein ungeheurer Haufe des niedrigsten Pöbels auf einem Felde nahe bei der Stadt. Mitten im Felde stand ein großer Tisch, auf diesen stellte sich ein Livreebedienter und haranguirte das Volk. „Meine Brüder! sprach er, von wem leben „wir? Von dem Adel und der Geistlichkeit, nicht wahr? „Nun will aber der Bürgerstand den Adel und die Geist„lichkeit abschaffen, folglich werden wir dann Hungers „sterben. Ihr wisset selbst, wie sehr seit einiger Zeit „das Brod im Preise gestiegen ist, daran ist der Bürger„stand durch seine ungerechten Forderungen schuld. Ich „schlage daher vor, daß sich diese ehrwürdige Versamm„lung sogleich nach dem Parlamentshause verfüge, und „dem Parlamente geradezu und mit Nachdruck erkläre, „daß der Adel in seinen Forderungen Recht habe, und „daß es sogleich befehle, daß das Brodt künftig wohl„feiler werde.“ Nach geendigter Rede sprang er von seinem Rednerstuhl herunter, führte den Pöbel gegen das Parlamentshaus, und hielt dort eine Rede an das

versammelte Parlament. Das Parlament hörte ihn gütig an, und versprach, seine Forderungen einzugehen. Nun zog der zerlumpte Haufe, stolz auf seinen erhaltenen Sieg, triumphirend ab, und zerstreuete sich in die Schenken und Wirthshäuser der Stadt. Nach einigen Stunden versammelte sich derselbige Haufe abermals, und nun war er betrunken und mit Knütteln bewafnet. Jetzt genügten ihm nicht mehr schöne Reden, sondern er schritt zu Thätigkeiten. Jeder Bürger, der ihnen auf der Straße entgegenkam, wurde geprügelt, und endlich kam es zu einer förmlichen Schlacht, zwischen den Bürgern und dem Pöbel: nur erst die einbrechende Nacht stellte die Ruhe wieder her. Die Bürger, aufgebracht auf den Pöbel, und auf das Parlament, das denselben unterstützte, erwartete nur den Morgen, um sich grausam zu rächen. Bei dem Anbruche des Tages versammelte sich der Adel, um sich zu berathschlagen, und indessen zogen die Bürger, mit Degen, Hirschfängern und Pistolen bewafnet, durch die Straßen der Stadt, und erwarteten die Adelichen. So wie diese aus ihren Häusern kamen, wurden sie angegriffen: sie wehrten sich, und Ströme von Blut flossen in den Straßen: überall in der Stadt wütheten Feuer und Schwerdt. Ein neunzehnjähriger Edelmann fiel zu den Füßen seines Vaters, von einem Degenstiche durchbohrt, todt nieder, und der entseelte Leichnam desselben wurde von den wüthenden Bürgern durch die Straßen geschleift. Aufruhr und Morden nahmen zu, und, um den Auftritt recht schrecklich zu machen, mischten sich nun, von beiden Seiten, auch die Weiber dazu. Die Sturmglocke wurde gezogen; die Einwohner verließen ihre Häuser; der Streit ward allgemein;

Bür-

Bürgerblut floß; und wahrscheinlich hätte noch lange dieser schreckliche Auftritt nicht aufgehört, wenn nicht der Commendant der Stadt, ein Mann von seltenem Muthe, plötzlich mitten unter dem wüthenden Haufen erschienen wäre. „Ich befehle euch, ruft er ihnen zu, „ich befehle euch, im Namen des Königs und des Va„terlandes, eure Waffen niederzulegen; ihr seyd Mit„bürger, und wollt euch einander ermorden: fangt „mit mir an, badet euch in meinem Blute, wenn ihr „so blutdürstig seyd.„ Bei seinem Anblicke, und bei dieser Anrede, fallen beiden Parthien die Waffen aus den Händen, der Haufe geht auseinander, und zertheilt sich.

Magno in populo cum saepe coorta est
Seditio, saevitque animis ignobile vulgus,
Jamque faces & saxa volant, furor arma ministrat;
Tum pietate gravem, ac meritis, si forte virum quem
Conspexere, silent, arrectisque auribus adstant:
Ille regit dictis animos, et pectora mulcet.

Zu dieser schönen Beschreibung Virgils war hier das Gegenbild. Die Rede des Commendanten trieb den Pöbel auseinander; aber leider! war die Ruhe nur von kurzer Dauer. Der aufrührische Haufe versammelte sich nun um das Theater, wohin sich die Vornehmsten des Adels mit ihren Weibern und Kindern geflüchtet hatten. Sie wollten Feuer und Schwerdt in diesen Zufluchtsort der Unschuldigen und Wehrlosen bringen. Schon machten einige unter ihnen Anstalten, das Gebäude anzustecken, und andere stellten sich an alle Ausgänge, um die Weiber und Töchter der Adelichen, welche sich zu retten suchen würden, auf die unmenschlichste Weise, im Angesichte ihrer Männer und Väter,

Väter, zu mißhandeln. In dieser dringenden Gefahr berathschlagte sich der im Hause versammelte Adel. Die Jünglinge, welche sich nicht ohne große Schwierigkeiten aus dem ersten Gefechte gerettet hatten, und schon mit Blut und Wunden bedeckt waren, schlugen vor, einen Ausfall zu thun, und den meuchelmörderischen, nach Blut dürstenden Haufen anzugreifen, und zu zerstreuen. Schon schien dieser Vorschlag die Mehrheit der Stimmen zu gewinnen, als ein alter ehrwürdiger Greis aufstand. „Nein! rief er, das thun wir „nicht. Wenn wir sterben müssen, so laßt uns wenig„stens mit unserer Ehre sterben. Wir wollen nicht noch „unsere Väter in ihren Gräbern betrüben, und mit der „Schmach des Verbrechens die Namen beflecken, wel„che, glänzend von ihren Tugenden, von ihnen auf „uns herabgekommen sind. Auf das Leben müssen wir „Verzicht thun, aber das Vaterland müssen wir retten, „und unsern Brüdern ein Verbrechen ersparen, indem „wir nicht angreifen, sondern uns bloß allein recht„mäßig vertheidigen. Sie sollen selbst über ihre Schand„thaten erröthen, wenn sie unsere Mäßigung und un„sere Weisheit sehen. Wir wollen ihnen Beweise un„serer Großmuth und unserer Vaterlandsliebe geben; „die einzigen Beweise eines wahren Adels, dem sowohl „die Philosophie als die Menschlichkeit huldigen müs„sen.„ Diese vortrefliche Rede stimmte alle Gemüther um, man entschloß sich, bloß allein sich zu vertheidigen; man theilte Waffen unter die Versammlung aus; und stellte Wachen auf jeden Posten. So blieb der ganze Adel zwei und siebenzig Stunden lang versammelt; zwei und siebenzig Stunden lang in Erwartung des Todes. Durch diese edelmüthige Denkungs-

art

art wurde endlich die Wuth des Pöbels gedämpft; er schickte Abgesandte an den Adel, und machte Vorschläge, aber der Adel verwarf standhaft alle Vorschläge von denen, die ihn hatten ermorden wollen. Endlich bewegt sie der Graf Thiars, der Commendant der Stadt, einen Vergleich zu machen, und der Pöbel willigt ein, die Adelichen, aber ohne andere Waffen, als ihren Degen, ruhig nach ihren Wohnungen gehen zu lassen; und so wurde die Ruhe in der Provinz Bretagne wieder hergestellt.

Andere Provinzen Frankreichs waren nicht weniniger in Unordnung. In der Provence war Mirabeau geschäftig, Mirabeau, welcher, bei einer Umwerfung des Staates, nichts zu verlieren, und Alles zu gewinnen hatte. Nachdem ihm der Adelstand den Zutritt zu seinen Versammlungen versagt hatte, theils wegen seines bekannten, durchaus schlechten Charakters, theils, weil er keine Güter besaß: so ließ er sich vom Bürgerstande zum Abgesandten bei den Reichsständen wählen, und wiegelte das Volk gegen den Adel und die Geistlichkeit auf. Am 6ten März 1789 wurde er von den Einwohnern zu Aix im Triumph auf den Schultern durch die Stadt getragen, und das Volk rief zu wiederholtenmalen aus: „Hoch lebe der Graf Mirabeau! Hoch lebe der Vater des Vaterlandes!„ Die Glocken wurden geläutet, und Kanonen abgeschossen. Er schien sehr gerührt, Freudenthränen flossen über seine Wangen, und er sagte zu denen, die ihn auf den Schultern trugen: „Meine Freunde! Menschen sind „nicht gemacht, um Menschen zu tragen; und ihr tragt „ihrer schon zu viele.„ Die ganze Nacht durch brannten Freudenfeure und Illuminationslampen. Am folgenden

genden Tage sandte die Bürgerschaft Abgesandte an ihn, um ihm für das zu danken, was er für sie gethan hatte. Mirabeau antwortete: „Nun begreife ich, „wie die Menschen unterjocht worden sind; die Tirannei hat sich auf die Dankbarkeit eingepfropft.„ a) Von Aix ging er nach Marseille, wo der Pöbel, am 19ten März 1789, die Pferde ausspannte, und seinen Wagen selbst zog. Unter seinen Fenstern brannte man Freudenfeuer ab, in die man Weihrauch streute; im Theater führte man ihn auf den Ehrenplatz; eine schöne Dame setzte öffentlich eine Lorbeerkrone auf sein Haupt; und als er herauskam, wurde er mit Musik und Fackeln im Triumph durch die Stadt geführt. Am folgenden Tage fing dieser Triumphzug von neuem an; Fenster in den Hauptstraßen, durch welche der Zug ging, wurden von einem bis zu zwei Louisd'ors vermiethet; sein Wagen wurde mit Blumen, mit Palmen, mit Oelzweigen, und mit Lorbeern bestreut; das Volk klatschte ihm Beifall zu, und rief aus: „Hoch lebe der König, und der Graf Mirabeau!„ Der Aufstand wurde gefährlich, und der Commendant der Provinz, dessen Ansehen der Pöbel nicht mehr achtete, sah sich genöthigt, am 20ten März 1789 einen Brief an Mirabeau zu schreiben, und ihn inständigst zu bitten, vermöge seiner großen Gewalt über das Volk, den Aufruhr, welchen er selbst veranlaßt hatte, wiederum zu dämpfen.

Fol-

a) La Tyrannie s'est entée sur la reconnoissance. [Ceterum tempora illa infecta & adultione sordida fuere . . . . Memoriae proditur, Tiberium, quotiens curia egrederetur, Graecis verbis, in hunc modum eloqui solitum: *o homines ad servitutem paratos!* scilicet, etiam illum, qui libertatem publicam nollet, tam projectae servientium patientiae taedebat. *Tacitus* Annal. l. 3.]

Folgendes ist der Brief des Grafen Caraman an Mirabeau:

Mein Herr Graf!

Die schmeichelhafte Art, mit welcher man Sie in Marseille aufgenommen hat, ist wohl für Sie der zuverlässigste Beweis, von der Denkungsart der Einwohner dieser großen Stadt, und Sie lieben zu sehr die Ruhe, durch welche allein die Absichten des Ministers in Erfüllung gebracht werden können, um nicht die Folgen so zahlreicher Versammlungen einzusehen, besonders zu einer Zeit, wo, ohne daß ich weiß warum, eine traurige Gährung herrscht. Sie verstehen mich, ohne daß ich mehr zu sagen brauche. Beweise von Freundschaft und Dankbarkeit dürfen nicht für die öffentliche Ruhe, für das Publikum, gefährlich werden. Sie können keinen größeren Beweis Ihrer Liebe für den König, und für das Wohl des Königreiches geben, als wenn Sie die Gemüther beruhigen, welche in der Versammlung der Reichsstände das einzige Mittel sehen sollten, die Nation glücklich zu machen. Durch eine solche Ruhe sollte man Ihnen Zutrauen und Freundschaft beweisen, und von Ihrer Freundschaft für mich, erwarte ich die Herstellung derselben. Sie ist der erste Wunsch des Königs, und wenn sie jemals nöthig ist, so ist sie es dann, wenn sich die Nation unter den Augen ihres Königs versammelt, um sich auf eine Umschaffung vorzubereiten, die ihr Glück auf immer bevestigen soll. Ich bin, u. s. w.

Auf diesen höflichen Brief sandte Mirabeau folgende Antwort:

In

In Ihrem Briefe, Herr Graf, sind mir zwei Dinge gleich unerklärlich; die Bedeutung, welche Sie dem Worte **Publikum** beilegen, und die Zweifel, welche Sie über die wahre Ursache dessen, was Sie eine **traurige Gährung** nennen, zu haben scheinen. Die Ursachen des allgemeinen Mißvergnügens, daß sie Gährung nennen, sind zu bekannt, als daß ich nicht Ihre Zweifel ganz heben sollte. Das Volk stirbt Hungers; das ist eine Ursache. Diejenigen, denen die königliche Gewalt in dieser Provinz übertragen ist, werden, schon seit vierzig Jahren, des Korndiebstahls beschuldigt; das ist die zweite Ursache. Die Unverschämtheit und Ungerechtigkeit der privilegirten Stände nehmen täglich zu; das ist die dritte Ursache. Man ist aufgebracht, zu sehen, daß, ungeachtet der bekannten Gesinnungen des Königs, ungeachtet seiner deutlichsten Gesetze, der Wohlthat, welche er der Nation erzeigt, Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, oder vielmehr, daß dieselbe durch die vereinte Wuth des Stolzes und der Geldgierde unmöglich zu machen versucht wird; dies ist die vierte Ursache. Man sieht mit Schmerzen, daß das Parlament darauf besteht, die Unglücklichen, welche allein der Hunger verleitet hat, zu bestrafen; daß der Bischoff von Sisteron öffentlich vergiebt, und heimlich sich rächt; daß Sie, gegen Ihre Grundsätze und gegen die natürliche Güte Ihres Herzens, treulosen und ungerechten Bitten, um Vermehrung der Truppen, nachgeben, welche doch, da wo alles ruhig ist, ganz unnöthig sind; welche nicht die bewafnete Hand Dessen seyn dürfen, der keinen Widerstand findet; welche eine Menge von Unglück über diese Provinz bringen werden; und welche zu nichts weiter,

als

als zu dem Stolze und der Rachsucht der Herren Richter dienen können. Dieses sind eine Menge trauriger Ursachen des Mißvergnügens, und ich erspare Ihren Gefühlen noch tausend andere. Nun frage ich Sie, wer ist das **Publikum**, welches durch die **Beweise von Dankbarkeit und Freundschaft**, die ich erhalte, beunruhigt wird. Ihr, die Ihr in den Aemtern sitzt! Werdet Ihr denn nie einsehen lernen, daß Eure Stubengesellschaften, und Eure Schmeichler, und Eure Klienten, nicht das Publikum sind? Stellen Sie Sich vor, Herr Graf, hundert und zwanzig tausend Menschen in den Straßen von Marseille, eine ganze, so betriebsame und so blühende Stadt, verliert einen ganzen Tag Arbeit; vermiethet die Fenster von ein bis zwei Louisd'ors; eben soviel auch die Pferde; der Wagen des Mannes, der bloß allein seine Schuldigkeit that, wird mit Palmzweigen, mit Lorbeerzweigen, und mit Oelzweigen bedeckt; das Volk küßt die Räder; die Weiber bieten ihm ihre Kinder zum Weihopfer dar; hundert und zwanzig tausend Stimmen, von dem Schiffsjungen bis zum Millionair, die alle ausrufen: es lebe der König, und . . . .; vier bis fünf hundert der allerangesehensten jungen Leute, die zu Pferde vor ihm herziehen; drei hundert Wagen, die ihm nachfolgen. Stellen Sie Sich alles dieses vor, und dann haben Sie einen Begriff von der Art, wie ich Marseille verließ, und dann werden Sie einsehen; erstens, daß es eben so unmöglich ist, eine solche Gährung (wenn sie nun einmal diesen Namen haben soll) zu verhindern, als sie zu verursachen; zweitens, daß die Menschen der Knechtschaft der Dankbarkeit näher sind, als den Ausschweifungen der Ausgelassenheit; drittens, endlich daß es für mich

kein

kein anderes Mittel geben könnte, alle diesem auszuweichen, als Extrapost zu nehmen, und zu fliehen, und wie feig und undankbar müßte ich nicht seyn, wenn ich so ausreißen wollte. Oder hat sich etwa gegen Sie, Herr Graf, meine ehrenvolle, aber bedenkliche Begleitung so schlecht betragen, daß Sie zu klagen Ursache haben? Und, wenn dieses nicht ist, warum opfern Sie denn Ihren Feinden Ihre Freunde auf, und beklatschen die, welche Sie auspfeifen? Ich bin, u. s. w.

Am 25ten März kam Mirabeau nach Marseille zurück, und da entstand ein neuer, und höchst gefährlicher Aufruhr, wobei viele Menschen umkamen. Der Commendant der Provinz, der Graf Caraman, eben der, an welchen Mirabeau obigen unverschämten Brief geschrieben hatte, sah sich genöthigt, um die Ruhe herzustellen, dem Grafen die unumschränkte Gewalt zu übertragen, und ihn machen zu lassen, was er für gut fand. Am 26sten März stillte Mirabeau in wenigen Stunden den Aufruhr, den er selbst verursacht hatte.

Mirabeau schrieb einen anonymen Brief von Marseille nach Paris, in welchem er sich unverschämt lobte, und seinen Triumph selbst erzählte. Diesen Brief ließ er in alle Journale einrücken. Die Aufschrift war; **Brief eines Bürgers von Marseille an seinen Freund zu Paris.** Einer meiner Freunde in Paris, der Mirabeaus Charakter ganz kennt, war über diese neue Prahlerei so aufgebracht, daß er folgende Antwort auf diesen Brief in die Journale einrücken ließ.

Ant=

Antwort eines Bürgers von Paris, an den Herrn Grafen von Mirabeau, Bürger von Marseille.

Mein Herr Graf!

Die Gutmüthigkeit des Grafen von Caraman, der an Sie schreibt, um von Ihnen Frieden zu verlangen, und die glückliche Unverschämtheit Ihrer Antwort, haben uns auf einige Augenblicke beschäftigt. Wir bewundern die unschuldige List, mit welcher Sie Sich zwei drohende Briefe von den Lazzaronis zu Marseille schreiben ließen, um dadurch einen so rechtschaffenen Mann, als der Commendant ist, in die Nothwendigkeit zu setzen, Sie bitten zu müssen, daß Sie Ihren Einfluß auf das Volk in der Provence mäßigen möchten. Der König fühlt ganz, was er Ihnen schuldig ist; denn er sieht ein, was Sie hätten thun können. Sie selbst haben die Köpfe wieder gekühlt, die Sie erhitzt hatten, und zur Belohnung für eine so große Uneigennützigkeit verlangen Sie weiter nichts, als die Provinz glücklich zu machen, welche Sie erobert haben. Was ist Ihr Wunsch? Zum Abgesandten für den Bürgerstand gewählt zu werden. Der Pöbel, dessen Tribun Sie sind, vergißt, daß Sie Sich erst dann in seine Arme warfen, nachdem Sie der Adelstand schon abgewiesen hatte, und rächt die Ihnen zugefügte Beleidigung. Er ruft Sie zum Könige des Fischmarkts aus, und Sie halten in den Straßen von Marseille einen Einzug, dessen sich der Herzog von Beaufort nicht zu schämen hätte. Die Erzählung Ihres Triumphs, geschrieben von Ihrer eigenen Hand, ist bis zu uns gekommen, und schon legen die Bilderhändler des Palais Royal Ihr Angesicht neben dem vom Cagliostro zum Kaufe aus. Nur kann ich

ich mich nicht enthalten, Ihnen, mein Herr Graf, der Sie jetzt der Ehre im Schooße sitzen, einen Vorwurf zu machen, gesetzt auch, daß derselbe Sie in dem Genusse Ihres Glückes stören sollte. Da Sie Sich einmal in die Nothwendigkeit gesetzt sehen, Sich selbst zu loben; so frage ich, warum Sie anonym bleiben? Offenherzigkeit besteht darin, seine Fehler und seine Verdienste gleich freimüthig zu gestehen. Da Sie nun selbst bekennen, daß Sie der beredteste Mann unsers Jahrhunderts, ein Rousseau, ein Montesquieu, mit einem Worte, ein großer Mann sind: warum unterschreiben Sie denn dieses Geständniß nicht? Bei der bekannten Rechtschaffenheit Ihres Charakters, hätte man Ihnen auf Ihr Wort geglaubt: statt daß jetzt die Menge der Leser, die nie recht weiß, was sie will, in den satanischen Ausdrücken Ihres marseillanischen Bewunderers weiter nichts als kalte Ironie zu finden wähnt. Paris ist aufgebracht, zu sehen, daß ein schöner Geist aus der Provence (er spreche nun im Ernst, oder er scherze) auf alle Fälle Sie lächerlich macht. Ich mag noch so oft wiederholen, daß Sie selbst den **Brief des Bürgers** geschrieben haben; daß Sie selbst Sich so sehr loben; daß Sie von jeher dieser Methode Sich bedient haben; und daß, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf Sich zu ziehen, Sie wohl zwanzigmal an Sich selbst geschrieben haben: bald über Holland; bald über das Pariser Trinkwasser; bald über den Papierhandel; dies alles entschuldigt Sie nicht. Was! ruft man, konnte er sich denn nicht auf uns verlassen? Wie kann er uns bis zu dem Grade beleidigen, daß er Lobsprüche und Vertheidiger zu Marseille sucht? Was wird Europa sagen? Was werden über uns die Nationen

tionen und die Könige urtheilen, denen er, wie er sehr naiv sagt, so gut bekannt ist? Man wird sagen, wir haben ihn verlassen, wir haben ihn verstoßen, wir haben ihn gezwungen, auf die Bühnen der Provence zu steigen,

„um allen Nationen den gefallenen Mithridat zu zeigen.„

Umsonst werden Sie sagen: Marseille ist die erste Stadt in der Welt; ihre Kaufleute sind Könige, und ihre Boten Gesandte. Vergeblich werden Sie, wie Sertorius, ausrufen:

„Rom ist nicht mehr in Rom; es ist da, wo ich bin.„

Paris wird darüber nur desto untröstlicher seyn. Undankbarer! bedenken Sie, was wir alles für Sie gethan haben! Haben wir Sie nicht unter unsere lärmendsten Schriftsteller gerechnet? Haben wir Sie nicht mit den Linguets und den Bergasse in Eine Klasse gesetzt? Haben wir nicht Ihrem Geschrei und Ihren Broschüren vorzügliche Aufmerksamkeit gegönnt? Haben wir nicht gefühlt, daß Sie nur darum der besonderen Moral entsagt haben, um die allgemeine desto besser ausüben zu können? und daß, wenn der einzelne Mensch dem Grafen Mirabeau nicht trauen darf, das menschliche Geschlecht, im Ganzen, nur desto sicherer auf Ihn zählen kann? Finden Sie in Ihrer Provence Köpfe, die fähig sind, so fein zu distinguiren? Glauben Sie mir, Herr Graf, die Provinzen haben überhaupt ein zu großes Gewissen, und sind nicht im Stande, Ihren Werth einzusehen. Erinnern Sie Sich noch, wie in der Franche-Comte das Schwerdt der Gesetze Sie verfolgte? Erinnern Sie Sich noch

so

so vieler anderer Länder, wo man sichs zur Tugend anrechnet, Sie zu verachten. Nichts bleibt für Sie übrig, als Paris. Wer unterstützt Sie, wer trägt Sie zu Marseille? Der Pöbel, der nicht liest, und der weiter nichts als Ihren Haß gegen den Adel kennt. Aber dieser Pöbel kann kälter werden; er kann seine Bewunderung einem andern Charletan schenken. Ihre Reputation kann vergehen, wie sie gekommen ist. Die guten Provencalen bilden sich ganz getrost ein, man müsse ein gelehrter und ein rechtschaffener Mann seyn, um die Stelle eines Abgesandten, so wie es sich gehört, zu bekleiden. Kommt Ihnen dies nicht lächerlich vor, Ihnen, der Sie wissen, daß man in Paris, ohne das eine oder das andere, die Aufmerksamkeit rege machen kann? Kommen Sie wieder zu uns. Die Provencalen werden schon einen andern Brander finden, um die Flotte, die ihre Abgesandten hieherbringen soll, zu convoyiren. Die geheime Berliner Correspondenz beweist, sowohl Ihre auf das Aeußerste getriebene Uneigennützigkeit, als Ihr Talent zu negociiren, und zeigt zugleich, daß man Sie in geheimen Rollen brauchen muß; und dies kann Marseille, bei dem Lärm, den Sie jetzt machen, gar nicht einsehen. Lassen Sie Ihre langen Arbeiten, wie zum Beispiel Ihre unvergängliche Preussische Monarchie, liegen. Diese Art von Büchern verlangt zu viel; sie will Zeit und Styl haben. Schreiben Sie Broschüren und Pamphlete. Sie haben schon dreißig geschrieben, werden Sie mir antworten. Desto besser; Paris rechnet mit denen, die es liebt, nicht so genau. Wollte Ihnen Jemand den treulosen Rath geben, sich Zeit zu nehmen, sorgfältig zu schreiben, und Ihr Kapital der Nachwelt an den Zins zu geben, wie

der arme Rousseau, oder wie Montesquieu: so hüten Sie Sich ja wohl, einem solchen Rathe zu folgen. Fliehen Sie; kommen Sie hieher, und schreiben Sie in der Minute, und für die Minute. Sie glauben gar nicht, was für ein ungeheurer Vortheil hierin steckt. Schreibt man über die Zeitangelegenheiten: so findet man immer ein erhitztes Publikum, das, in verschiedene Faktionen getheilt, bereit ist, Alles zu lesen. Kommen Sie, und noch einmal sage ich: kommen Sie. Sie können Sich hier große Leibrenten von Schriftstellerruhm erwerben. Wenn man sich so wohl befindet, wie Sie, und so schreibt, wie Sie: so erwirbt man sich leicht einen großen Ruhm, und lebt auch lange genug, um denselben ganz aufzuzehren. Ich bin, u. s. w.

Dies waren Mirabeaus Vorübungen zu der Rolle, welche er sich in Paris und Versailles zu spielen vornahm. a) Dies waren die unmittelbaren Folgen der Zusammenberufung der Reichsstände; aber dies waren die Folgen nicht alle. Die Abgesandten sollten an die Stände die Klagen ihrer Provinzen mitbringen. Jede Stadt, jedes Dorf sollte seinen Abgesandten geschrieben mitgeben, was für Mißbräuche sie abgeschaft, was für neue Verordnungen sie zu haben wünschten. b) Die

Fol-

a) Sed fama constans fuit, ipsum Valentem magna pecunia emptum. Is diu sordidus, repente dives, mutationem fortunae male tegebat, accensis, egestate longa, cupidinibus, immoderatus, & inopi juventa, senex prodigus. *Tacitus* Histor. lib. I.

b) Tiberius, vim principatus sibi firmans, imaginem antiquitatis senatui praebebat, postulata provinciarum ad disquisitionem patrum mittendo . . . . . Igitur placitum, ut mitterent civitates jura atque legatos, *Tacit.* Annal. 3.

Folgen eines so unpolitischen Verlangens zeigten sich bald. Jeder durfte nun laut klagen, und da war auch des Klagens kein Ende. Es ging wie mit dem Wünschen um Regen und schönes Wetter. Was der eine verlangte, darüber beklagte sich der andere; was dem einen recht war, war seinem Nachbar eine Plage; und nun raisonnirte Jeder; Jeder wollte befehlen, umschaffen und verbessern; Niemand gehorchen: die Anarchie war vollkommen, und die Unordnungen fingen an. Freilich hatte Necker Ursachen genug, um die Reichsstände zusammen zu berufen; er sah wohl ein, daß dieses das einzige Mittel war, um den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, oder den Staat mit Ehren bankerott werden zu lassen: aber er sah nicht die weitaussehenden Folgen, welche ein solcher Schritt haben konnte; er sah nicht ein, was doch sein großer Landsmann, Rousseau, schon im prophetischen Geiste gefürchtet und vorausgesagt hatte, und was leider! nur zu wahr befunden worden ist. a)

Nirgendwo waren die Wahltage so lärmend, nirgend war die Gährung so groß, als in Paris. Die Wahl dauerte sechs Wochen lang; und während dieser Zeit stieg die Anarchie und die Verachtung aller Gesetze aufs höchste. Eben das, was Mirabeau in der Provence that, thaten andere in Paris, und endlich fiel der schreckliche Auftritt vor, welcher als die nächste Vorbereitung zu der Revolution angesehen werden kann; ich meine

a) Qu'on juge du danger, d'émouvoir une fois les masses énormes, qui composent la Monarchie Française! Qui pourra retenir l'ébranlement donné, ou prévoir tous les effets, qu'il peut produire? *Rousseau* sur la Polysinodie.

meine die Zerstörung des Hauses des Herrn **Reveillon**. Ich habe die traurige Geschichte von dem vortreflichen Manne selbst erzählen gehört, mit dem ich auf eine sonderbare Weise bekannt wurde. Im Junius dieses Jahres (1790) brachte ich einige Tage in **Windsor** zu, um der herrlichen Aussicht und des Anblicks der, dort so entzückend schönen, Natur zu genießen, und um in der Nähe von **Herschel** und **de Luc** zu seyn. An einem Sonnabend Vormittag wollte ich nach der berühmten Terrasse hingehen, als es plötzlich anfing zu regnen. Ich eilte unter einen Thorweg, welcher dem Hause des Königs gerade gegen über steht, um dort vor dem Regen Schutz und Obdach zu suchen. Unter dem Thorwege fand ich verschiedene andere Personen, welche, eben so wie ich, vor dem Regen Schutz gesucht hatten. Unter diesen zog meine Aufmerksamkeit vorzüglich ein bejahrter Mann, in einem simpeln grünen Rocke, und einer blonden ungepuderten Peruke, auf sich. Es war eine der interessantesten Gesichtsbildungen, die ich je gesehen habe; Verstand und Güte in allen Zügen, mit einem Worte, ein wahrer Apostelkopf. Ich wünschte, den Mann näher kennen zu lernen, und redete ihn auf Engländisch an, er antwortete französisch, und nun hatten wir eine Unterredung, die aber, da der Regenschauer bald vorüberging, nur kurz war. Am Abende desselbigen Tages besuchte ich Herrn de **Luc**, traf dort eben diesen Mann wieder an, und ging dann, in seiner und Herrn de Lucs Gesellschaft, nach Slough, zu Herrn Herschel, wo wir uns eine Stunde aufhielten, und bei einbrechender Nacht wieder nach Windsor zurückkehrten. Immer mehr und mehr interessirte mich der Unbekannte, und ich nahm mir vor, Herrn de Luc

nach

nach seinem Namen zu fragen. Am andern Morgen frühstückte ich bei Herrn de Luc, und brachte drei äusserst interessante, und mir immer unvergeßliche Stunden mit ihm zu, vergaß aber, über der Menge und Wichtigkeit der Dinge, wovon wir sprachen, mich nach dem Namen des Fremden zu erkundigen. Gegen zwölf Uhr Mittags stellte ich mich wieder unter den Thorweg, unter welchem ich am vorigen Tage für den Regen ein Obdach gesucht hatte, um die königliche Familie aus der Kapelle nach ihrem Hause gehen zu sehen. Nicht lange war ich da gewesen, als auch der mir unbekannte Fremde wieder hinkam. Seit gestern waren wir schon näher bekannt geworden; es entstand daher zwischen uns folgendes Gespräch:

Ich. Sie kommen wahrscheinlich hieher, um die königliche Familie aus der Kapelle gehen zu sehen?

Er. Ja, dies ist meine Absicht; und wahrscheinlich auch die Ihrige?

Ich. Ja. Doch da kommen Sie. (Nachdem die königliche Familie vorübergegangen war, fuhr ich fort) Welch ein Unterschied zwischen Versailles und Windsor! Dort geht der König, umgeben von einer dreifachen Wache, mit allem Gepränge eines asiatischen Despoten, durch die Gallerie nach der Messe. Eben so folgt ihm auch die Königin und der Hofstaat nach, und den Zuschauern giebt die Wache durch oft widerholte Stöße zu verstehen, daß man sie nur aus Gnade dort leidet. Hier hingegen kommt der König, ohne Wache, ohne Gepränge, ganz einfach gekleidet, und die Zuschauer auf beiden Seiten freundlich grüßend, aus der Kapelle, mit der Königin am Arm, und seine Kinder folgen nach.

Er. In Versailles ists nun auch anders.

Ich. Freilich! aber vormals war es doch so.

Er. (mit einem unterdrückten Seufzer) Ja wohl.

Ich. Darf ich Sie nach Ihrem Namen fragen?

Er. Mein Name ist ein sehr bekannter, ein sehr unglücklicher Name: ich heiße Reveillon.

Ich. Reveillon? Doch nicht der, dem die Papiermanufaktur in der Rue Montreuil zu Paris gehört?

Er. Derselbe.

Ich. Der, den der Pöbel im vorigen Jahre so abscheulich behandelte?

Er. Derselbe.

Ich. Dann erlauben Sie mir, vortreflicher Mann (indem ich seine Hand ergriff, und sie drückte), erlauben Sie mir, Sie zu versichern, daß alle Rechtschaffenen in ganz Europa, denen Ihre Geschichte bekannt geworden ist, Sie von Herzen bedauren und bemitleiden.

Er. Lassen Sie uns von was anders sprechen; ich bitte Sie darum.

Ich änderte nun den Gegenstand des Gespräches, und besuchte ihn nachher in London, ohne es zu wagen, wieder davon anzufangen. Einst aber, als wir über verschiedene Dinge lange gesprochen hatten, und sehr vertraut geworden waren, sagte ich zu ihm:

Ich. Ich habe eine Bitte an Sie, die ich aber nicht gerne vorbringe, weil ich befürchte, Sie dadurch in Verlegenheit zu setzen.

Er. Worin besteht diese Bitte?

Ich. Ich wünschte, Ihre Geschichte von Ihnen selbst zu hören.

Bei

Bei diesen Worten schien er betroffen und nachdenkend; er schwieg einige Sekunden lang stille, Thränen glänzten in seinen Augen, auf seinem ganzen Gesichte war tiefer Ausdruck von Schmerz, und das infandum jubes renovare dolorem war darauf so deutlich zu lesen, daß mich meine Bitte gereuete. Endlich sagte Er: Sie wissen nicht, mein Freund, was Sie von mir fordern. Indessen will ich Ihre Bitte erfüllen, und meine Geschichte noch einmal, aber gewiß zum letztenmale, erzählen. Hören Sie mir zu, und bedauren Sie mich Unglücklichen.

Ich wurde von sehr armen Eltern geboren, und kam vor funfzig Jahren zu einem Papierfabrikanten in die Lehre. Nachdem ich drei Jahre als Lehrjunge bei ihm zugebracht hatte, wollte er mich nicht länger bei sich behalten. Ich mußte sein Haus verlassen, und war in Paris mehrere Tage ohne Wohnung, ohne Brod, und in zerrissenen Kleidern, die mich kaum vor der Kälte schützten. Dieser schreckliche Zustand brachte mich beinahe zur Verzweiflung; ich war vor Hunger und Kälte schon halb todt, als ich einen meiner Freunde, den Sohn eines Schreiners, unvermuthet antraf. Er bedaurte mich, konnte mir aber nicht helfen, weil er selbst kein Geld hatte: aber er hatte einen Hobel bei sich; diesen verkaufte er, und kaufte aus dem gelösten Gelde Brod für mich. Er ging mit mir zu verschiedenen Papierhändlern, die er kannte, um mir Arbeit zu verschaffen, aber mein elendes Aussehen war Schuld, daß mich Niemand in Dienst nehmen wollte. Endlich kamen wir zu einem, der mir zwar keine Arbeit versprach, aber mir doch erlaubte, in seinem Hause einige Tage zu bleiben. In dieser Zeit beob-

achtete

achtete er mich genau, mein Betragen gefiel ihm, und er behielt mich bei sich. Im Jahre 1752 war ich noch nicht im Stande, mehr als 120 Livres (30 Rthlr.) im Jahre zu verdienen, und als ich den Kaufmann, bei dem ich bisher gearbeitet hatte, verließ, belief sich mein ganzes erspartes Vermögen auf 18 Livres ($4\frac{1}{2}$ Rthlr.). Nun war ich wieder frei, und jetzt nahm ich mir vor, für meine eigene Rechnung zu arbeiten. Ich fing an zu spekuliren, kaufte Papier, und verkaufte es wieder. Noch jetzt erinnere ich mich mit Vergnügen des kleinen Gewinnstes, den mir dieser unbedeutende Handel eintrug. Ich sah mich bald im Besitze von 300 Livres (75 Rthlr.) und einer silbernen Uhr. So habe ich angefangen, und so fuhr ich noch eine Zeitlang fort. Die Regelmäßigkeit meiner Aufführung, und der natürliche Verstand, den man mir zutraute, verschafte mir das Herz und die Hand der vortreflichen Frau, die ich das Glück habe, zu besitzen, und die, in meinem Wohlstande, mein größter Schatz war, so wie sie jetzt mein einziger Trost im Unglücke ist. Durch sie erhielt ich damals Geld, und konnte daher den Papierhandel mehr ins Große treiben. Sparsamkeit, Thätigkeit, Ordnung und Genauigkeit sind die Mittel, durch welche ich reich wurde. Im Jahre 1760 legte ich eine Fabrik an, um Sammtpapier zu verfertigen, und bald wurde diese die erste Fabrik in Paris. Anfänglich hatte ich nur zwölf Arbeiter, aber bald hatte ich Arbeit für achtzig. Meine Glücksumstände verbesserten sich beträchtlich, und ich kaufte das Haus in der Vorstadt St. Antoine, in welchem ich, bis im vorigen Jahre, so glücklich lebte. Ich gab meinen Papierhandel auf, der mir damals gegen 30,000 Livres jährlich eintrug, und be-

schäf-

schäftigte mich nun ganz mit meiner neuen Manufaktur. Ich kaufte noch eine andere Fabrik unweit Paris, und machte dort den ersten Versuch, das geglättete Papier der Engländer nachzuahmen; und der Versuch gelang vollkommen. Ich erhielt für diese Erfindung den, von Herrn Necker, zu Aufmunterung der Künste gestifteten Preis. Nun fing ich an, das holländische Papier nachzuahmen, und auch dies gelang. Jetzt war meine Papiermanufaktur eine der ersten in Europa. Ich beschäftigte und ernährte mehr als 300 Arbeiter in der Manufaktur selbst, und eben so viele außer der Manufaktur, in der Stadt. Ein berühmter Künstler, welcher die Zeichnungen für die Tapeten machte, bekam von mir 10,000 Livres jährlich, außer andern Vortheilen, die er bei mir genoß, und ich bezahlte jährlich bloß für Händearbeit (main - d'oeuvre) mehr als 200,000 Livres. Unter allen meinen Arbeitern herrschte die größte Ordnung; sie liebten mich alle, wie ihren Vater; ihre Kinder versorgte ich; alle waren gern bei mir; keiner verließ mich; und viele von ihnen sind in meiner Manufaktur alt geworden. Während des letzten harten Winters (von 1788 auf 1789) konnte, wegen der ungewöhnlichen Kälte, lange nicht gearbeitet werden, dennoch behielt ich sie alle, und bezahlte sie alle, so wie vorher, und gab noch überdies einigen von ihnen Geld und Holz. Es schien mir Pflicht, so zu handeln, und ich rechne mir diese Handlung keinesweges zum Verdienst an. Ich lebte glücklich und zufrieden, in der frohen Empfindung, alles, was ich war, durch mich selbst geworden zu seyn, und in dem angenehmen Gefühl, der Vater und Wohlthäter einer großen Anzahl von Menschen zu seyn, die durch mich Arbeit und Nahrung

erhiel-

erhielten. In dieser glücklichen Lage befand ich mich, als ich von der Orleanschen Parthie, die seit einiger Zeit so viele Schandthaten in meinem unglücklichen Vaterlande ausgeübt und veranlaßt hat, zum Schlachtopfer ihrer tief versteckten Plane ausersehen, und der Wuth des Pöbels Preis gegeben wurde. Man streuete heimliche Verläumdungen aus, stimmte den Pöbel gegen mich, theilte Geld aus, stellte mich dem Volke als einen Freund des Adels vor, und behauptete, ich wolle den Arbeitern nur funfzehn Sous des Tages bezahlen. Der, durch diese Verläumdungen, gegen mich aufgebrachte Pöbel kam, am 27ten April des vorigen Jahres (1789), unter der Anführung des Abbe Roy, eines bekannten Bösewichts, und meines persönlichen Feindes, zu mir, um mich, wie er sich ausdrückte, in Stükken zu zerreißen. Glücklicherweise war ich nicht zu Hause, als der wüthende Haufe anlangte, sie rächten sich also an einem Strohmanne, dem sie meinen Namen gaben, und den sie vor meinem Hause verbrannten. Zugleich kündigten sie an, daß sie morgen bewafnet wiederkommen wollten. Des folgenden Tages, am 28ten April, versammelten sie sich gegen Mittag wieder, und der rasende Haufe zog gegen mein Haus zu. Schrecken und Furcht gingen vor ihnen her; in allen Straßen, durch welche sie heulend und schreiend zogen, wurden Thüren und Buden verschlossen. Man gab mir Nachricht von ihrer Ankunft, und kaum hatte ich noch Zeit, mich mit meiner Frau zu retten, als sie schon da waren. Umsonst hatte ich eine zahlreiche Wache von Soldaten in mein Haus genommen, und alle Eingänge besetzt. Im Angesichte der Wache, die bestochen war, und daher ganz unthätig blieb, schlugen sie meine Thü-

ren

ren ein, drangen in meinen Garten mit gräßlichem Geschrei, steckten drei verschiedene Feuer an, stürzten in mein Haus, und warfen alles, was sie fanden, in das Feuer; alle meine Kostbarkeiten, meine Wäsche, meine, seit dreißig Jahren gehaltenen, Handlungsbücher, meinen Wagen, ja sogar das im Hofe herumlaufende Federvieh. Nachdem nichts mehr zu verbrennen übrig war, drangen sie in das Haus selbst, und in alle Zimmer desselben, rissen Tapeten, Spiegel und Gemälde von den Wänden, zerschlugen Thüren und Schränke, das Täfelwerk und die Fenster; sogar das marmorne Gesimse der Kamine entging ihrer Wuth nicht. Endlich raubt der rohe Haufe, der Niederträchtigkeit mit Wuth vereinigt, eine beträchtliche Summe Geldes, und andere Kostbarkeiten aus meinen erbrochenen Schränken. Dieser schreckliche Auftritt dauerte über zwei Stunden; dann erst kamen einige Truppen, die versuchten den Pöbel zu zerstreuen, aber der Pöbel wagte es, die Soldaten anzugreifen, und nun entstand ein abscheuliches Blutbad. Ueber zwei hundert Personen wurden in meinem Hause todtgeschossen; über zwei hundert Leichname lagen in den friedlichen Zimmern, die sonst mir und meiner Familie zur Wohnung dienten. Auch der Keller war von Todten, die im Rausche gestorben waren, ganz angefüllt. Der mir verursachte Schade beläuft sich wenigstens auf 200,000 Livres, und durch den Verlust meiner Handlungsbücher habe ich wenigstens noch auf 300,000 Livres verloren; denn seit diesem Verluste weigern sich meine Schuldner, zu bezahlen, und läugnen ihre Schulden ab, die ich ihnen nun nicht mehr rechtskräftig zu beweisen im Stande bin. Außerdem ist mein Kredit größtentheils dahin;

meine

meine Manufaktur zerstört; mein Haus zur Mördergrube gemacht; die Frucht eines langen und thätigen Lebens verloren; und mein Name dem Volke verhaßt. Kaum konnte ich noch vor der Wuth des Pöbels, der mich und meine Frau überall suchte, um uns umzubringen, mein Leben retten. Nirgends war ich sicher, und der Einzige Zufluchtsort, der mir übrig blieb, der Einzige, wo ich Nichts zu befürchten hatte, war die Bastille. Dorthin begab ich mich freiwillig, und dort brachte ich, mit Erlaubniß des Gouverneurs, einige Zeit zu. Noch jetzt darf ich es nicht wagen, in mein Vaterland zurück zu kehren, noch jetzt muß ich, in dem Alter, in welchem ich die Früchte meiner Arbeit ruhig zu genießen hofte, dürftig, einsam, und aus meinem Vaterlande gleichsam verbannt, in der Welt herumirren.

Ich bezeugte dem edeln Manne den lebhaften Antheil, den ich an seinen Schicksalen nahm, und fragte ihn noch, was die Ursache gewesen seyn möge, daß dieser fürchterliche Sturm gerade über ihn losgebrochen sei? O! sagte er, das ist leicht zu erklären. Die Parthie, welche die Umwerfung des Staats beschlossen hatte, und die seither die Nationalversammlung und ganz Frankreich führt, wollte einen Versuch machen, wie groß ihre Macht über das Volk sey; sie wollte gleichsam ihre Kräfte versuchen, um gewiß zu seyn, wie weit ihre Gewalt reiche. Sie wählte zu diesem Versuche einen rechtschaffenen, allgemein geliebten, und von dem Volke beinahe angebeteten Mann, wie mich, in der Voraussetzung, daß, wenn sie im Stande wäre, den Pöbel gegen einen solchen Mann aufzuhetzen, es ihr in der Folge leicht werden würde, es gegen jeden

andern

andern zu thun. Gelang der Versuch, so war die Revolution gleichsam schon gemacht; gelang er nicht, so war es noch nicht Zeit, anzufangen. Er gelang leider! nur zu gut, dieser schändliche Versuch, und seither hat, eben dieselbe Parthie, von ebendenselben Mitteln Gebrauch gemacht, um die scheuslichen Auftritte, im Julius und Oktober des vorigen Jahres, auszuführen.

Dies ist die Geschichte des 27ten und 28ten Aprils des Jahrs 1789, so wie ich dieselbe aus dem Munde des unglücklichen Reveillon selbst gehört habe. Es war der erste vorbereitende Schritt zu der großen Revolution in Frankreich, deren Geschichte ich nun umständlich, aber unpartheiisch, erzählen werde; so wie der Geschichtschreiber thun muß, der, als kaltblütiger Zuschauer, weder von dem Geschrei des Partheigeistes betäubt, noch von dem trügrischen Lichte, das die Verschwornen auf gewisse Gegenstände zu werfen suchen, um andere desto besser zu verbergen, geblendet werden darf. Der Wahrheit zu huldigen, und ihr ein, soviel möglich reines, Opfer zu bringen, ist meine Absicht: treu und wahr, was geschehen ist, zu erzählen, und dadurch meine Zeitgenossen zu unterrichten, und die Nachwelt zu belehren, ist mein Zweck. Alles Leidenschaftliche ist vorsetzlich aus meiner Erzählung verbannt. Nur zwei Leidenschaften habe ich aus meiner Seele nicht verbannen können; Menschlichkeit, und Liebe zur wahren Freiheit, zu derjenigen Freiheit, deren Grundsätze ich mit meiner Muttermilch eingesogen habe. Aus Menschlichkeit, aus Abscheu vor Gewaltthätigkeiten und Mordthaten, habe ich mich über alle Thaten dieser Art stark ausgedrückt, und ausdrücken müssen; aus Liebe zur Freiheit, habe ich hin und wieder

der eben so stark gezeigt, wie wenig das, was man jetzt in Frankreich **Freiheit** nennt, diesen Namen verdiene, und wie sehr ich wünsche, daß die Frankreicher (das Volk, das ich so hoch schätze, und so sehr liebe) dieses einsehen möchten, um wirklich frei zu werden.

Sine ira et studio, quorum causas procul habeo.
TACITUS.

Ich schreibe nichts nieder, von dessen Wahrheit ich nicht, nach der allersorgfältigsten Untersuchung, fest überzeugt bin:, und sollte ich dessen ungeachtet geirrt haben, so werde ich in der Folge meinen Irrthum, sobald ich von demselben durch einen unverwerflichen Zeugen überführt seyn werde, gerne; und für die Belehrung dankbar, zurücknehmen; aber Zeitungsnachrichten, Volksgerüchte, und Broschüren sind keine Quellen, die man mir entgegensetzen muß; denn diese verachte ich. Meine Nachrichten sind aus einer viel zuverlässigern Quelle, und wenn ich von der gewöhnlichen Erzählung abweiche, so geschieht dies nicht, weil ich diese Erzählung nicht kenne, sondern weil ich besser belehrt bin.

Daß ich vorher, ehe ich die Geschichte der Revolution selbst beschreibe, den vormaligen Zustand des Reiches ausführlich und genau beschrieben habe, darin bin ich theils meiner eigenen Ueberzeugung, von der Nothwendigkeit einer solchen Beschreibung; theils auch dem Beispiele eines meiner Lieblingsschriftsteller, dessen Werke ich (um mich eines Horazischen Ausdrucks zu bedienen) Tag und Nacht in den Händen habe, und den ich, mehr noch wegen seiner feinen

nen Bemerkungen, und wegen seiner Kenntniß des menschlichen Herzens, bewundere, als wegen seines Styls, der mir eben nicht vorzüglich, sondern vielmehr gesucht scheint. Dieser Schriftsteller sagt: Ceterum, antequam destinata reponam, repetendum videtur qualis status urbis, quae mens exercituum, quis habitus provinciarum, quid validum, quid aegrum fuerit: ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam caussaeque noscantur.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der französischen Revolution.

Einleitung.

Veritas pluribus modis infracta; primum inscitia Reipublicae, ut alienae, mox libidine assentandi, aut rursus odio adversus dominantes: ita neutris cura posteritatis, inter infensos vel obnoxios. Sed ambitionem scriptoris facile adverseris: obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur; quippe adulationi foedum crimen servitutis, malignitati *falsa* species libertatis inest. Mihi Galba, Otho, Vitellius, nec beneficio, nec injuria cogniti . . . . Incorruptam fidem professis, nec amore quisquam, et sine odio dicendus est.

TACITVS.

In dem gegenwärtigen Abschnitte, werde ich die Geschichte der Revolution und die wichtigsten Auftritte, die seit derselben vorgefallen sind, beschreiben. Diesen Theil meines Werkes unternehme ich mit dem größten Mißtrauen in mich selbst. Zwar habe ich mir alle Mühe gegeben, in Paris, durch Vergleichung der Aussagen der Augenzeugen und der wichtigsten Schriften, die Wahrheit auszufinden, aber ich kann nicht dafür stehen, daß ich dieselbe gefunden habe, und ich bin nun völlig überzeugt, daß es ganz unmöglich ist, eine völlig wahre Geschichte dieses merkwürdigen Zeitpunkts zu schreiben. Schon lange habe ich an historischer Wahrheit und an der Glaubwürdigkeit der Geschichte überhaupt gezwei-

gezweifelt. Schon lange dachte ich, wie ein vortreffli-
cher deutscher Schriftsteller: „Gewißheit ist eine gar
„äußerst seltene Sache in allen Dingen, am meisten
„aber in der Historie“ a) aber nie wurde ich so sehr da-
von überzeugt, als während meines letzten Aufenthal-
tes in Paris. Beinahe über jede wichtige Begebenheit
sprach ich mit Augenzeugen, und beinahe über jede Be-
gebenheit widersprachen sich diese Augenzeugen in allen
Hauptumständen. Die Ursache davon ist leicht einzu-
sehen. Keiner dieser Augenzeugen war ein unpartheii-
scher Zuschauer; jeder hatte sein eigenes Interesse, seine
Parthei, seine vorgefaßte Meinung; jeder war mehr oder
weniger selbst thätig. Jeder sah daher mit Leidenschaft; kei-
ner war ein unbefangener, ein zuverlässiger Zeuge: und,
selbst durch Vergleichung ihrer Zeugnisse, läßt sich der
wahre Hergang der Sache mehr vermuthen als bestimmt
angeben. Ist nun der Geschichtschreiber selbst nicht un-
partheiisch und kaltblütig; ist er selbst für diese oder
jene Parthei eingenommen: so wird seine Geschichte eine
bloße Wiederholung ungegründeter Volkssagen; sie wird
ein bloßer Roman, der für den Philosophen gar keinen
Werth hat; und das sind leider! beinahe alle bisheri-
gen Geschichten der französischen Revolution. Man
kann es einer Geschichte leicht ansehen, in wie ferne die-
selbe wahr ist oder nicht. Sobald der Geschichtschreiber
deklamirt; sobald er einer Parthei ganz Recht, der andern
ganz Unrecht giebt: sobald läßt sich auf die Zuverlässig-
keit seiner Geschichte wenig bauen, so schön dieselbe auch
übrigens geschrieben seyn mag. „In einer Revolu-
„tion, wie die gegenwärtige ist, würde man sich irren,
„wenn man glauben könnte, die Thatsachen lassen sich,

a) Zimmermanns Fragmente. Theil I. S. 36.

„so wie sie nach und nach geschehen, auch sogleich er-
„zählen. Die Gährung der Gemüther, die Lebhaftig-
„keit des ersten Schreckens, die persönliche Gefahr eines
„jeden; alles dieses sind Schwierigkeiten, welche die
„zur Untersuchung der Wahrheit nöthige Kaltblütigkeit
„unmöglich machen. Der erste Tag erzeugt den Irr-
„thum; der zweite vergrößert denselben; der dritte
„breitet ihn aus; und nur die Folge der Zeit zerstreut
„ihn wieder allmählig. In jedem ruhigen Augenblicke
„verschwindet ein falsches Gerüchte, und mancher
„Schriftsteller, der mit seiner Geschichte zu sehr ins
„Publikum geeilt ist, sieht nun mit Verdruß ein, daß
„seine Erzählung ganz unrichtig und falsch war." b)

Als einen Beweis, wie schwer es ist, von demje-
nigen, was vor unsern Augen vorgeht, die Wahrheit
auszufinden, will ich hier nur Eine Anekdote anführen,
die mir, als ich dieselbe zuerst erfuhr, sehr auffiel. In
allen Geschichten der sogenannten Belagerung und Er-
berung der Bastille wird erzählt, ein Grenadier der
französischen Garde habe dem Gouverneur der Bastille,
Hrn. de Launay, sein Ludwigskreuz abgerissen, und
dasselbe sich selbst angehängt. Auch ist es zuverlässig
wahr, daß der Pöbel einen Grenadier der Garde mit
dem Ludwigskreuze im Triumph in den Straßen von Pa-
ris herumgeführt hat. Dennoch ist der Hauptumstand
erdichtet. Niemand konnte Hrn. de Launay sein Lud-
wigskreuz abreißen, weil er damals, als die Bastille
einge-

b) Histoire de France pendant trois mois. p. 4. (Vagus primum et incertus rumor, mox, ut in magnis mendaciis, interfuisse se quidem et vidisse affirmabant. Credula fama inter gaudentes et incuriosos.) *Tacit.* Hist. l. 1.

eingenommen wurde, keines trug. Er hatte bloß ein rothes Band ohne Kreuz im Knopfloche, wie Ludwigsritter im halben Anzuge gewöhnlich zu tragen pflegen. Die Geschichte des erbeuteten Kreutzes verhielt sich folgendermaßen, wie ich von jemand, der den Grenadier, welcher das Kreutz hatte, persönlich kannte, selbst gehört habe. Ein Grenadier der französischen Garde, Namens Peter Heinrich Dubois, gebürtig von Evreux, war mit andern Grenadiers seiner Kompagnie bei Eroberung der Bastille gegenwärtig gewesen, und hatte mit ihnen gefochten. Nach Einnahme der Festung gieng er ruhig wieder nach seiner Kaserne zurück. Auf der Straße bemerkten ihn einige Tagelöhner, die in das Zimmer des Hrn. de Launay eingedrungen waren, und das Ludwigskreuz dort gefunden hatten. Einer von ihnen, der diesen Soldaten bemerkte, rief den übrigen zu: „da geht einer von denen, die sich bei Eroberung „der Bastille ausgezeichnet haben!“ Einer nach dem andern wiederholte dieß, und bald wurden einige Umstände zugesetzt. Ein Nachbar rief aus dem Fenster; „dieß ist der Held, welcher sich am meisten ausgezeichnet hat.“ Ein anderer gegenüber rief: „Er hat „Wunder von Tapferkeit gethan; ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen.“ Endlich nahm der Enthusiasmus so sehr zu, daß alles ausrief; „Dieß ist der „Held, der die Bastille erobert hat.“ Nun dringt der ganze Haufe auf ihn zu, man bemächtigt sich seiner, man umarmt ihn; man führt ihn im Triumph; man befestigt das Ludwigskreuz an sein Knopfloch; man setzt ihn in eine Miethkutsche; einige Patrioten flechten eine Lorbeerkrone und setzen dieselbe auf sein Haupt. Der arme Mensch, der ganz betäubt war, und nicht wußte, was

alles

alles dieses zu bedeuten hatte, schwieg stille und ließ mit sich machen, was man wollte. Er selbst erzählt die Geschichte auf folgende Weise: „Als ich mich von der „Menge umgeben sah, geziert mit einem Kreuze, das „ich nicht mehr verdient hatte als ein anderer; mit einer „Krone auf meinem Haupte, betäubt von dem Hände-„klatschen, dem Bravorufen und dem Freudengeschrei: „so glaubte ich, daß man meiner spotte, und erwar-„tete, daß dieses anscheinende Wohlwollen sich auf eine „schreckliche Weise für mich endigen werde. Aber, als „man mich nach dem Greveplatz brachte, als man mir „dort den blutigen Leichnam des Hrn. de Launay zeigte, „da zitterte ich vor Schrecken, und erwartete alle Au-„genblicke, daß man mich aufhänge, oder mir den Kopf „abschlage.“ Ein Bürger, Namens Nodille, war zu dieser Zeit ganz nahe bei dem Soldaten und bemerkte die äußerste Angst, in welcher sich dieser befand. Er bot ihm daher seine Wohnung an, ließ ihn in sein Haus führen und nahm sich seiner an. Eine Menge Leute kamen, um den Soldaten zu sehen und ihm Geschenke zu bringen, die er aber alle ausschlug. Fünf und zwanzig Mahler verlangten sein Portrait zu mahlen, und einer, Hr. Barbier, mahlte es wirklich. Der Soldat verfiel bald nachher in eine sehr gefährliche Krankheit, aus welcher er sich nur mit Mühe wieder erholte. Nach seiner Genesung brachte er das Ludwigskreuz nach dem Rathhause hin, und erzählte zugleich, auf welche sonderbare Weise er es erhalten hatte. Solche Anekdoten sind lehrreich. Sie zeigen, wie ein Gerücht entsteht, folglich auch, wie die Geschichte entsteht, die weiter nichts als eine Sammlung von Gerüchten ist. Ich wiederhole nochmals, daß ich alle Gerüchte sorgfältig ver-

glichen

glichen habe, und daß, wenn meine Geschichte in vielen Umständen von dem abweicht, was bisher bekannt geworden ist, dieses niemals ohne wichtige Gründe geschehen sey. Mir war es bloß allein um Wahrheit zu thun. Außer den mündlichen und schriftlichen Nachrichten, welche mir mitgetheilt worden sind, habe ich vorzüglich folgende Schriften, über den Anfang der Revolution und über die Eroberung der Bastille, benuzt: Histoire de la France pendant trois mois. La Bastille dévoilée. *Dusaulx* de l'insurrection Parisienne. Procès-verbal des séances & délibérations de l'assemblée générale des électeurs de Paris. Die lezten drei Schriften enthalten die einzigen authentischen Nachrichten über diese merkwürdige Begebenheit, und die lezte Schrift ist ein goldenes Werk; eine Erzählung, wie es noch gar keine in der Welt gegeben hat. Der Verfasser war ein Augenzeuge von allem, was vorgieng, er befand sich die ganze Zeit über auf dem Rathhause, und war selbst Mitglied des Bürgerrathes. Er schrieb eine Geschichte alles dessen, was Tag vor Tag vor seinen Augen geschah; eine bloße, trockne Geschichte, ohne Betrachtungen; nicht einmal seine Empfindungen wagte er zu schildern. Nachdem diese Geschichte geschrieben war, füllte er die Lücken, die sich darin befanden, dadurch aus, daß er von allen denjenigen, welche sich mit ihm zugleich auf dem Rathhause befunden hatten, über jeden Umstand jeden besonders befragte, und alle diese erhaltenen Nachrichten in seine Geschichte eintrug. Dann ließ er in den Zeitungen bekannt machen, daß diejenigen, welche über jene Tage irgend eine Nachricht zu geben hätten, zu ihm kommen und ihm dieselbe mittheilen möchten. Nachrichten kamen in Menge, und alle

diese

diese mit dem Namen derer, die sie mitgetheilt hatten, trug er in seine Geschichte ein, aber nur solche Nachrichten, die sich auf dasjenige bezogen, was auf dem Rathhause vor seinen Augen geschehen war; keine andere nahm er auf. Diese so mühsam ausgearbeitete Geschichte las er in seinem Hause allen übrigen Mitgliedern des Bürgerrathes, die sich bei ihm versammelten, und worunter sich auch Hr. la Fayette befand, vor; jeder Umstand, auch der kleinste, wurde untersucht, bejaht, verneint, bestritten, und worin nicht alle einstimmten, das wurde ausgestrichen. Nachher las er diese schon so weit berichtigte Geschichte der ganzen Versammlung des großen Bürgerrathes vor, welcher ebenfalls die ganze Zeit über auf dem Rathhause gewesen war; ihre Anzahl ist zwischen zwei- und dreihundert. Auch in dieser Versammlung wurde noch vieles, vielleicht zu viel, ausgestrichen; denn nichts blieb stehen, als was alle, die gegenwärtig waren, mit eigener Hand zu unterschreiben versprachen, und auch wirklich unterschrieben haben. Eine solche Geschichte hat nur den Fehler, daß sie nicht vollständig und überhaupt zu trocken ist, aber wahr muß sie seyn, wenigstens in so ferne es überhaupt in der Welt Wahrheit giebt, oder geben kann. Aus dieser und ähnlichen Quellen habe ich die Geschichte geschöpft, die ich jetzt erzählen werde, und ich bemerke dieses hier überhaupt, weil ich zu Ersparung des Raums nicht gesonnen bin bei jedem einzelnen Umstande meine Quellen anzuführen.

Erste Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution, von Eröffnung der Reichsstände, bis zu der Verweisung des Herrn Necker.

Eröffnung der Reichsstände. Neckers Rede. Uneinigkeit zwischen den Ständen. Der Bürgerstand giebt sich den Namen Nationalversammlung. Das Versammlungshaus derselben mit Soldaten besetzt. Berühmte Sitzung des 23 Junius. Letzte Worte des sterbenden Despotismus. Mirabeaus Vorschlag. Neckers Triumph. Aristokraten und Demokraten. Mißlungener Verschwörungsplan des Herzogs von Orleans. Der Erzbischof von Paris wird vom Pöbel mißhandelt. Befehl des Königs an den Adelstand und den geistlichen Stand sich mit der Nationalversammlung zu vereinigen. Vereinigung der drei Stände. Freude des Volks. Ephemerische Schriftsteller. Truppen. Bestechungen derselben. Falsche Gerüchte. Der Pöbel befreit die ins Gefängniß gesetzten Soldaten und der König begnadigt dieselben. Pariser Wahlherren. Nationalversammlung. Mirabeaus schöne Rede. La Fayettes Vorschlag. Verweisung des Hrn. Necker und der übrigen Minister.

Neque solum illis aliena mens erat, qui conscii coniurationis; sed omnino cuncta plebes, novarum rerum studio, Catilinae incepta probabat. Id adeo more suo videbatur facere. Nam semper in civitate, queis opes nulla sunt, bonis invident, malos extollunt; vetera odere, nova exoptant; odio suarum rerum mutari omnia student; turba atque seditionibus sine cura aluntur; quoniam egestas facile habetur sine damno. Sed urbana plebes, ea vero praecepsierat, multis de caussis. Primum omnium, qui ubique probro atque petulantia maxime praestabant; item alii per dedecora patrimoniis amissis; postremo omnes, quos flagitium aut facinus domo expulerat, ii Romam sicuti in sentinam confluxerant.. Ubi regio victu atque cultu aetatem agerent, sibi quisque, si in armis forent, ex victoria talia sperabant. Praeterea iuventus, quae in agris, manuum mercede, inopiam toleraverat, privatis atque publicis largitionibus excita, urbanum otium ingrato labori praetulerant, eos atque alios omnes malum publicum alebat. Quo minus mirandum, homines egentes, malis moribus, maxima spe, Reipublicae juxta ac sibi consuluisse. *SALLUSTII Catilina.*

Der 5 Mai 1789 war der Tag, an welchem die zusammenberufenen Reichsstände sich zum ersten mal

mal in Versailles versammelten. Dieser Tag war ein Festtag für ganz Frankreich. a) Er fieng mit einer feierlichen Messe an. Die Abgesandten der drei Stände des Reichs und der König giengen in Procession nach dem Tempel, durch eine ungeheure neugierige Menge, welche das große Schauspiel herbeigelockt hatte. Die Verschiedenheit der Kleidungen zog zuerst die Aufmerksamkeit des Volks auf sich. Die Geistlichkeit erschien. Die Kardinäle im päbstlichen Purpur; dann die Erzbischöfe und Bischöfe in violett gekleidet, und die Landprediger in schwarz. Darauf folgte der Adel in kurzen spanischen Mänteln, mit reichen Spitzen benäht, und mit hohen weißen Federbüschen auf ihren Hüten, welche, durch den Wind und durch den fortschreitenden Gang derer, die sie trugen, bewegt, majestätisch hin und her schwankten. Dann kam der Bürgerstand schwarz gekleidet, mit stark gepudertem Haar, das ungebunden und los auf den Rücken herabfiel. So zogen sie feierlich in die Messe, und nach Endigung derselben in den für ihre Versammlungen bestimmten Saal. Zum ersten mal, seit hundert und fünf und siebenzig Jahren, waren nun die Stände des Reichs, war die Nation in ihren Stellvertretern wieder versammelt; ein herrlicher, großer, ehrfurchtsvoller Anblick. Der König erhob sich vom Throne, und tiefe Stille herrschte in der Versammlung während er sprach: „Meine Herren, sagte er, der Tag, „den

a) Magnaque ejus diei species fuit, quo senatus majorum beneficia, sociorum pacta, regum etiam, qui ante vim Romanam valuerant, decreta, ipsorumque numinum religiones introspexit, libero, ut quondam, quid firmaret, mutaretve.
TACITUS Annal. l. 3.

„den mein Herz so lange sehnlichst erwartet hat, ist end-
„lich erschienen, und ich sehe mich jetzt mit den Abge-
„sandten des Volkes umgeben, das ich die Ehre habe
„zu beherrschen. Ein langer Zwischenraum ist seit der
„letzten Sitzung verflossen, und die Zusammenberufung
„der Stände war ganz in Vergessenheit gerathen. Den-
„noch habe ich nicht angestanden einen Gebrauch wieder
„einzuführen, durch welchen das Reich neue Kraft er-
„halten kann, und welcher der Nation eine neue Quelle
„von Glück zu versprechen scheint. Die Staatsschuld,
„welche schon bei meiner Thronbesteigung ungeheuer
„war, ist unter meiner Regierung noch angewachsen.
„Ein kostbarer aber ehrenvoller Krieg war Schuld dar-
„an. Die Vermehrung der Auflagen, eine natürliche
„Folge desselben, hat die ungleiche Vertheilung nur desto
„auffallender gemacht. Allgemeine Unruhe und über-
„triebene Neuerungssucht haben sich aller Gemüther
„bemächtigt, und diese Stimmung würde sich in eine
„gänzliche Verwirrung endigen, wenn man nicht eilte,
„durch eine Vereinigung weiser und gemäßigter Rath-
„schläge dem Unheil zu steuren. In dieser Zuversicht,
„meine Herren, habe ich Sie versammelt, und ich be-
„merke mit Vergnügen, daß ich richtig geurtheilt habe,
„denn schon sind die beiden ersten Stände des Reiches
„willig ihren die Auflagen betreffenden Vorrechten zu
„entsagen. Die Hoffnung, die ich mir mache, alle
„drei Stände vereinigt mit mir zum Besten des Staats
„mitwirken zu sehen, wird also nicht vergeblich seyn.
„Schon habe ich meine Ausgaben beträchtlich einge-
„schränkt, und erwarte noch von Ihnen neue Vorschläge,
„die ich mit Freuden annehmen werde. Aber ohngeach-
„tet der strengsten Sparsamkeit fürchte ich dennoch, daß

„ich meine Unterthanen nicht so schnell als ich es
„wünschte von der Last, welche sie jetzo drückt, werde
„befreien können. Ich will Ihnen die Lage der Finan-
„zen auf das genaueste vorlegen lassen, und wenn Sie
„dieselbe untersucht haben, so erwarte ich schon im vor-
„aus, daß Sie mir die kräftigsten Mittel angeben wer-
„den, um eine festgesetzte Ordnung darein zu bringen,
„und den öffentlichen Kredit zu befestigen. Dieses große,
„dieses heilsame Werk, welches das Glück im Innern
„des Königreiches und sein Ansehen im Auslande befe-
„stigen wird, muß vorzüglich der Gegenstand Ihrer
„Berathschlagungen seyn. Die Gemüther sind in Gäh-
„rung, aber eine Versammlung der Abgesandten der
„Nation wird ohne Zweifel nur die Rathschläge der
„Weisheit und Klugheit anhören. Sie wissen selbst,
„meine Herren, daß man bei einigen neuern Vorfällen
„sich von beiden entfernt hat: aber der herrschende
„Geist Ihrer Berathschlagungen wird den herrschenden
„Gesinnungen einer großmüthigen Nation gemäß seyn,
„die sich von jeher durch Liebe für ihre Könige ausge-
„zeichnet hat. Was geschehen ist werde ich vergessen.
„Ich kenne das Ansehen und die Macht, welche ein ge-
„rechter König besitzt, der über ein getreues Volk re-
„giert, das von jeher für die Monarchie Vorliebe ge-
„zeigt hat. Bis jetzt war der Ruhm und die Größe
„Frankreichs auf dieselbe gebaut, mir kommt es zu sie
„zu erhalten, und ich werde nie aufhören es zu thun.
„Aber alles was man von dem zärtlichsten Antheil an dem
„öffentlichen Glück erwarten darf, alles was man von
„einem Herrscher, welcher der erste Freund seines Vol-
„kes ist, verlangen kann, alles dieses können Sie von
„meinen Gesinnungen erwarten. Möge eine glückliche
„Ein-

„Eintracht in dieser Versammlung herrschen, möge der „gegenwärtige Zeitpunkt für das Glück und den Wohl„stand Frankreichs immer unvergeßlich bleiben. Dieß „ist der Wunsch meines Herzens und mein eifrigstes Ver„langen; dieß ist die Belohnung', welche ich für die „Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen und für die Liebe zu „meinem Volke erwarte."

Nach dem Könige hielt der Siegelbewahrer eine Rede und dann Necker, als Finanzminister. Diese begierig erwartete Rede entsprach den Erwartungen nicht, welche man sich gemacht hatte. Zwar bewunderte man einige schöne Stellen; aber die unerträgliche Länge und Weitschweifigkeit; die öftern Wiederholungen; die mit Pomp gesagten Gemeinplätze; die Unverständlichkeit mancher Stellen; die unerwartete Kleinheit der angegebenen Hülfsmittel; das Schwankende und Unbestimmte; der gänzliche Mangel an einem festen Plan; die Nichterwähnung des Wortes **Konstitution**; der unbedingte Gehorsam, den er für die Befehle des Königs von den Stellvertretern der Nation verlangte; die Klassifikation der Gegenstände, über welche die Versammlung sich berathschlagen sollte; die lange und unpolitische Herzählung der Mittel, durch welche sich der König hätte helfen können, ohne die Stände zusammen zu berufen; die Scheingründe, mit denen er das System der Anticipationen nicht nur entschuldigte, sondern sogar vertheidigte; die Lobrede auf die Diskontokasse; die Empfehlung der ostindischen Kompagnie; die Vertheidigung der Vorrechte der privilegierten Stände; die Beweise, daß nach Ständen und nicht nach Köpfen gestimmt werden, oder daß wenigstens die eine Art zu stimmen mit der andern abwechseln müsse; das beständige

dige

dige Lavieren, zu einer Zeit, wo alle Segel aufgespannt waren; die Schwäche der Regierung und des Finanzministers, welche überall durchblickte: alles dieses tadelte man, und zwar mit Recht, an Neckers Rede. Seinen Versprechungen traute man nicht; diese waren zu groß, als daß sie hätten wahr seyn können.

Nun waren also die Reichsstände versammelt, aber die ersten zwei Monate verstrichen zwischen beständigen Streitigkeiten der Stände unter sich. Die Stände waren uneinig, und von allen drei Ständen war der Bürgerstand der Einzige, der unter sich selbst einig war; dies gab ihm große Kraft, ein großes Uebergewicht über die andern beiden Stände. Der Adelstand nahm lauter unrichtige Maaßregeln, und wollte durch Gewalt erzwingen, was er nur durch Bitten hätte erhalten können. Der Bürgerstand suchte seine Vorrechte auszudehnen; der Adel die seinigen zu erhalten; und die Geistlichkeit sah ruhig und unthätig dem Streite zu, um sich zu der überwindenden Parthei zu schlagen. Der König allein wünschte Frieden und Eintracht; er allein that alles, um die Gemüther zu vereinigen. Er schrieb an die drei Stände, wie unangenehm es ihm sey, die Nationalversammlung (so nannte sie der König selbst, schon damals a)) unthätig zu sehen. Er bat, die Berathschlagungen anzufangen: er bat; er befahl nicht. Der Adelstand nahm den Vorschlag des Königs nicht an, sondern blieb auf seiner Meinung, und wollte gar nicht nachgeben. Dadurch fing der Plan, den einige Mitglieder des dritten Standes gemacht hatten, um den Adelstand zu unterdrücken (weil bekannt

a) Mémoires du Comte de Lally-Tolendal. p. 23.

bekannt war, daß er die Erhebung des Herzogs von Orleans nie zugeben würde), weit früher an, sich zu entwickeln, als sonst geschehen wäre. Gerade der Widerstand des Adels; die unbesonnene Vertheidigung aller seiner Vorrechte; die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf Kleinigkeiten bestand; waren Ursache, daß er sein größtes Interesse aus den Augen verlor, und dem Bürgerstande die Waffen, ihn zu stürzen, selbst in die Hand gab. Der Bürgerstand behauptete nun, daß keine Verschiedenheit der Stände mehr Statt haben solle, und daß Er allein die Nation vorstelle. Der Bürgerstand war hier mit sich selbst im Widerspruche. Eilf Tage vorher, am sechsten Junius, hatte er beschlossen: „Keiner der Stände habe das Recht, ausschließenderweise die Nation vorzustellen. Die Geistlichkeit sey nicht die Nation; der Adelstand sey nicht die Nation; der Bürgerstand sogar, ob er gleich den größten Theil derselben ausmache, könne nicht als die Nation angesehen werden."

Den 17ten Junius 1789 gab sich der Bürgerstand, auf den Vorschlag des Abbe Sieyes (des vertrauten Freundes des Herzogs von Orleans), den Namen Nationalversammlung. Dies war der Zeitpunkt, von welchem das Wohl Frankreichs abhieng. Sobald sich der Bürgerstand den Namen Nationalversammlung gab, hätten die Geistlichkeit und der Adel sich vereinigen, und den Namen des Oberhauses annehmen sollen. Herr von Montesquieu schlug dieses dem Adel vor, aber vergeblich, und dadurch ging der kostbarste Augenblick unwiederbringlich verloren. Wäre dieser Vorschlag angenommen worden: so hätte Frankreich eine Konstitution bekommen, die alle Vorzüge der Englän-

ländischen, ohne ihre wesentlichen Fehler, gehabt haben würde, weil in Frankreich die Nationalversammlung die Gemeinen in richtigerem Verhältnisse, als in England das Unterhaus, vorgestellt hätte. Aber im Buche der Schicksale war geschrieben, daß dieses nicht geschehen sollte: so großes Glück war Frankreich nicht bestimmt.

Ein Theil des Adels und der Geistlichkeit vereinigten sich mit der Nationalversammlung; diese stellte nun, da sie aus allen drei Ständen bestand, die Nation wirklich vor, und fing auch sogleich ihre Berathschlagungen an. Alle Mitglieder schworen den Eid, und Herr Bailly wurde zum Präsidenten erwählt. Ihr erster Beschluß war, daß künftig nur diejenigen Abgaben bezahlt werden sollten, welche von der Nationalversammlung bewilligt wären, und daß die Nation die Bezahlung aller Schulden des Staates auf sich nehme. Durch diesen Beschluß hatte die Versammlung die mächtigste und größte Parthei im Königreiche, die Wechseljuden und Papierhändler, auf ihrer Seite, und gegen diese Parthei vermochten alle Gutsbesitzer, und selbst der König nichts.

Der Adel und die Geistlichkeit suchten nun die ferneren Sitzungen dieser sogenannten Nationalversammlung zu verhindern, und am 20ten Junius, während der König von Versailles abwesend und zu Marly war, wurde das Haus, worin sie sich versammelten, mit Soldaten umgeben, welche den Mitgliedern den Eingang verwehrten. Aber sie gingen nach dem Ballhause, und hielten dort eine Sitzung, worin sie sich durch einen neuen Eid verbanden, nicht auseinander zu gehen, bis die neue Konstitution vollendet sey. Am 22ten Junius

nius wollte die Nationalversammlung wiederum im Ballhause Sitzung halten, aber der Zuschauer war eine so große Menge, daß für die Mitglieder nicht Platz genug übrig blieb; sie begab sich daher nach der Kirche, und sobald sie dort war, vereinigten sich 149 Mitglieder der Geistlichkeit mit ihr.

Am 23ten Junius wurde die berühmte königliche Sitzung gehalten, die alle Gemüther erbitterte, und gerade das verursachte, was man durch diese Sitzung hatte verhüten wollen. Der König ward zu dieser Sitzung von seinen Rathgebern beinahe gezwungen. Man stellte ihm vor: er müsse sein Ansehen zeigen; nicht nur er selbst, sondern sein Königreich komme in Gefahr, wenn er zuviel nachgäbe. Durch solche Gründe ließ er sich bewegen, seine ganze Macht und sein ganzes Ansehen an diesem großen Tage zu gebrauchen, und der Erfolg war, daß er die allerüberzeugendsten Beweise erhielt, daß ihm weder Macht noch Ansehen übrig geblieben sey.

Am 23ten Junius ward das Versammlungszimmer der Reichsstände mit Soldaten umringt; die Geistlichkeit und der Adel kamen allmählich an; eine ungeheure Menge von Zuschauern sah sie ankommen, aber die Menge knirschte mit den Zähnen, und klatschte ihnen nicht, wie sonst wohl geschehen war, Beifall zu. Gegen zehn Uhr erschien der Herzog von Orleans, und ihn, ihn allein, empfing die Menge mit Beifallklatschen und lautem Jubel und Freudengeschrei. Die Erzbischöffe und Bischöffe wurden alle, so wie sie nach einander anlangten, ausgezischt und ausgepfiffen. Der Adel und die Geistlichkeit hatten schon ihre Plätze eingenommen, aber die Nationalversammlung wurde noch nicht

hereingelassen, sondern mußte lange vor dem Hause, unter einem hölzernen Obdache, daß den fallenden Regen kaum abhielt, warten. Mirabeau drang darauf, daß die Thüren geöfnet werden sollten, und endlich geschah es. Die Nationalversammlung nahm in dem Saale den ihr bestimmten Platz ein, aber allen Zuschauern wurde der Eingang verwehrt. Der König erschien. Er setzte sich auf den am Ende des Saals für ihn bestimmten, und auf einer Erhöhung angebrachten Thron. Zur Rechten saß ihm die Geistlichkeit; zur Linken der Adel; am andern Ende des Saals, dem Könige gegenüber, die Mitglieder der Nationalversammlung. Vor dem Könige saßen, auf niedrigen Stühlen, die Minister, und vier Herolde saßen in der Mitte des Saals. Bei der Größe, Majestät und Pracht dieses Einzigen Schauspiels fiel nichts so sehr auf, als daß der für Neckern bestimmte Stuhl leer und unbesetzt war. Gerade deswegen, weil er fehlte, sah man vorzüglich nur ihn.

Tiefe Stille und bange Erwartung herrschten in der Versammlung, als der König sich vom Throne erhob, und folgende Rede hielt: „Meine Herren! Ich „glaubte Alles, was in meiner Macht war, zum Besten meines Volkes gethan zu haben, als ich den Entschluß faßte, Sie zusammen zu berufen; als ich alle „die Schwierigkeiten, welche sich bei dieser Zusammenberufung zeigten, aus dem Wege räumte; als ich „gleichsam dem Wunsche der Nation zuvorkam, indem „ich schon im voraus erklärte, was ich für ihr Glück zu „thun gesonnen sey. Es schien mir, daß Ihnen weiter „nichts zu thun übrig bleibe, als mein Werk zu endigen, und die Nation erwartete mit Ungeduld die Zeit,

„wo,

„wo, durch die wohlthätigen Absichten des Monarchen, „und den aufgeklärten Eifer ihrer Stellvertreter, sie „alle das Glück und den Wohlstand würde geniessen „können, welche sie von einer solchen Vereinigung hof- „fen durfte. Nun sind die Reichsstände seit beinahe „zwei Monaten versammelt, und noch haben sie nicht „einmal über die Präliminarien ihrer Arbeit einig wer- „den können. Eine völlige Einigkeit hätte, schon allein „aus Vaterlandsliebe, entstehen sollen, und statt der- „selben, beunruhigt die traurige Zwietracht alle Ge- „müther. Ich will glauben, und ich finde Freude an „dem Gedanken, daß die Frankreicher noch unverän- „dert sind. Um aber den Vorwürfen, die ich ihnen „machen müßte, auszuweichen, will ich denken, daß „die Erneuerung der Reichsstände nach einem so lan- „gen Zwischenraume; die Unruhen, welche vorhergin- „gen; der Zweck dieser Zusammenberufung, der so „sehr von denen verschieden ist, um welcher Willen sich „Ihre Voreltern versammelten; die Einschränkung der „Vollmachten; und noch viele andere Umstände, noth- „wendigerweise Uneinigkeit, Streit und übertriebene „Ansprüche haben verursachen müssen. Ich bin es dem „Wohl des Reiches, ich bin es mir selbst schuldig, die- „ser schädlichen Zwietracht ein Ende zu machen. In „diesem Entschlusse, meine Herren, habe ich Sie jetzt „von neuem um mich her versammelt. Als der Vater „meiner Unterthanen, und als der Vertheidiger der „Gesetze meines Königreiches, komme ich, Ihnen den „wahren Geist dieser Gesetze in Erinnerung zu brin- „gen, und alle darauf zu machenden Eingriffe zurück „zu halten. Nun aber, meine Herren, nachdem ich die „gegenseitigen Rechte der verschiedenen Stände deutlich

„bestimmt habe, so erwarte ich von dem Patriotismus
„der ersten beiden Stände; von ihrer Anhänglichkeit
„an meine Person; von der Kenntniß, die sie von den
„Uebeln haben, welche den Staat drücken; daß sie, in
„Dingen, welche das gemeine Beste betreffen, die er-
„sten seyn werden, die eine Vereinigung von Meinun-
„gen und Gesinnungen vorschlagen werden; eine Ver-
„einigung, welche in dem gegenwärtigen kritischen Zeit-
„punkte nothwendig ist, und welche zum Heil des Staa-
„tes dienen wird.„

Hierauf las der Siegelbewahrer, im Namen des Monarchen eine Erklärung vor, vermöge welcher der König, um der Ordnung, der Schicklichkeit, ja sogar um der Freiheit der Meinungen willen, ausdrücklich gebot, daß keine Zuschauer zu den Berathschlagungen der Stände zugelassen werden sollten, und vermöge welcher er alles, was die Nationalversammlung bisher gethan hatte, für null und nichtig erklärte. Dann stand der König abermals auf, und fuhr in seiner Rede fort. Darauf las der Siegelbewahrer ein Verzeichniß der Gegenstände vor, über welche die Reichsstände sich berathschlagen sollten, und nachher fuhr der König wiederum fort: „Wenn Sie mich, meine Herren, in ei-
„ner so schönen Unternehmung verlassen, so will ich
„Allein mein Volk glücklich machen; allein will ich
„mich als seinen wirklichen Stellvertreter ansehen.
„Bedenken Sie, meine Herren, daß keiner Ihrer Pla-
„ne, keiner Ihrer Beschlüsse gesetzmäßige Gültigkeit
„hat, ehe er von mir genehmigt ist. Ich bin daher der
„natürliche Aufrechthalter Ihrer gegenseitigen Rechte,
„und alle Stände des Staats können sich auf meine
„billige Unpartheilichkeit verlassen. Jedes Mißtrauen

„von

„von Ihrer Seite wäre eine große Ungerechtigkeit.
„Bisher habe ich allein alles für die Wohlfahrt meines
„Volkes gethan, und vielleicht ist es ein seltenes Bei-
„spiel, daß ein Monarch allen seinen Ehrgeitz darin
„suche, seine Unterthanen dahin zu bringen, daß sie sich
„doch endlich einmal untereinander verstehen, und sei-
„ne Wohlthaten annehmen.„ Endlich beschloß der Kö-
nig diese merkwürdige Sitzung mit folgenden Worten:
„Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich sogleich zu
„trennen, und morgen, Jeder in dem seinem Stande
„bestimmten Saale, zu erscheinen, um dort Ihre
„Sitzungen zu halten.„ Diese letzten Worte des Kö-
nigs machten einen tiefen Eindruck auf alle Gemüther.
Also befiehlt der Monarch, sagte einer zum andern,
er befiehlt also, in der Versammlung der Stände des
Reichs. Leises Gemurmel des Unwillens ging von ei-
nem Ende des Saals zum andern; Aller Augen waren,
mit einem unterdrückten Seufzer, gegen den leeren
Stuhl des Finanzministers Necker gerichtet; auf den
Gesichtern der Abgesandten, und in ihren Blicken, las
man deutlich die Worte: „Nun wissen wir, warum
„Dieser fehlt! Er ist zu rechtschaffen, um bei einem
„solchen Auftritte gegenwärtig zu seyn!„ Die oben
angeführten letzten Worte des Königs, mit denen er
die Sitzung des 23ten Junius beschloß, waren zugleich
die letzten Worte des sterbenden Despotismus, der noch
einmal alle seine Kräfte zusammenrafte, sein Haupt in
die Höhe hob, stark und vernehmlich das Machtwort:
Ich befehle! aussprach, und dann ohnmächtig und
kraftlos auf immer dahin sank.

Der Adel und die Geistlichkeit folgten dem König-
lichen Befehl, verließen den Saal und gingen ausein-
ander,

ander, aber die Nationalversammlung blieb. Bald erschien der Ceremonienmeister: „Sie haben, meine „Herren, sagte er, den Befehl des Königs gehört?„ — „Ja! wir haben gehört, was man dem Könige zu sagen aufgetragen hat, antwortete Mirabeau, wir haben es gehört; aber Sie, mein Herr, Sie haben hier weder Sitz noch Stimme, Sie haben nicht einmal das Recht, zu sprechen, und Ihnen kommt es gar nicht zu, uns den Befehl des Königs ins Gedächtniß zurück zu rufen. Und, um recht deutlich zu sprechen, erkläre ich Ihnen hiemit, daß wir unsere Plätze nicht anders als durch Gewalt, durch die Macht der Bajonetter genöthigt, verlassen werden.„ Alle übrigen Mitglieder der Nationalversammlung riefen einstimmig: „**Dies sind die Gesinnungen der Versammlung!**„ und so war die Revolution geschehen, die Macht des Königs vernichtet, und der Despotismus gestürzt!

Der Ceremonienmeister verließ den Saal, und eine tiefe Stille herrschte in der Versammlung, deren Mitglieder nun über das, was sie im Enthusiasmus gethan hatten, kaltblütig nachdachten. Herr **Camus** brach zuerst das Stillschweigen, und that den Vorschlag, in dem genommenen Entschlusse zu beharren. Einige andere Mitglieder sprachen, und die Nationalversammlung erklärte einstimmig, daß sie auf allen ihren gefaßten Beschlüssen bestehe. Nun stand abermals Mirabeau auf, und schlug vor, die Personen der Abgesandten der Nation für unverletzbar zu erklären. Furchtsamkeit gab ihm wahrscheinlich diesen Vorschlag ein: indessen nahm die Nationalversammlung denselben an, und beschloß, daß alle Mitglieder ihrer Versammlung unverletzbar seyn, und daß Jeder, der es wagen werde,

werde, Hand an einen von ihnen zu legen, er möge dazu Befehl haben, von wem er wolle, für ehrlos, für einen Vaterlandsverräther erklärt werden solle, und des Todes schuldig sey.

Während dieses in dem Saale der Reichsstände geschahe, war der König nach seinem Pallaste zurücke gekehrt. Er wurde auf seinem Wege von einer großen Volksmenge begleitet, welche ihm bis in die Zimmer des Pallastes nachfolgte, und auf mancherlei Weise ihre Unzufriedenheit zu erkennen gab. Die Nationalversammlung ging, nachdem sie den obigen Beschluß gefaßt hatte, zu Herrn Necker, und bat ihn, der Nation und dem Könige getreu zu bleiben, und seine Stelle nicht niederzulegen. Gegen halb sieben Uhr des Abends versammelte sich das Volk vor Neckers Hause, und rief zu wiederholtenmalen: „Es lebe Necker! Hoch lebe Necker!„ Necker erschien. Man rief ihm zu: „Bleiben Sie?„ und er antwortete: „Ja! ich bleibe; ich bleibe bei Ihnen!„ Nun erschallte es aufs Neue aus Aller Munde: „Hoch lebe der König! Hoch lebe Necker!„ Der Minister war über diesen Auftritt so gerührt, daß er sich auf einige Augenblicke entfernte, und in sein Zimmer einschloß; dann erschien er aufs neue, gebot mit der Hand dem versammelten Volke Stillschweigen, und sagte: „Ja, meine Herren, ich „bleibe bei Ihnen, und sollte es mir auch das Leben „kosten; ich habe es dem Könige versprochen, und er „hat mein Wort gütigst angenommen. Nur bitte ich „Sie, meine Herren (indem er sich zu den Mitgliedern der Nationalversammlung wandte), „alle die Sanftmuth, die „Standhaftigkeit und die Tugend anzuwenden, deren „Sie fähig sind; um Alles zum Besten zu lenken.„

Noch

Noch einmal rief jetzt das Volk: „Hoch lebe Necker!
„Er bleibt bei uns! Er ist unser Vater und unser
„Rathgeber!„

Dadurch, daß Necker in der königlichen Sitzung nicht gegenwärtig gewesen war, that diese Sitzung nicht nur gar keine, sondern sogar eine, derjenigen, welche man erwartet hatte, ganz entgegengesetzte Wirkung. Der Minister, so sprach man, verabscheut selbst diesen auffallenden Schritt des Despotismus. Necker war nicht da, sagte man, weil er die Sitzung mißbilligte. a) Von diesem Tage an entstanden in Paris zwei Parthien, diejenigen, welche für die königliche Gewalt waren, wurden **Aristokraten** genannt; diejenigen, welche die Rechte des Volkes vertheidigten, hiessen **Demokraten.**

Ohne sich an den Befehl des Königs zu kehren, setzte die Nationalversammlung ihre Sitzungen fort. Gleich am folgenden Tage, am 24ten Junius, vereinigte sich der größte Theil der Geistlichkeit mit der Versammlung, und ein Brief des Herrn Necker wurde vorgelesen, worin er der Nationalversammlung für das ihm bewiesene Zutrauen dankte. Am 25ten Junius kamen 47 Mitglieder des Adelstandes, mit einem Prinzen vom Geblüte, dem **Herzoge von Orleans**, an ihrer Spitze, um sich mit der Nationalversammlung zu vereinigen. Unter den 47 Adelichen waren die meisten solche, die von dem Könige, der Königin, und den Ministern, mit Gnadengehalten, Wohlthaten und Geschenken überhäuft worden waren. Anfänglich fiel dem Volke diese Undankbarkeit auf; aber die Pariser sagten: „Diese

a) S'il n'y a point assisté, c'est qu'il ne l'approuvoit pas.

„Diese Herren wollen die Entstehung ihres Glückes dem „Könige, und die Erhaltung desselben dem Bürger„stande zu verdanken haben.„ a) Dieser witzige Einfall galt für eine Erklärung ihres unbegreiflichen Betragens. Die Vereinigung der Verschwornen, oder der Orleanschen Parthei, mit der Nationalversammlung, war, wie man seither erfahren hat, ein fein angelegter Plan, und am 25ten Junius hätte die Verschwörung ausbrechen sollen, wenn sie nicht durch die unerwartete Standhaftigkeit des Adels verunglückt wäre. Eine Menge Volks wurde um den Saal der Nationalversammlung versammelt; eine Menge Meuchelmörder waren von Paris gekommen, hatten sich unter das Volk gemischt, und bei demselben den Haß gegen den Adel durch alle möglichen Mittel angefacht; sogar einige Mitglieder der Nationalversammlung, welche um die Verschwörung wußten, waren mit Dolchen bewafnet in die Versammlung gekommen. Nachdem alle diese Zurüstungen gemacht waren, that der Herzog von Orleans dem Adelstande den Vorschlag, das ganze Korps solle sich zu der Nationalversammlung verfügen, nicht um sich mit ihr zu vereinigen, sondern bloß allein um ihr zu sagen, daß nun die Vollmacht eines jeden ihrer Mitglieder untersucht sey, und daß sie sich dem zufolge für den wirklichen Stellvertreter des Adels ansehen. Der Herzog wollte durch diesen Vorschlag den Adel auf eine hinterlistige Weise in die ihm gelegte Falle locken: denn der Plan war, daß, sobald der Adel, mit dem Herzoge an seiner Spitze, in den Versammlungssaal eingetre-

a) Ils veulent, disoit-on, tenir leur fortune du Roi, & la maintenir par le Tiers.

getreten seyn würde, dann, gleichsam im Enthusiasmus der Freude, die Mitglieder der Nationalversammlung durch Akklamation den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreiches, das heißt, zum Vicekönige, zum Protektor, ausrufen sollten. Der Adel würde dies, das konnten sich die Verschwornen leicht denken, aus Anhänglichkeit an den König nicht zugeben, und darum waren die Meuchelmörder von Paris gekommen, um alle, die sich widersetzen würden, zu ermorden. Ob in diesem Plane noch mehr Mordthaten enthalten waren, oder nicht: dies läßt sich jetzo noch nicht zuverlässig angeben. Der Plan mißlang, theils, wie ich schon gesagt habe, durch die unerwartete Standhaftigkeit des Adels, welcher den Vorschlag des Herzogs nicht annahm, theils durch die Feigheit des Herzogs selbst. Diese Feigheit war auch Ursache, daß die ganze Sache zur Untersuchung kam, und bekannt wurde, da man dieselbe wahrscheinlich sonst nicht würde erfahren haben. Der Herzog hatte sich von dem Marquis von Sillery den Vorschlag, welchen er thun sollte, aufschreiben lassen. Nachdem er nun angefangen hatte, denselben in der Versammlung des Adelstandes vorzulesen, so wurde ihm, indem er sich die Folgen dieses Vorschlages, und seine persönliche Gefahr dabei dachte, so bange, daß er während des Lesens ohnmächtig daniedersank. Man drängte sich um ihn, und riß seinen Rock und seine Weste auf, um ihm Luft zu geben: aber mit Erstaunen fand man, daß der Herzog sechs bis acht dünne Westen übereinander, und auf der bloßen Brust ein dickes Stück Pappedeckel trug. Sechs bis acht dünne Westen im Junius, an einem heißen Sommertage! und ein Stück Pappdeckel! Was für

Meuchel-

Meuchelmörder hat denn der Herzog zu fürchten, daß er sich so wohl vorsieht? Diese und andere ähnliche Reden giengen von Mund zu Mund: aber bald erholte sich der Herzog wieder und zog dann mit seinen 47 Mitverschwornen in die Nationalversammlung, um sich mit ihr zu vereinigen. Die Meuchelmörder, welche noch nicht wußten, daß der Plan mißlungen war, wiegelten das Volk auf und drangen mit demselben vereinigt und unter dasselbe gemischt auf die Soldaten zu, welche vor der Thüre des Saales die Wache hatten. Sie warfen diese Soldaten über den Haufen, sprengten die Thüren ein, und stürzten in den Saal. Hier fanden nun die Meuchelmörder mit Unwillen, daß die Schlachtopfer, welche sie suchten, nicht vorhanden waren und begaben sich wieder hinweg, nachdem sie sich vorher von dem Presidenten der Nationalversammung hatten versprechen lassen, daß künftig dem Volke alle Thüren offen stehen sollten.

Ein großer Theil des Adels und der Geistlichkeit hielt indessen noch immer seine Sitzungen besonders und von der Nationalversammlung getrennt. Unter den letztern befand sich auch der Erzbischof von Paris, ein Mann von vortrefflichem Karakter, dessen Liebe zu dem Volke und dessen Mildthätigkeit gegen die Armen allgemein bekannt sind. Aber gerade gegen diesen vom Volke beinahe angebeteten Prälaten hatte die im Finstern arbeitende Parthei das Volk aufgewiegelt: man weiß nicht, ob aus Privathaß; oder um ihre Stärke zu versuchen und ihre Kräfte zu üben; oder aus irgend einer andern Absicht. a) Der Erzbischof wurde als ein eifriger Aristo-

a) Nobilitas, opes, omissis gestique honores pro crimine, et ob virtutes certissimum exitium. *TACITUS.*

Aristokrat ausgeschrien; als derjenige, welcher die königliche Sitzung des 23sten Junius veranlaßt habe und der immer gegen das Volk votire. Am 25 Junius, da er aus dem Versammlungssaale nach Hause fuhr, verfolgte ihn der Pöbel, von den Meuchelmördern aufgewiegelt, die eben aus dem Saale der Nationalversammlung, wohin sie vergeblich gegangen waren, zurückkamen. Ein Regen von Steinen flog nach dem Erzbischof, und nur mit Mühe rettete er sein Leben durch die Schnelligkeit seiner Pferde, und durch die Unerschrockenheit seines Kutschers. Der Pöbel umringte sein Haus, und obgleich die Schweizergarde, die französische Garde und die Garde du Corps ihm zu Hülfe kamen; so vermochten doch alle diese nichts gegen das wüthende Volk; der Haufe gieng nicht eher aus einander, als bis der Erzbischof eine Erklärung ablesen ließ, worin er versprach sich mit der Nationalversammlung zu vereinigen. a) Am 26 Junius erschien der Erzbischof in der Nationalversammlung und der President machte ihm ein schönes Kompliment über die Größe seiner Seele, die ihn bewege um des Friedens und der Eintracht willen sich freiwillig mit der Nationalversammlung zu vereinigen. Auf diese Weise hat sich die Nationalversammlung sowohl als der Pariser Bürgerrath während der ganzen Revolution betragen: immer zwangen sie andere, mit dem Dolch auf der Brust, zu thun, was man von ihnen verlangte, und wenn denn diese feig genug waren, ihr Leben mehr zu achten als ihre Ehre, und in das Verlangte einzuwilligen, dann machten

a) Ces prémiers mouvements, fortuits pour la plupart des spectateurs, ne l'étoient, ni pour ceux qui réflechissoient, ni pour ceux qui agissoient. Ces mouvements en annonçoient d'autres, ils menaçoient la France entiere. *Mémories de Lally-Tolendal,* p. 48.

ten sie ihnen schöne Komplimente über ihre edle und großmüthige Aufopferung. Dieß geschieht nicht ohne Absicht: die Provinzen sowohl als das übrige Europa lassen sich dadurch täuschen; und hierauf wird vorläufig gerechnet. Außer dem Erzbischofe von Paris vereinigten sich in derselbigen Sitzung noch einige Bischöfe mit der Versammlung, weil sie wohl einsahen, daß sie ohne diesen Schritt in beständiger Lebensgefahr seyn würden.

Um der Nationalversammlung mehr Ansehen zu geben, ließ man in Paris im Namen der Bürger eine Addresse verfertigen und der Versammlung überreichen. In dieser Addresse gaben die Pariserbürger der Nationalversammlung ihre Anhänglichkeit, ihre Dankbarkeit und ihre Bewunderung zu erkennen, und versprachen, allen ihren Befehlen pünktlich zu gehorchen.

Der Monarch, dieser vortreffliche König, dem es aufrichtig um das Wohl der Nation zu thun war, sah mit Schmerzen die beständig fortdauernde Uneinigkeit unter den Ständen; er fühlte mit Kummer, daß er seine Gewalt ganz verloren hatte, und daß seine Befehle unbedeutend waren und unbefolgt blieben. Er fand sich in einem Labyrinthe, aus dem er sich nicht herauszufinden wußte. Er hielt Staatsrath über Staatsrath und entschied nichts. Am 26 Junius wurde großer Staatsrath gehalten und alle Prinzen vom Geblüte dazu berufen. Am 27 Junius wurde dieser Rath fortgesetzt und fieng schon um sieben Uhr des Morgens an. In diesem Staatsrathe erschien der Herzog von Luxemburg als President des Adelstandes. Er folgte dem Könige in sein Kabinett und hielt dort mit ihm eine Unterredung. Der König bat den Herzog, er möchte den Adelstand bewegen, sich mit der Nationalversammlung zu vereini-

gen.

gen. „Sire, antwortete der Herzog, das ist unmög„lich: denn der Adel vertheidigt nicht seine eigenen „Rechte, sondern die Rechte der Krone.„ — „Wie „so?“ fragte der König. „Der Adel, fuhr der Her„zog fort, hat bei der Vereinigung, welche Ew. Ma„jestät verlangen, Nichts zu verlieren. Sein Ansehen; „seine Reichthümer; die Talente und der bekannte Ka„rakter seiner meisten Mitglieder geben ihm in der Na„tionalversammlung ein Uebergewicht, welches er nie „verlieren kann. Der Adel wird sich also mit dem Bür„gerstande vereinigen, wenn Ew. Majestät es befehlen, „aber was werden die Folgen eines solchen Schrittes „seyn? Eure Majestät wissen, daß, sobald die Reichs„stände versammlet sind, alle Gewalt in den Händen „derselben ist, und daß in ihrer Gegenwart sogar das „königliche Ansehen, womit Eure Majestät bekleidet „sind, verstummen muß. Sind nun die Reichsstände „in drei Häuser getheil t so ist ihre Macht eingeschränkt „und das königliche Ansehen bleibt. Sind sie getrennt, „so sind sie Ihre Unterthanen; sind sie vereinigt, so „kennen sie keinen Herrn über sich. Der Adel, Sire, „ist Ihnen getreu. Gegenwärtig bleibt ihm die Wahl „übrig, entweder dem Wunsche Eurer Majestät gemäß „sich mit dem Unterhause zu vereinigen, oder in Ver„theidigung der Rechte des Throns zu sterben. Er hat „schon gewählt. Er wird sein Leben dahin geben: dies „ist seine Pflicht; aber durch seinen Tod wird er die „Rechte des Throns erhalten, und alle Schlüsse der Na„tionalversammlung für null und nichtig erklären; denn „eine Versammlung kann doch nicht die Nation vorstel„len, nachdem der dritte Theil ihrer Mitglieder der „Wuth des Pöbels und den Dolchen der Meuchelmör-

„der

„der aufgeopfert worden ist. Ich beschwöre Eure Ma-
„jestät, diesen Betrachtungen einiges Nachdenken zu
„schenken." — „Herr von Luxemburg, antwortete
„der König standhaft, ich habe schon alles überlegt,
„ich bin entschlossen alles aufzuopfern, und ich
„will nicht, daß ein einziger Mensch in Verthei-
„digung meiner Vorrechte umkomme. Sagen Sie
„also Ihrem Stande, daß ich denselben bitte sich mit
„den andern beiden zu vereinigen. Ist dieses nicht ge-
„nug; so befehle ich es ihm als sein König, ich will
„es. Ist eins unter seinen Gliedern, welches sich durch
„seinen Eid oder durch seine Ehre verbunden hält zurück
„zu bleiben: so lassen Sie mich es wissen, und ich will
„hingehn, mich neben diesen setzen und mit ihm umkom-
„men, wenn es seyn muß." Eben das verlangte der
König auch von dem geistlichen Stande. An beide
Stände schrieb er einen Brief, worin er sagt, daß Er
zwar von den Beweisen ihrer Treue und Anhänglich-
keit, welche sie ihm bezeugten, indem sie seine am 23
Junius gegebene Erklaruug angenommen hätten, sehr
gerührt sey; daß er aber dessen ohngeachtet sich nicht
enthalten könne sie einzuladen, sich mit denen zu verei-
nigen, welche diese Erklärung verworfen hätten.

Während man in dem Saale, worin der Adel-
stand versammelt war, über den Befehl des Königs
sich berathschlagte, und geneigt schien demselben nicht
zu gehorchen, kamen gleich nach einander zwei Botschaf-
ter von dem Grafen von Artois, welcher bitten ließ, die
Berathschlagung zu endigen, und dem Befehle des Kö-
nigs zu gehorchen, weil ein längerer Widerstand für
das Leben Seiner Majestät gefährlich werden könnte.
Nach dieser Botschaft begab sich der Adel sowohl als die

Geist-

Geistlichkeit nach dem Saale, wo die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt und vereinigte sich mit derselben. Hr Bailly machte beiden Ständen ein sehr artiges Kompliment, worin er unter andern schönen Dingen auch sagte: nun sey die ganze Familie versammelt und alle Zwietracht gehoben. Dann verschob er die künftige Sitzung auf zwei Tage hinaus, damit man, wie er sich ausdrückte, Zeit habe, sich der Freude zu überlassen.

Kaum erschallte die erste Nachricht von dieser Begebenheit in Versailles, als schon das Volk in ungeheuren Haufen sich auf das Schloß zudrängte, und mit rasendem Geschrei den König und die Königin zu sehen verlangte. Ihre Majestäten erschienen auf dem Balkon, und nun ertönte die Luft: „Hoch lebe der König! „Hoch lebe die Königin!“ Von da zogen sie zu Hrn. Necker und riefen ihn für den Schutzgott Frankreichs aus. Dann kam die Reihe an den Herzog von Orleans, darauf an den Grafen von Montmoren, und endlich an Hrn. Bailly. Mit Illuminationen, Freudenfeuern und Freudenfesten endigte sich dieser erste Freiheitsrausch.

Indessen waren um eben diese Zeit eine große Menge ephemerischer Schriftsteller aufgestanden, die täglich in fliegenden Blättern, in Zeitungen, Broschüren, Pamphleten und Pasquillen den Bürgerstand vertheidigten und den Adelstand verhaßt oder lächerlich machten. Den Pilzen gleich schossen diese politischen und philosophischen Schriftsteller an einem Tage auf, und am andern waren ihre Schriften von dem vorüberfließenden Strome der Zeit schon weggeführt. Indessen ließen doch die Ideen, welche sie mit Deklamation und

Ueber-

Uebertreibung vortrugen, in den Gemüthern mehr oder weniger Eindruck zurück. Dicke Bände erschienen zu Gunsten des Bürgerstandes und kleine giftige Broschüren gegen den Adel. Der große Montesquieu hieß ein Aristokrate. Den Bürgerstand verglichen diese Schriftsteller bald mit den Negern in den Kolonien; bald mit den Heloten zu Sparta: bald hießen die bürgerlichen die einzigen nützlichen Menschen im Staate; bald diejenigen, ohne welche die übrigen gar nicht würden leben können; bald die einzigen Menschen im Staate, welche Verstand und Einsichten hätten; bald erschienen sie in ihrer ganzen Stärke, als vier und zwanzig Millionen entschlossener und tapferer Männer; bald als die Nation. Adel und Geistlichkeit nannte man nun nicht mehr Stände, sondern privilegirte Klassen.

Die wiederholten Versammlungen des Pöbels; die von demselben seit einiger Zeit verübten Excesse; und die wenige Achtung, welche derselbe für das Militair zeigte, fiengen an, die Aufmerksamkeit der Regierung, und vorzüglich der Pariser Polizei auf sich zu ziehen. Man hielt für nöthig, Truppen in der Nachbarschaft von Paris zu versammeln, um im Falle der Noth Hülfe zu haben; vielleicht hatte die Regierung noch dabei die Nebenabsicht, die so wenig gefällige Nationalversammlung einzuschränken, oder wohl gar mit Gewalt aus einander gehen zu machen. Der Anblick dieser Truppen war für diejenige Parthei, welche den Pöbel aufwiegelte und in deren Plan es gehörte Unordnungen zu erwecken, höchst unangenehm. Sie wandte alles an, um diese Truppen zu entfernen. Erst setzte sie die so leichtgläubigen und so furchtsamen Pariser in Schrecken. Das Gerücht sagte, man wolle die Na-

tionalversammlung einschließen und ermorden; nachher, man wolle der Stadt Paris alle Zufuhr abschneiden; endlich, man wolle Paris aushungern. Alle Tage entstand und verbreitete sich ein neues Gerücht, und die Furcht vor den Truppen stieg aufs höchste. Fünf und dreißig tausend Mann, hieß es, wären schon da, noch zwanzig tausend sollten nachfolgen, die Artillerie sey im Anmarsche und die Batterien würden errichtet. a) Unzählige andere diesen ähnliche Gerüchte entstanden, die alle gleich falsch und ungegründet waren, aber doch dazu dienten, die Gemüther zu stimmen und den wahren Plan der Verschwornen zu verbergen.

Auf diese Weise wurden die Pariser gestimmt: nun kam es darauf an auch die Soldaten zu stimmen. Hier mußten nun freilich ganz andere Mittel gebraucht werden: nichts konnte dienen als Geld. Geld war nöthig: und sogleich war Geld im Ueberflusse vorhanden. Mit dem Regimente der französischen Garde wurde der Anfang gemacht. Der **Marquis von Valadi**, vormals selbst ein Officier dieses Regiments, gieng von Kaserne zu Kaserne herum, predigte den Soldaten die **wahren Pflichten des Menschen** und theilte Geld unter sie aus. Diese Predigt that gute Wirkung, denn schon am folgenden Tage giengen die Grenadier der französischen Garde im Palais Royal herum, wo man ihnen Geld in Menge gab, um die Befehle ihrer Officiere bekümmerten sie sich gar nicht mehr. Von dem 20 Junius an erhielten alle Soldaten Befehl ihre Kasernen nicht zu verlassen; aber am 25 und 26 brachen sie haufenweise aus, kamen zu hunderten nach dem Palais Royal und wurden

a) Augendo rumoribus virtutem copiasque hostium. *TACIT.*

den mit Freudengeschrei und Händeklatschen aufgenommen. Man gab ihnen Wein, Eis, Essen, Geld, und betrunken von Freude und Wein, riefen sie aus: „Es „lebe der Bürgerstand hoch!“ Gänzlicher Mangel an Subordination, Verachtung aller Gesetze und Schwäche der ausübenden Gewalt nahmen täglich sichtbar zu. Subalterne Officiere, die sich über ihre Oberofficiere zu beklagen hatten und nur eine Gelegenheit suchten sich ungestraft rächen zu können, führten mit Widerwillen die ihnen gegebenen Befehle aus, und die um Paris versammelten Truppen trugen nur noch zu Vermehrung der Unordnung bei.. a)

Die Truppen bestanden aus einigen Regimentern Kavallerie und Infanterie unter den Befehlen des Marschalls von Broglio. Diese anrückenden Truppen erfüllten die Mitglieder der Nationalversammlung mit Schrecken und Furcht. Sie schrieben Briefe über Briefe, nach Paris und nach den Provinzen; in jeder Stadt, auf jedem Dorfe lasen diejenigen, welche die Briefe erhielten, posttäglich die erhaltenen Nachrichten dem versammelten Volke vor, und da kamen Nachrichten, über die man jetzt lachen müßte, wenn sie nicht so gefährliche Folgen gehabt hätten. Alles, was die furchtsame Einbildungskraft der Mitglieder der Nationalversammlung ihnen als möglich vorstellte, das hielten sie für wahr, für gewiß, für wirklich geschehen. Bald hatten die Minister den Saal der Nationalversammlung untergraben und die Hölung mit Schießpul-

a) Nec ulla apud Vitellianos flagitii poena et praemiis defectorum versa fides, ac reliquum perfidiae certamen, crebra transfugia tribunorum centurionumque. *TACITUS.*

ver angefüllt, um die Versammlung in die Luft zu sprengen; bald waren glühende Kugeln gegen ihren hölzernen Versammlungssaal gerichtet, um denselben zu verbrennen; bald sollte Paris und Versailles belagert und ausgehungert werden. Furcht und Schrecken bemächtigten sich aller Gemüther und wurden über ganz Frankreich allgemein. a)

Am 30 Junius wurden einige Soldaten, welche es gewagt hatten sich den Befehlen ihrer Officiere zu widersetzen, in Arrest genommen. Gegen Abend sprach man über diesen Vorfall in einem Kaffeehause des Palais Royal. Sogleich riefen einige von der Gesellschaft aus: „Wir wollen sie los machen! wir wollen sie los machen!" Der Haufe zog weg und vergrößerte sich auf den Straßen allmählich immer mehr und mehr. Man kommt zum Gefängnisse, sprengt die Thüren ein und befreit die gefangenen Soldaten. Endlich, aber zu spät, schickt der Polizeilieutenant eine Kompagnie Dragoner und eine Kompagnie Husaren gegen den aufrührischen Haufen, aber der Pöbel fällt den Pferden in die Zügel und die Unordnung nimmt zu. Die immer geschäftige, heimlich wirkende Parthei läßt Wein in Menge herbeibringen, der Pöbel betrinkt sich in Gesellschaft der gegen ihn

a) Alii ficta haec, et in gratiam *Muciani* composita; quidam, omnium id ducum consilium fuisse, ostentare potius urbi bellum, quam inferre: quando validissimae cohortes a Vitellio descivissent, & abscissis omnibus praesidiis, cessurus imperio videbatur. Sed cuncta festinatione, deinde ignavia *Sabini* corrupta, qui, sumptis temere armis, munitissimam Capitolii arcem, et ne magnis quidem exercitibus expugnabilem, adversus tres cohortes tueri nequisset. *TACITUS Hist. lib.* 3.

ihn abgeschickten Husaren und Dragoner, und diese stimmen in das Freudengeschrei: „Hoch lebe die Nation!" mit ein. Die befreiten Gefangenen wurden im Triumphe nach dem Palais Royal geführt, und die Straße, in welcher das erbrochene Gefängniß lag, ward erleuchtet. In der periodischen Schrift, welche Mirabeau herausgiebt, wurde dieser Ungehorsam der Soldaten gegen ihre Officiere als eine heroische That gelobt und der übrigen Armee als ein nachahmungswürdiges Beispiel anempfohlen.

Am ersten Julius kamen einige unbekannte junge Leute nach Versailles und übergaben dem Presidenten der Nationalversammlung, Hrn. Bailly, einen Brief, worin die Nationalversammlung um Gnade für die aus dem Gefängnisse befreiten Soldaten gebeten wurde. Vernünftige und kaltblütige Personen fanden es äußerst sonderbar, daß die erhabene Versammlung der Stellvertreter der französischen Nation eine solche Kaffeehausgesandtschaft annahm; und zwar nahm die Versammlung sie nicht nur gut auf, sondern Hr. Bailly, der President, schlug vor einen Ausschuß zu wählen, welcher sich mit dieser Sache beschäftigen sollte. Aber ein solcher Vorschlag, der ein offenbarer Eingriff in die Rechte der ausübenden Gewalt war, wurde mit Unwillen verworfen, und die Versammlung beschloß, daß sie sich mit nichts beschäftigen könne, was die ausübende Gewalt angehe, die allein in den Händen des Königs bleiben müsse und von welcher die Sicherheit des Reichs abhange. Wohl der Nationalversammlung! Wohl der französischen Nation! wenn sie diesem Grundsatze getreu geblieben wäre. Die Nationalversammlung schickte eine Gesandtschaft an den König, um ihm diesen Beschluß

schluß bekannt zu machen und zugleich seine Gnade für die gefangenen Soldaten zu erflehen. Der König, sich immer gleich, immer gerecht und gut, antwortete: „Meine Herren, Ihr Beschluß ist sehr weise und ich freue „mich die Gesinnung der Versammlung kennen zu lernen. „So oft sich die Nation mir anvertrauen wird, soll „alles gut gehen.“ Am 2ten Julius schrieb der König einen Brief an den Erzbischof von Paris, worin er diesem Prälaten sagte: „die gewaltthätige Befreiung der Ge„fangenen sey höchst sträflich. Allen Ständen, allen „guten, rechtschaffenen und ruheliebenden Bürgern „müsse an der Aufrechthaltung der zu Beschützung der „öffentlichen Ruhe vorhandenen Gesetze gelegen seyn. „Dessen ungeachtet wolle er für diesmal seiner Güte fol„gen, aber nicht eher, als bis die Ruhe wieder herge„stellt seyn werde.“ Diese Nachricht wurde nach Paris geschickt, die Gefangenen giengen zufolge derselben in der Nacht vom vierten auf den fünften Julius wiederum in ihr Gefängniß zurück und erhielten schon am andern Tage ihre Gnade. Dieser ruhige Ausgang eines so fein angesponnenen Aufruhrs verrückte zwar für dießmal den Urhebern des Plans ihre Projekte, aber brachte sie nur noch mehr auf und machte ihre folgenden Plane um desto kühner und sicherer.

Gleich nachdem das Edikt zu der Zusammenberufung der Reichsstände erschienen war, hatte sich Paris, um zu der Wahl seiner Abgesandten zu schreiten, in sechzig Quartiere oder sogenannte Distrikte getheilt; die Bürger eines jeden Distrikts versammelten sich und wählten aus ihrer Mitte eine gewisse bestimmte Anzahl von Personen, welche **Wahlherren** (Electeurs) genannt wurden. Dieser Wahlherren waren für ganz

Paris

Paris zwischen zwei und drei hundert; sie hielten ihre Sitzungen auf dem Rathhause, und wählten unter sich die Mitglieder der Nationalversammlung, welche in Versailles die Stelle der Bürger von Paris vertreten sollten. Nachdem diese Wahl geschehen war, erwartete die Regierung, daß diese Wahlherren, deren Zusammenkünfte und Sitzungen nun keinen rechtmäßigen Zweck mehr haben konnten, auseinander gehen sollten; aber das thaten sie nicht. Das Gerüste, welches zu der Wahl der Stellvertreter von Paris errichtet worden war, diente der Revolution, und dem aufzuführenden Gebäude einer neuen Konstitution, zur Grundlage. Die Eintheilung in sechszig Distrikte blieb; und so hatte man ein leichtes Mittel, ganz Paris zu versammeln. Man durfte nur die Sturmglocke ziehen oder Lärm trommeln lassen: so ging jeder Bürger nach seinem Distrikte, jeder Wahlherr nach dem Rathhause, und vermöge sechszig Rednern, die man wohl unterrichtet und reichlich bezahlt hatte, und von denen man jeden in einen andern Distrikt sandte, konnte in wenigen Stunden über ganz Paris ein falsches Gerücht verbreitet, oder ein neuer Grundsatz in Umlauf gebracht werden. Nachdem die Wahlherren ihre Wahlen geendigt hatten, versammelten sie sich am 10. May 1789 zum letztenmale, und ehe sie auseinander gingen, verbanden sie sich untereinander, ihre Sitzungen auch künftig fortzusetzen. Ohne diesen Beschluß der Pariser Wahlherren wäre vielleicht die Revolution nie zu Stande gekommen. Sie wußten wohl, daß ihre fortgesetzten Sitzungen unrechtmäßig waren, aber dennoch setzten sie dieselben fort. Eine, ihnen nur auf kurze Zeit anvertraute Macht wollten sie nunmehr beständig behalten. Der Saal des Rath-

hauses

hauses wurde ihnen verschlossen; sie versammelten sich aber in einem Gasthofe der Straße Dauphine. Am 25ten Junius kamen sie dahin, als eben eine Hochzeit gehalten wurde, und der Bräutigam mit seinen Freunden sah sich genöthigt, mit dem Tanze aufzuhören, und diesem selbstgeschaffenen Tribunale den Tanzsaal zu seinen Sitzungen einzuräumen. Sie berathschlagten sich, ohne eigentlich zu wissen, worüber, als einer von ihnen, Herr von Bonneville, aufstand und ausrief: „Zu „den Waffen! greift zu den Waffen!„ Der größte Theil der Versammlung zitterte vor Schrecken, andere lächelten, und ein bejahrter Mann stand auf und sagte: „Jüngling! noch ist es nicht Zeit! verschieben wir dies „ses noch vierzehn Tage!„ Bald nachher versammelten sie sich wieder auf dem Rathhause, und blieben da, während der Revolution und nachher. Dieser Versammlung war die Verschwörung nicht unbekannt: einige ihrer Mitglieder thaten alles, was von ihnen abhing, um die Versammlung der Wahlherren in das Interesse der Verschwornen zu ziehen; aber die meisten Mitglieder widersetzten sich solchen Maaßregeln fest und standhaft.

Die Nationalversammlung fuhr in ihren Berathschlagungen fort, und einige ihrer Mitglieder suchten dem Volke, gegen die in der Nähe der Hauptstadt versammelten Truppen, neues Mißtrauen beizubringen, und einen neuen Aufstand zu erregen. Mirabeau hielt in der Nationalversammlung eine Rede, die eines Demosthenes, eines Cicero würdig gewesen wäre. Er verlangte, daß die Versammlung den König bitten solle, diese Truppen zu entfernen, und auf seinen Vorschlag schickte am Abend des 10ten Julius die Nationalversammlung

eine

eine Gesandschaft aus ihrer Mitte an den König, um demselben eine Addresse zu überreichen, in welcher er gebeten wurde, die Truppen zu entfernen. Diese, mit dem Feuer der wahren Beredsamkeit abgefaßte Addresse, war von Mirabeau aufgesetzt, und es scheint merkwürdig, daß in dieser Addresse der ganze Plan der nachher erfolgten Revolution schon deutlich entwickelt war; es ist merkwürdig, daß man damals schon alles vorher wissen konnte, was nachher wirklich geschahe. Die Nationalversammlung sagte dem Könige, die Sachen seyn jetzt auf den Punkt gekommen, wo Gewalt nichts mehr vermöge, die Provinzen seyn im Aufruhr, sie seyn um ihre Freiheit besorgt, und die Entfernung vergrößere noch die Unruhe über die Gefahr der Nationalversammlung. Man sagte ihm, die Ankunft der Truppen habe eine Gährung in der Hauptstadt verursacht, und bei der ersten Gelegenheit würde der Aufruhr ausbrechen. Man sagte ferner, die Soldaten würden vergessen, daß sie Soldaten seyn, um sich zu erinnern, daß sie Menschen seyn. a) Welch ein Bombast! Schöne Worte ohne Sinn! Sind denn Soldaten keine Menschen? Entsagen sie den Rechten der Menschheit, indem sie Soldaten werden? Großer Friedrich! lebtest du noch, wie würdest du über diese Tirade Mirabeaus lächeln! Man sagte dem Könige, große Revolutionen seyn oft aus unbedeutenden Ursachen entstanden. b)

Son=

a) Les soldats peuvent oublier, qu'un engagement les a fait soldats, pour se souvenir que la nature les fit hommes.

b) Le danger, Sire, est plus terrible encore, & jugez de son étendue, par les alarmes qui nous amenent devant vous. De grandes révolutions ont eu des causes bien moins éclatantes. Plus d'une entreprise fatale aux nations, s'est annoncée d'une maniere moins sinistre, est moins formidable.

Sonderbar genug, daß Mirabeau alles dieses schon im voraus wußte! Der König antwortete: „Die „schändlichen Auftritte, welche in Paris und in Versailles unter meinen Augen und unter den Augen der „Reichsstände vorgefallen sind, setzen mich in die Nothwendigkeit, von den Mitteln, die in meiner Macht „sind, Gebrauch zu machen, um die Ruhe in der „Hauptstadt und ihrer Nachbarschaft zu erhalten. Eine „meiner ersten Pflichten besteht darin, über die öffentliche Sicherheit zu wachen. Aus diesen Gründen habe „ich die Truppen um Paris versammelt. Sie können „den Reichsständen versichern, daß diese Truppen nur „bestimmt sind, um neue Unordnungen zu verhüten, „die Ausübung der Gesetze und die öffentliche Ruhe zu „erhalten, und die Freiheit ihrer Berathschlagungen zu „versichern und zu beschützen.„ Als diese Antwort des Königs nach der Nationalversammlung zurückgebracht wurde, schienen alle Mitglieder mit derselben vollkommen zufrieden. Der Herzog von Crillon stand auf und sagte: „Erfüllen wir nun unsere Pflicht gegen „den König, indem wir ihm zeigen, daß wir in ihn „völliges Zutrauen setzen.„ Alle stimmten ein, nur Mirabeau nicht: „Unstreitig, sagte er, verdient das „gegebene Wort des Königs unser volles Zutrauen, „aber dieses Wort ist doch eine unbedeutende Garantie „für die Aufführung des Ministeriums, das den König „ohne Aufhören betrogen hat. Ein so unbedingtes „Zutrauen, womit man sich jetzt sogar wie mit einer „Tugend ziert, ist von jeher der herrschende Fehler der „Nation gewesen. Unsere blinde und veränderliche „Unbesonnenheit hat uns von Jahrhundert zu Jahrhundert begleitet, und von einem Fehler zum andern

„bis

„bis zu der Krise geführt, welche nun endlich unsere „Augen öfnen sollte, wenn wir uns nicht vorgenommen „haben, immer rebellische und immer sklavische Kinder „zu bleiben.„ a) Er endigte seine Rede mit dem Vorschlage, auf der Entfernung der Truppen zu bestehen, und nicht zu ruhen, bis dieselben entfernt seyn. Aber das Zutrauen, auf den bekannten Charakter des Monarchen war bei der Versammlung so groß, das sie diesen Vorschlag nicht einmal einer Untersuchung würdigte.

Am 11. Julius schlug La Fayette eine Auseinandersetzung und Bekanntmachung der angebornen Rechte des Menschen und des Bürgers vor. Sonderbar! daß diese metaphysische Idee zuerst von einem Officier vorgeschlagen wurde. Aber sie war nicht bei ihm entstanden, er hatte dieselde mit aus Amerika gebracht. Das Projekt, welches er vorlegte, wurde sehr gebilligt, und Lally-Tolendal, der selten lobt, und nie schmeichelt, machte dem Urheber des Projekts das feine Kompliment: „er spreche von der Freiheit auf eben die „Weise, wie er dieselbe vertheidigt habe.„ Dessen ungeachtet billigte Lally-Tolendal den Vorschlag, eine Konstitution auf abstrakte methaphysische Grundsätze zu gründen, und mit methaphysischen Discussionen Zeit zu verlieren, gar nicht. „Es ist ein ungeheu„rer Unterschied, sagte er, zwischen einem erst ent„stehenden Volke, das sich eine Regierungsform wählt, „oder sie verändern will, und einem alten Volke,

„das

a) Cette confience illimitée, dont on se targue comme d'une vertu, a toujours été le vice de la nation. Nôtre aveugle & mobile inconsidération nous ont conduits, de siecle en siecle, & de fautes en fautes, à la crise qui doit enfin dessiller nos yeux, à moins que nous n'ayons résolu d'être des enfants toujours mutins, & toujours esclaves.

„das sich versammelt, um eine Monarchie ferner fort-
„dauren zu machen, welche bei ihm schon gegen 1400
„Jahre existirt hat, und schon seit acht Jahrhunderten
„derselben Dynastie, die jetzt auf dem Throne sitzt,
„unterworfen gewesen ist. Das Volk leidet. Es ver-
„langt thätige Hülfe, nicht abstrakte Definitionen.
„Lassen Sie uns das vortrefliche Projekt, das man
„uns anbietet, bis auf eine andere Zeit verschieben.
„Unstreitig müssen wir uns an das Naturrecht halten;
„denn dieses ist von allen Rechten das älteste. Aber
„lassen Sie uns so schnell als möglich die Kette der
„Zwischensätze durchlaufen, und wieder zum positiven
„Rechte der Monarchie herabsteigen; denn auf diese
„muß das Glück Aller sich gründen."

Am 11ten Julius erhielt Necker Befehl, das Kö-
nigreich zu verlassen, und die bisherigen Minister,
Montmorin, de la Luzerne, und St. Priest, er-
hielten ihren Abschied. Dies war ein Zeitpunkt, wie
ihn die Verschwornen schon lange gewünscht und erwar-
tet hatten; ein unverzeihlicher Fehler der Regierung,
der zugleich gefährliche Plane und Absichten verrieth.
Denn hätte man nicht Gewaltthätigkeiten vorzunehmen
beschlossen, so wäre Necker nicht verwiesen worden,
aber von ihm war es bekannt, daß er sich im Staats-
rathe allen gewaltsamen Mitteln von jeher standhaft
widersetzt hatte. Die Verweisung Neckers in einem so
kritischen Zeitpunkte, brachte alle Parthien auf, und
kam den Verräthern des Vaterlandes recht erwünscht.
„Denn nun hatten sie einen Vorwand, um ihre Plane
„auszuführen, und denselbigen noch überdies den An-
„strich von rechtmäßigem Widerstande zu geben. Nicht
„nur in der Hauptstadt, sondern im ganzen Königreiche
„bra-

„brachen jetzt beinahe auf Einen Tag die verabredeten
„Verschwörungen aus. Durch diesen unbesonnenen
„Schritt fiel alles, was in der Folge geschahe, auf die
„Regierung zurück. Zu den Verschwornen gesellten
„sich nun die Schwindelköpfe, deren jene sich so gut
„zu bedienen gewußt haben, und die vielleicht noch ge-
„fährlicher sind, als die Bösen selbst, weil sie alles,
„was sie träumen, für wahr halten, und weil sie Mär-
„tyrer der Verläumdung werden würden, wenn man
„sie nur dabei überredete, sie seyn Märtyrer der
„Wahrheit. Nunmehr fingen auch die guten und recht-
„schaffenen Bürger, sogar die gemäßigten an zu fürch-
„ten, und sie hatten nunmehr auch Ursache dazu. Sie
„setzten sich in Vertheidigungsstand, und dies war
„nicht nur zu entschuldigen, sondern es machte ihnen
„Ehre.„ a) Wahrscheinlich war der Plan der Mini-
ster, die Truppen gegen Versailles anrücken zu lassen,
alle Gemeinschaft zwischen Paris und Versailles aufzu-
heben, von der Nationalversammlung zu verlangen,
daß sie sich in ein Oberhaus und ein Unterhaus tren-
nen solle, oder wenn sie sich dessen weigerte, sie sogleich
aufzuheben, und auseinander gehen zu machen.

So stellte man aber den leichtgläubigen und furcht-
samen Einwohnern von Paris die Sache nicht vor.
Man gab vor und machte bekannt, es sey auf Paris
abgesehen; die Stadt würde belagert, ausgehungert,
mit glühenden Kugeln und Bomben beschossen, zum
Theil in die Luft gesprengt, zum Theil verbrannt, und
mit dem Säbel in der Hand eingenommen werden.
Diese Gerüchte wirkten auf das Volk, so unsinnig sie
auch

a) Mémoires de Lally-Tolendal, p. 62.

auch waren; und unsinnig waren sie gewiß: denn Paris enthielt ja alles, was dem Könige, den Ministern, den Officieren und Soldaten am theursten war; es enthielt ihre Freunde, ihre Verwandten, ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Häuser, ihre Reichthümer. Wie unsinnig ist nicht der Gedanke, Ludwig der Sechszehnte habe den Plan gehabt, seinen Thron auf einem Schutthaufen zu errichten! Dessen ungeachtet zweifeln die Pariser noch jetzo nicht daran, daß ein solcher Plan wirklich vorhanden gewesen sey.

Zweite Abtheilung.

Geschichte der französischen Revolution von der Verweisung des Herrn Necker, bis zu seiner Zurückberufung.

Freiheitsprediger des Palais Royal. Schrecken, den die Nachricht von Neckers Abreise in Paris verbreitete. Lambesc in den Thuillerien. Grüne Kokarden. Wahre und falsche Nachrichten und Gerüchte. Versammlung der Wahlherren auf dem Rathhause. Plünderung des Klosters St. Lazare. Traurige Lage der Hauptstadt am 13. Julius 1789. Die Mauthhäuser werden verbrannt. Es wird auf dem Rathhause ein beständiger Ausschuß gewählt. Errichtung der Bürgermiliz. Schießpulver wird angehalten. Entdeckung eines schändlichen Betrugs. Marquis de la Salle übernimmt das Kommando. Neue Kokarde. Unruhen in der Nacht. Falsche Nachrichten. Erste Gesandschaft nach der Bastille. Betrug des Flesselles. Waffenergreifung bei den Invaliden. Falsche Anerbietungen zweier Officiere. Herr de la Roziere stattet Bericht ab. Zweite Gesandschaft. Dritte Gesandschaft. Mademoiselle de Monsigny auf dem Scheiterhaufen. Einnahme der Bastille. De Launays Tod. Heldenmuth und Menschenkenntniß des de la Salle. Prinz von Montbarrey. Flesselles Tod. Menschenkenntniß des Herrn Deleutre. Traurige Nacht vom 14ten auf den 15ten Julius. Muth des Abbe Lefebure. Nationalversammlung. Flucht der Minister und Günstlinge. Der König erscheint in der Nationalversammlung. Bilderstürmer in Paris. Uebertriebenes Lob Heinrich des Vierten. Abgesandte der Nationalversammlung in Paris. Mouniers Rede. Zurückberufung Neckers. Politische und philosophische Betrachtungen.

Sed praecipuum ipse *Vitellius* ostentum erat, ignarus militiae, improvidus consilii. Quis ordo agminis, quae cura explorandi, quantus urgendo trahendove bello modus, alios rogitans, et ad omnes nuntios vultu quoque et incessu trepidus; dein temulentus . . . . Dum dispergit vires, acerrimum militem, et usque in extrema obstinatum, trucidandum, capiendumque tradidit, peritissimis centurionum dissentientibus, et, si consulerentur, vera dicturis. Arcuere eos intimi amicorum *Vitellii*, ita formatis principis auribus, ut aspera quae utilia, nec quidquam, nisi jocundum et laesurum acciperet. *TACITUS* Histor. l. 3.

Nach der Abreise des Herrn Neckers nahm die Gährung in Paris auf einen fürchterlichen Grad zu. Die

Erwartung war gespannt und die Köpfe erhitzt, und diese wurden es noch mehr durch die Zusammenkünfte im Palais Royal, wo alle Abende, von vier bis zwölf Uhr, mehrere Redner das Volk aufwiegelten. Diese Redner (von denen ich einige persönlich kenne) sprachen theils freiwillig, aus Eitelkeit, um unter dem Volke eine Rolle zu spielen, theils waren sie von den Verschwornen abgeschickt und bezahlt. Die Reden dieser Freiheitsprediger enthielten immer überspannte, oft vermessene Grundsätze und Vorschläge, aber nicht selten auch gründliches Raisonnement und feine Bemerkungen. Gemäßigte, ruhige Bürger standen nicht auf dem Rednerstuhle, aber sie hörten aufmerksam, und klatschten dem Redner, wenn er gut sprach, Beifall zu. Sie billigten zwar nicht die Unbesonnenheit derer, die das Volk aufwiegelten, aber sie erwarteten doch im Ganzen eine gute Wirkung davon, daß dem Volke für bürgerliche und politische Freiheit Interesse beigebracht, und daß demselben die Mißbräuche der bisherigen Regierung recht anschaulich gemacht, und im stärksten Lichte dargestellt würden. Doch waren die meisten dieser Redner darin einig, daß sie das Volk vermahnten, es möchte den Herzog von Orleans zum Generallieutenant, oder zum **Protektor** ausrufen.

Sonntags, am 12ten Julius, gegen Mittag, verbreitet sich in Paris das Gerücht: Necker sey verreist, und ein allgemeiner Schrecken war die Folge dieser Nachricht. Die ersten, welche dieselbe nach dem Palais Royal brachten, mißhandelte man, als übelgesinnte Lügner: aber bald genug erfuhr man die Wahrheit dieser traurigen Begebenheit.

Zwischen vier und fünf Uhr versammelte sich eine unglaublich große Menge von Menschen im Palais Royal, die schon angefangenen Schauspiele mußten aufhören, und die Schauspielhäuser wurden zugeschlossen. Der versammelte Pöbel zog vom Palais Royal in der Stadt herum, und trug die Büste Neckers, und die des **Herzogs von Orleans** im Triumphe durch alle Straßen, und ein unzählbarer Haufe folgte diesen Büsten nach. Auf dem Vendomeplatze suchte eine Kompagnie Kavallerie vergeblich, diesen Haufen zu zerstreuen. Der **Prinz von Lambesc** befand sich damals mit dem Kavallerieregimente, dessen Oberster er war, auf dem Platze Ludwigs des Funfzehnten. Der Pöbel warf mit Steinen nach ihm; um diesen Haufen zu zerstören, rückte er mit seiner Kompagnie gegen die Thuillerien an. Er sprengte nicht herein, wie man erzählt hat; das Vorrücken der Kavallerie geschah so langsam und so ruhig, daß er bei dem Eingange der Thuillerien Halt machen ließ, um einer Frau, welche ein Kind an der Hand führte, und nicht schnell genug entfliehen konnte, Zeit zu geben, sich zu entfernen. Sobald er in den Thuillerien war, befahl er dem Pöbel, sich zu zerstreuen. Der Pöbel kehrte sich nicht an den Befehl. Die Truppen rückten daher allmälig vor, und obgleich Steine und Schimpfwörter von allen Seiten zuflogen, wurde dennoch weder von den Pistolen noch von den Säbeln Gebrauch gemacht. Bei dem weiteren Vorrücken fand sich ein großer Haufe auf einander gethürmter Stühle, die auseinander geworfen werden mußten. Auch dies geschah ganz ruhig, ohne daß ein einziger Mensch dabei verwundet worden wäre. Nun flogen von den Terrassen Stühle, Steine, zerbrochene

Gläser und Bouteillen auf die Dragoner; es wurde sogar einigemal auf sie geschossen, aber zum Glücke trafen die Schüsse nicht. Indessen bemerkte der Prinz, daß die Soldaten nicht gesonnen schienen, eine solche Behandlung länger zu ertragen, da er aber ausdrücklichen Befehl hatte, keine Gewalt zu gebrauchen: so befahl er den Rückzug. Der Pöbel, durch diesen Sieg noch mehr aufgemuntert und angefeuert, kannte nunmehr weiter keine Gränzen. Alles lief nach der Drehbrücke zu, um ihm den Rückweg abzuschneiden und denselben unmöglich zu machen. Jetzt erst befahl Lambesc, um das Volk zu schrecken, während des Rückzuges seinen Dragonern einige Pistolenschüsse in die Luft zu thun. Das Volk hielt dieses für einen neuen Sieg, lachte und wurde dadurch nur desto dreister. Als Lambesc an die Brücke kam, sah er einen Mann, welcher vor allen übrigen am eifrigsten damit beschäftigt war, die Brücke zuzuschließen. Der Prinz selbst gab ihm mit seinem Säbel einen Hieb in den Arm. a) Der Mann fiel nieder, war aber nur so leicht verwundet, daß er noch denselben Abend im Palais Royal erschien. Dieses sind die getreuen und wahren Umstände der Begebenheit, welche man zu Paris so sehr vergrößert hat. Daß sie sich wirklich so verhält, wie ich dieselbe hier erzählt habe, dafür bürgen nicht nur die Menge gerichtlich in Paris verhörter Augenzeugen, die alle in ihrem Zeugnisse einstimmig sind; sondern noch außerdem der bekannte menschenfreundliche Charakter des Prinzen Lambesc, welcher zu Valenciennes,

wo

a) Précis justificatif de Charles-Eugene Prince de Lambesc, pag. 7.

wo er lebte, bis zum 12ten Julius ein Liebling des Volks gewesen war. Vorwürfe verdient er allerdings; aber Vorwürfe von Schwäche; von allzugroßer Gelindigkeit, in einem kritischen Zeitpunkte, wodurch er verursachte, daß die Soldaten bei dem Volke alles Ansehen verloren, und von nun an, wo sie sich nur zeigten, verspottet und verlacht wurden. Soll denn ein Soldat auf denjenigen, der auf ihn schießt, nicht wieder zurückschießen dürfen, sondern nur, um jenen zu schrecken sein Gewehr in die Luft abfeuren? Zu einem solchen Verhalten konnte der Prinz doch unmöglich Befehl von seinem Oberofficier erhalten haben, oder wenn er es erhalten hat, so ist der Oberofficier strafbar, weil er die Ehre des Militairs auf eine so unüberlegte Weise in Gefahr gesetzt hat. Der Prinz selbst sagt: „Ich „befahl einigen Dragonern, auf die ich mich verlassen „konnte, Pistolenschüsse in die Luft zu thun, um dem „Haufen auf den Terrassen Furcht einzujagen. Ich „eilte nach der Brücke, und sah mich in demselbigen „Augenblicke genöthigt, einem von denen, die am eifrigsten damit beschäftigt waren, die Brücke zuzuschließen, mit meinem Säbel einen Streich zu versetzen. Er entfernte sich eilfertig, und er war so leicht „verwundet, daß er noch an demselbigen Abend im „Palais Royal sich zeigte, und auch seither in einer „Zeitung selbst bekannt gemacht hat, wie unbedeutend „diese Wunde gewesen sey. Dieses ist die Thatsache, „welche die Verläumdung als eine Mordthat gegen einen Bürger, der, wie man sagt, ruhig spatzieren „ging, vorgestellt hat. Außer diesem Manne habe „ich Niemand weder berührt noch verwundet.„ Nun höre man, wie eben diese Geschichte von einem Pariser

Schriftsteller erzählt wird, und zwar von dem mäßigsten unter allen. a) „Lambesc hatte die Frechheit, mit „seinem Haufen über die Drehbrücke zu sprengen, und „mit bewafneter Hand in einen öffentlichen Garten „einzudringen, wo eben damals eine unglaubliche „Menge Bürger, von jedem Range, Alter und Geschlecht, das Vergnügen des Spatzierengehens genossen. Als er an den Eingang der großen Allee kam, „durfte er es wagen, seinen Soldaten zu befehlen, auf „das Volk, ohne Unterschied der Personen, zu schießen. „Die Barbaren befolgten diesen eines Kaligula würdigen Befehl; und er selbst, der mit verhängtem Zügel „davon sprengte, war, wie man sagt, unmenschlich „genug, um mit einem Säbelstreiche einem armen „Greise, welchen er zufälligerweise auf seinem Wege „fand, und welcher ihn auf den Knien um Gnade bat, „den Kopf zu spalten.„

Am Abend desselbigen Tages entstanden noch verschiedene kleine Scharmützel zwischen dem Pöbel und den Dragonern, in welchen der Pöbel beinahe immer die Oberhand behielt. Die auf Stangen herumgetragenen wächsernen Büsten hatten indessen die Einbildungskraft des Pöbels gestimmt, indem man ihm auf eine sinnliche Weise zeigte, was künftig mit den Köpfen der auf den Proscriptionslisten stehenden Personen anzufangen sey; denn die bleichen Büsten von weißem Wachse sahen, in der Dämmerung, abgeschlagenen Köpfen außerordentlich ähnlich.

Im Palais Royal stand ein junger Mann mitten im Garten auf einem Tische, sprach lange und heftig zu dem

a) Histoire de France pendant trois mois, p. 27.

dem versammelten Volke, und nachdem er seine Rede geendigt hatte, zog er schnell den Degen, welchen er an seiner Seite trug, aus der Scheide, that einige Stiche in die Luft, und schrie dabei aus allen Kräften: „Zu den Waffen! zu den Waffen!„ Das umstehende Volk, welches ihm zuhörte und zusah, wiederholte sein Geschrei, und der Lärm ward unbeschreiblich groß. Dann steckte der Redner seinen Degen wieder ein, und zog aus der Tasche eine Pistole, welche er dem Volke zeigte, und eine grüne Kokarde, die er auf seinen Hut setzte. In demselbigen Augenblicke rissen einige tausend Menschen die grünen Blätter von den Bäumen, und bevestigten dieselben an ihre Hüte, statt der Kokarden. Jedermann bewafnete sich, und noch an demselbigen Abende wurden die Häuser und Werkstätten aller Waffenschmiede geplündert. Aufruhr und Gährung waren allgemein. Jedermann sprach von Despotismus und Unterdrückung; jedermann fürchtete, ohne zu wissen, was es eigentlich war, das er fürchtete, und niemand fürchtete mehr und ward lauter, als der niedrigste Theil des Volkes, der Pöbel; derjenige Theil, welcher gar nichts zu befürchten hatte, weil er unmöglich unglücklicher werden konnte, als er schon war. Es ist eine sehr wahre und sehr feine Bemerkung, die auch schon Montesquieu gemacht hat, daß niemand mehr das Unglück fürchtet, als die allerarmseligste und elendeste Menschenklasse, die auch bei dem größten Unglücke, welches das gemeine Wesen betreffen könnte, nichts zu verlieren haben würde. a) Die Lazzaronis zu Neapel, funf-

a) Il n'y a point de gens, qui craignent si fort le malheur, que ceux que la misere de leur condition pourroit rassurer,

funfzig tausend Menschen, welche von Kräutern leben, in halb zerrissene Mäntel von grober Leinwand gekleidet sind, und des Nachts unter freiem Himmel schlafen; diese unglücklichen Menschen, die unglücklichsten auf der Erde, werden niedergeschlagen und zittern vor Furcht, wenn auch nur der kleinste Rauch aus dem Vesuv aufsteigt: sie sind thöricht genug zu glauben, daß sie unglücklich werden könnten.

Indessen hatten sich gegen Abend die Pariser Wahlherren auf dem Rathhause versammelt. Sie fanden den großen Saal dieses Hauses mit einer unzählbaren Menge Menschen von allerlei Rang und Stande ganz angefüllt. Sie suchten die Gährung, welche unter dem Volke herrschte, zu stillen, und es gelang ihnen, wenigstens in so ferne, daß das Volk sich nicht erlaubte, durch die Schranken zu brechen, welche die Wahlherren von dem Volke absonderten. Der Wärter des Rathhauses erschien in dem Saale, und bat sich zitternd von den versammelten Wahlherren Befehle aus, über das was er thun sollte. Nun entstand ein allgemeines Geschrei: „Gebt uns Waffen! Gebt uns Waffen! Laßt „die Sturmglocken läuten! Die Sturmglocken! Die „Sturmglocken!„ Von acht Uhr des Abends an blieb den versammelten Wahlherren gar keine Zeit mehr zu Berathschlagungen übrig; denn es kam eine Botschaft nach der andern an dieselben, und kaum war der Eindruck der einen Botschaft vorbei, als schon eine noch unerwartetere aufs neue die Seele erschütterte. Gegen acht Uhr

rer, & qui devroient dire, avec Andromaque: *Plut à Dieu que je craignisse!*

MONTESQUIEU grandeur & décadence. chap. 14.

Uhr des Abends kam die Patrouille der Polizeiwache, um auf dem Greveplatze vor dem Rathhause die gewöhnlichen Posten zu besetzen. Diese Patrouille fand den Platz ganz voll von Menschen, und da sie einen Versuch machte, die Menge zu zerstreuen: so wurde sie von den Bürgern angefallen und ihrer Waffen beraubt, und gleich nachher entstand unter dem Haufen ein fürchterliches Geschrei: „Waffen! Waffen! Gebt „uns Waffen! Gebt uns sogleich Waffen, oder wir „legen Feuer an das Rathhaus!„ Der ganze Haufe wiederholte dieses Geschrei, und es pflanzte sich sogar bis in den Saal des Rathhauses selbst fort. Die Gährung nahm zu; der Haufe drang vor; die Schranken, welche den Magistrat von dem Volke trennten, wurden über den Haufen geworfen; und die Wahlherren wurden gegen das Ende des Saales zusammengepreßt. Man bat sie nicht länger, sondern man forderte, sie möchten Befehl geben, daß sich die Bürger bewafnen sollten, um die der Stadt drohende Gefahr abzuwenden. Nun kamen die Nachrichten an, welche die Größe dieser Gefahr schilderten. Einer sagte, das Volk habe, nachdem es erfahren, daß Necker verwiesen sey, die Büsten des Herzogs von Orleans und des verwiesenen Ministers im Triumphe in der Stadt herumgetragen, und dabei ausgerufen: „Hoch leben unser König von „Orleans und sein Minister!„ Ein anderer sagte: auf Befehl des Volkes seyn, wie bei einer tiefen Trauer, die Schauspielhäuser zugeschlossen, und die Schauspieler nach Hause geschickt worden. Ein anderer kündigte an, daß sich ein großer Haufe unbekannter Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, drohend und bewafnet, in alle Theile der Stadt zerstreuet habe. Ein anderer

sagte:

sagte: vier Kanonen und ein Dragonerregiment haben sich bei den elisäischen Feldern in Schlachtordnung gestellt, und ein Soldat der französischen Garde, welcher bei diesem Regimente vorbeiging, sey durch einen Pistolenschuß getödtet worden. Noch einer: der Prinz Lambesc habe mit seinem Regimente die Thuillerien eingenommen, sey dem vor ihm fliehenden Haufen der Greise, der Weiber, und der Kinder nachgesprengt, und habe, mit eigener Hand, einen vor ihm hergehenden alten Mann niedergehauen; ein anderer Mann sey von den Pferden zertreten worden; ganz Paris sey im Aufruhr; Furcht und Schrecken verbreite sich überall; jeder verschanze sich in seinem Hause, und halte sich zur Vertheidigung seines Eigenthums bereit. Der Stadt Paris stand, wie ein anderer behauptete, eine Belagerung von außen, und in ihrem Innern alle die unzählbaren Schrecken eines Bürgerkrieges bevor; das Regiment Royal Dragons stehe schon in der Stadt; das Regiment Royal Allemand kampire in der Nähe; Royal-Cravatte stehe auf der andern Seite, bei Charenton; die Schweitzerregimenter Reinach, Salis-Samada und Diesbach kampiren zwischen Paris und Versailles; die Regimenter Provence, Vintimille, Bouillon und Nassau seyn im Anmarsch; von einer andern Seite kommen die Husarenregimenter Lauzun und Bercheny, und außer diesen ziehe noch das Artillerieregiment de la Serre gegen die Stadt zu.

Kaum waren diese schrecklichen Nachrichten angekommen, als aufs neue auf dem Greveplatze der ungeheure Haufe ausrief: „Waffen! Waffen! Legt Feuer „an das Rathhaus! Legt Feuer an das Rathhaus!„ Die Wahlherren, furchtsam und erschrocken, befahlen dem

dem Wärter des Rathhauses, er möchte die Waffen, welche sich auf dem Rathhause befinden, unter das Volk austheilen. Kaum war dieser Befehl gegeben, als schon der ungeduldige Haufe in das Rathhaus hineinstürzte, alle Zimmer durchsuchte, und endlich den Waffensaal fand. Hier wurden nun die Thüren eingesprengt, und die Waffen weggenommen. Wenige Augenblicke nachher stellte sich ein Mann im bloßen Hemde, mit nackten Beinen und ohne Schuhe, mit geschulteter Flinte, an den Posten des Soldaten, welchen das Volk entwafnet hatte, vor die Thüre des Versammlungssaals der Wahlherren. In dem Saale selbst dauerte der Lärm noch fort. Hundert Stimmen riefen: „Die Sturmglocken! Waffen! Waffen! Ver„sammelt die Distrikte!„ Endlich, gegen eilf Uhr des Abends, ward es etwas ruhiger, und da faßten die Wahlherren den Beschluß, sogleich die Distrikte von ganz Paris zu versammeln, und die Ruhe wieder herzustellen.

In der Nacht vom zwölften auf den dreizehnten nahmen die Unruhen zu. Ein Haufen besoldeter Bösewichter ging nach dem Kloster zu St. Lazare, schlug die Thüren ein, und erlaubte sich die unmenschlichsten Excesse. Man bot ihnen Geld an, als sie zuerst erschienen, aber sie schlugen es aus: sie wollten es lieber stehlen, als empfangen. Sie sprengten die Kellerthüren ein, plünderten alle Zimmer, warfen was sie nicht mitnehmen konnten zum Fenster hinaus, zerschlugen die physikalischen Instrumente und zerrissen die Bücher in der Bibliothek. In dem angränzenden Tollhause ließen sie die Narren und Rasenden los. Alles, was ihnen vorkam, schlugen und stießen sie nieder. Ein

chr-

ehrwürdiger Greis, in grauen Haaren, gebückt unter der Last der Jahre, und durch die Mühseligkeiten des Klosterlebens abgezehrt, fiel auf seine zitternden Knie nieder, und bat die Räuber, sie möchten wenigstens die ihn umringenden Novizen verschonen. Umsonst, man hörte ihn nicht, und kaum entging er selbst dem Mordstreiche. a) Im Keller floß der Wein, und über dreißig dieser Räuber fanden hier im Rausche ihren Tod. Am folgenden Tage entschuldigte man in Paris diese Gewaltthätigkeiten, unter dem Vorwande, daß man in dem Kloster Korn versteckt angetroffen habe, welches durchaus falsch ist, wie uns Augenzeugen versichern. b) Eben so unwahr ist es auch, daß sich diese guten Väter gegen das eindringende Volk gewehrt hätten. Sie wehrten sich nicht; sie flohen vielmehr; denn alle, die man antraf, wurden zu Boden geschlagen.

Am 13ten Julius war ganz Paris im Aufruhr. Man zog hin und her, und versammelte sich hie und da, ohne zu wissen, was man eigentlich wollte. Die Sturmglocken wurden den ganzen Tag geläutet; jeder bewafnete sich so gut er konnte; die Buden wurden verschlossen; ankommende und abgehende Briefe wurden im Posthause erbrochen; kein Handwerksmann arbeitete, ausgenommen die Waffenschmiede, die Schwerdtfeger und die Kugelngießer; Niemand ging unbewafnet aus; Jedermann war geschäftig; die Vornehmen und Reichen verließen Paris, um nicht Zeugen der schrecklichen Auftritte zu seyn, die man nun erwartete; denn schon gin-

a) Histoire de la France pendant trois mois. p. 34.

b) Histoire de la France pendant trois mois. p. 38.

gingen Proscriptionslisten, Verzeichnisse zum Tode bestimmter Personen, von Hand zu Hand, und die Drohungen der Mörder wurden von Stunde zu Stunde lauter. a) In den Häusern hörte man das Weinen der Weiber; das Heulen und Schreien der erschrockenen Kinder; und dazwischen das traurige Geläute der Sturmglocken; das Lärmen der durch die Straßen hin und her gehenden Trommelschläger; das durchdringende Geschrei: Feuer! Feuer!; wiederholtes Rufen: zu den Waffen! zu den Waffen!; das Geschrei der aufwallenden und lärmenden Pariser Jugend; das drohende Geheul des Pöbels; das Fahren der Wagen; das Traben der Kavallerie; das laute Sprechen der hin und her gehenden Neuigkeitsträger, welche von den Verschwornen abgesandt das Volk aufwiegelten; das Rufen der Broschürenverkäufer; hie und da das Deklamiren der Volksredner; und von Zeit zu Zeit einen entfernten Kanonenschuß. Ueberall war Mißtrauen, Furcht, Ungewißheit, bange Erwartung: überall Kriegsanstalten, schwermüthiges Trauren, Zuckungen der Bangigkeit, und der sprachlose Muth, welcher die Verzweiflung begleitet. Wachen waren an die Thore gestellt, welche Niemanden ohne Erlaubniß herausließen; unzählige Abgesandte liefen in den Straßen umher, wiegelten das Volk durch Versprechungen, Drohun-

a) Quibus rebus permota civitas, atque immutata urbis facies. Ex summa laetitia atque lascivia, quae diuturna quies pepererat, repente omnes tristitia invasit. Festinare, trepidare; neque loco nec homini cuiquam satis credere; neque bellum gerere, neque pacem habere: suo quisque metu pericula metiri.

SALLUSTIUS.

hungen und falsche Nachrichten auf, und theilten dabei Geld mit vollen Händen aus. Die Anarchie war vollkommen. Ein bekannter Schauspieler, der sonst auf den Boulevards die Rolle des Harlekins mit vielem Beifalle gespielt hatte, und dadurch mit dem Geschmacke des Pöbels genau bekannt geworden war, stieg jetzt auf die Kanzel in der Kirche, und redete zu dem versammelten Volke. a) Jeder wollte sprechen; jeder wollte eine Rolle spielen; jeder wollte sich auszeichnen; jeder wollte lieber sprechen, als mitgehen; lieber rathen, was man thun sollte, als den gegebenen Rath ausführen helfen. b) Die Soldaten desertirten haufenweise, brachten Gewehre und Ammunition mit, und vereinigten sich mit den Bürgern, die ihnen Lobsprüche und Geld gaben, obgleich diese Soldaten alle meineidig waren; denn sie hatten ja geschworen, ihre Fahne nicht zu verlassen. Man antwortete hierauf: „der Meineid werde Tugend, wenn man ein Verbrechen versprochen habe."

Le parjure est vertu, quand on promit un crime. c)

So schön aber auch dieser Vers ist: so gestehe ich dennoch, daß er sich meinem Gefühle nach auf diese ausreißenden Soldaten, denen man bis jetzt noch gar kein Verbrechen befohlen hatte, nicht anwenden läßt.

Des Vormittags wurden die Mauthhäuser in Brand gesteckt, die Mautheinnehmer mißhandelt und weg-

a) Histoire de la France pendant trois mois. p. 43.

b) Sed quod in ejusmodi rebus accidit, consilium ab omnibus datum est, periculum pauci sumpsere. *Tacit.* Hist. lib. 3. Quod in perditis rebus accidit, omnes praecipere nemo ex sequi.

c) Le siege de Calais par M. *de Belloy.*

weggejagt und die erst seit kurzem auf die neuerbauten Thore der Stadt gesetzten Statuen, welche unter verschiedenen Attributen meistens Portraitstatuen der Generalpächter und ihrer Gemahlinnen waren, heruntergeworfen und in Stücken zerschlagen. Unter diesen zerschlagenen Statuen befand sich auch die Statue der Madame **Lavoisier**, der Frau des berühmten Chymisten und eine der geistreichsten Damen, die ich kenne. Der Pöbel war gegen Hrn. Lavoisier aufgebracht, weil man ihm Schuld gab, er habe als Generalpächter den Plan zu der neuen um Paris aufzuführenden Mauer angegeben. Er befand sich daher auch, wie ich in der Folge erzählen werde, in der größten Lebensgefahr.

Das Läuten der Sturmglocken hatte schon um fünf Uhr des Morgens angefangen, und gegen sechs Uhr versammelten sich die Wahlherren, die nun die Stelle des Magistrats vertraten, auf dem Rathhause. Der Greveplatz vor dem Rathhause und das Haus selbst waren beide ganz mit Menschen angefüllt. Das Volk verlangte Waffen, und behauptete, es sey im Rathhause irgendwo ein versteckter Arsenal, das geöffnet werden müsse. Die Wahlherren versicherten das Gegentheil, aber man glaubte ihnen nicht, sondern erwiderte ihre Versicherungen mit Drohungen. Der Pöbel drang in das Wachthaus und bemächtigte sich der Fahne der Stadt, aber ein Officier verfolgte denjenigen, welcher dieselbe genommen hatte, bis mitten unter den Haufen und nahm sie ihm wieder ab. Die Wahlherren beschlossen, mitten im Tumulte, daß die Bürger bewaffnet und eine Bürgermiliz errichtet werden solle. Das Geschrei: Waffen! Waffen! nahm auf dem Greveplatze immer mehr und mehr zu und wurde endlich

fürch-

fürchterlich wüthend. Die Wahlherren versicherten aufs neue, daß ihnen gänzlich unbekannt sey, ob sich Waffen im Rathhause befinden oder nicht, und daß man, um dieses zu erfahren, den Stadtmagistrat und den Vorsitzer desselben, Hrn. von Flesselles, holen müsse. Nun rief der Haufe: „Holt den Magistrat und den Vorsitzer „desselben!“ Zwei Magistratspersonen kamen auf das Rathhaus und bald nachher auch Hr. von Flesselles. Bei seiner Erscheinung klatscht ihm der ungeheure Haufe auf dem Greveplatze Beifall zu, und empfängt ihn mit lautem Freudengeschrei. Er scheint gerührt, stellt sich auf die Stufen der Treppe und sagt: „Meine Freunde, ich bin euer Vater und ihr sollt zufrieden gestellt wer„den.“ Nun wurde unter den Wahlherren ein beständiger Ausschuß von vierzehn Mitgliedern gewählt, die abwechselnd durch andere ersetzt, Tag und Nacht bis zu Herstellung der Ruhe ohne Aufhören versammelt bleiben sollten. Hr. von Flesselles ward zum Vorsitzer dieses Ausschusses gewählt.

Indessen wurde die Fahne der Stadt zum zweitenmal weggenommen, und zum zweitenmal wieder zurückgebracht. Man bringt sie in den Versammlungssaal des Rathhauses und stellt sie daselbst neben das Kamin. Auf dem Kamine stand eine Büste des Hrn. la Fayette. Die durch das offene Fenster hereindringende Luft bewegte die Fahne über dieser Büste hin und her und sogleich ruften einige aus: „La Fayette soll unser Gene„ral seyn!“ Durch la Fayette, und durch la Fayette allein, ist noch bis jetzt die Ruhe in Paris erhalten worden; und so entstehen große Begebenheiten aus kleinen Ursachen!

Die Versammlung beschloß: daß sich alle Bürger

von

von dem Rathhause entfernen und nach ihren Distrikten zur Volksversammlung begeben sollten; daß der Polizeilieutenant berufen werden sollte, um Nachrichten mitzutheilen; daß sich die Distrikte versammeln und daß sie beständige Korrespondenz mit dem Ausschusse auf dem Rathhause unterhalten sollten — aber bald nahm Lärm, Tumult, Unordnung und Menge des in den Saal eindringenden Volkes so sehr zu, daß alle Berathschlagungen aufhören mußten. Der Pöbel brachte nach dem Greveplatze von allen Seiten her eine ungeheure Menge beladener Wagen, Equipagen, Karren und Chaisen, die an den Thoren waren angehalten worden und nun nach dem Rathhause geführt wurden; bald war der Greveplatz beinahe ganz damit angefüllt. Auch führte der Pöbel nach dem Rathhause viele Personen, die man an den Thoren angehalten hatte, weil sie die Stadt verlassen wollten, und die daher für verdächtig gehalten wurden. Von allen sechzig Quartieren oder Distrikten der Stadt Paris kamen Abgesandte an die Wahlherren, die für ihre Distrikte pochend und tobend Waffen forderten. Gegen ein Uhr Nachmittags sagte Hr. von Flesselles, er habe so eben Nachricht erhalten, daß 12000 Flinten in einer Stunde ankommen würden, und noch 30,000 sollten bis in vier Tagen fertig werden. Auf diese Nachricht baten die Wahlherren die Abgesandten der Hauptstadt nach ihren Distrikten zurückzukehren, und um fünf Uhr Abends wiederzukommen, um die Waffen abzuholen. Nun wurde es ruhiger und der Ausschuß beschloß, daß die Bürgermiliz in Paris 48,000 Mann ausmachen solle.

Indessen kamen immer mehr Wagen, Kutschen und Karren, die man an den Thoren angehalten hatte, auf

dem

dem Greveplatze an, und gegen fünf Uhr Abends war der Platz ganz damit angefüllt. Darunter befanden sich die auf Wagen geladenen Möbeln und Kostbarkeiten der Minister, vorzüglich der Herren von Montmorin und de la Luzerne. Auch brachte ein bewaffneter Haufe von Bürgern die Equipage des Prinzen von Lambesc auf den Greveplatz; sie glaubten er selbst befinde sich darin, aber sie hatten sich geirrt, der Wagen war leer. Als der Pöbel den Irrthum entdeckte, spannte er die Pferde aus und verbrannte den Wagen. Bald darauf kam ein Haufe mit einigen andern Wagen an, die man angehalten hatte und die mit 5000 Pfund Schießpulver und mit 5000 Pfund Salpeter beladen waren. Das Schießpulver war eine sehr angenehme Erscheinung. Der Abbe Lefebure sagte, er habe das Pulver in ein Zimmer des Rathhauses bringen lassen, aber es sey die größte Gefahr vorhanden, denn der Pöbel verlange mit wüthendem Geschrei, daß man ihm dieses Pulver austheile, und drohe die Fenster einzuschlagen; er habe das Volk dringend gebeten von einem solchen Unternehmen abzustehen; er habe vorgestellt, daß bei der geringsten Unvorsichtigkeit das Rathhaus und alle umliegende Häuser in die Luft gesprengt werden könnten; aber alles sey vergeblich gewesen; er habe darauf die Wache gerufen, aber indem er rufen wollte sey neben ihm zwischen zweien Pulverfässern ein Flintenschuß geschehen, darüber sey der ganze Haufe zitternd und schreiend weggelaufen; er verlange nun, daß das Pulver anderswohin gebracht und die Aufsicht über die Austheilung desselben einem klugen und muthvollen Manne übertragen werde. Die Versammlung beschloß, daß das Pulver in einen andern Saal gebracht werde, der sicherer war, und über-

übertrug die Aufsicht über die Austheilung dem Abbe Lefebure selbst, welcher auch voller Muth diesen gefährlichen Posten annahm und sein Leben der augenscheinlichsten Gefahr aussetzte. Eine Menge aufgefangener Briefe wurden von dem Posthause gebracht. Alle wurden erbrochen, laut vorgelesen — und alle waren gleich unwichtig.

Nach fünf Uhr kamen die Abgesandten der Distrikte wieder nach einander auf dem Rathhause an, um die versprochenen Waffen abzuholen. Keine Waffen waren gekommen; noch um sechs Uhr des Abends nicht, und nun wurden die Abgesandten vor Ungeduld wüthend; sie knirschten mit den Zähnen, schimpften und nannten die Mitglieder des beständigen Ausschusses Bösewichter und Verräther. Die Gährung nahm zu und man drohte sie alle aufzuhängen. Endlich gegen sieben Uhr kamen sehr viele große Kasten an, auf denen mit Kapitalbuchstaben das Wort Artillerie stand; diese Kasten, hieß es nun, enthielten die vom Hrn. Flessellles versprochenen Waffen. Die Kasten wurden sogleich in den Keller des Rathhauses gebracht. Nun war man aber in großer Verlegenheit, wie man diese Waffen an das ungeduldige Volk mit Weisheit und Klugheit austheilen solle, um durch eine solche Austheilung nicht noch mehr Unglück zu verursachen, statt die schon drohende Gefahr abzuwenden. Es wurde beschlossen, daß von dem Rathhause eine Gesandtschaft nach den Kasernen des Regiments der französischen Garde geschickt werden sollte, um diese Soldaten, welche dem Vaterlande ihre Dienste schon angeboten hatten, zu bitten, nach dem Rathhause zu kommen und die für jeden Distrikt bestimmten Waffen dahin zu bringen. Die Gesandten

giengen hin und kamen zurück, aber ohne Soldaten, weil die Officiere diesen nicht hatten erlauben wollen mitzugehen. Nun blieb kein anderes Mittel mehr übrig, als die Kasten zu öffnen und die Flinten, so gut als es im Gedränge möglich seyn würde, auszutheilen oder nehmen zu lassen. Die Kasten wurden geöffnet und man fand sie alle — voller Lumpen. Die schrecklichste Wuth über einen so bittern Scherz in einem so kritischen Zeitpunkte war auf den Gesichtern der Umstehenden zu lesen, und in einem gräßlichen Geheule brach die verhaltene Verzweifelung aus. Noch bis diese Stunde hat man nicht erfahren können, wer diese Kasten nach dem Rathhause geschickt hat, und warum sie dahin geschickt worden sind. Die Wuth des Pöbels und der so lange hintergangenen Abgesandten der Distrikte überstieg nun alle Gränzen. Flesselles wurde überlaut für einen Verräther erklärt, so wie alle übrigen Mitglieder des beständigen Ausschusses, und was diese zu ihrer Vertheidigung sagten, diente nur dazu die Wuth des Volkes zu vermehren. Der beständige Ausschuß, um das Volk zu entfernen, sagte, man möchte nach dem Kartheuserkloster und nach andern Klöstern gehen, dort würden sie Waffen finden. Zugleich gab Flesselles Befehl eine große Menge Spieße und Hellebarden verfertigen zu lassen. Der Marquis de la Salle bot der Stadt alles was er hatte, seinen Reichthum und sein Leben an, und wurde zum Unterkommandanten der Bürgermiliz erwählt; er hat seit 1750 gedient und sich durch seine Tapferkeit im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet. Nachdem die Bürgermiliz in Paris, unter den Befehlen des Marquis de la Salle, einmal eingerichtet war, so wurde Ordnung und Ruhe in der Stadt größtentheils

wie=

wieder hergestellt, und die öffentliche Sicherheit litt weit weniger, als sie sonst in Zeiten einer so vollkommenen Anarchie würde haben leiden müssen. Patrouillen der Bürgerwache giengen die ganze Nacht durch hin und her, alle Posten wurden besetzt und alle Straßen wurden illuminirt, damit sie desto heller seyn möchten. Die grüne Kokarde wurde verboten und statt derselben, auf Befehl, eine weiß und roth gestreifte getragen. An den Thoren hielt man alle an, die herein oder herauswollten; und Personen sowohl als Sachen, welche auf diese Weise angehalten wurden, brachte man nach dem Rathhause.

Gegen Mitternacht giengen einige Mitglieder des beständigen Ausschusses nach Hause, um auszuruhen; andere blieben, und unter diesen auch Hr. von Flesselles. Es war eine traurige Nacht; eine fürchterliche Stille, überall Furcht, Schrecken und Bangigkeit, und die Illumination in einem solchen Zeitpunkte warf ein gelbes Licht auf die blassen Gesichter. Jeder schauderte, der diese Lampen, welche sonst nur dazu gedient hatten öffentliche Freude zu beleuchten, jetzt in der tiefsten Stille lodern sah.

Um zwei Uhr des Morgens stürzten sich einige Männer mit fliegenden Haaren und blassem Gesichte in den Saal des Rathhauses und schrien alles sey verloren, die Stadt sey eingenommen und 15000 Mann rücken an, um sich des Rathhauses zu bemächtigen. „Laßt sie kommen, sagte Hr. Grand de Saint Rene, aber des „Rathhauses sollen sie sich nicht bemächtigen, denn dieses will ich schon zu rechter Zeit in die Luft sprengen;“ sogleich befahl er sechs Pulverfässer in das angränzende Zimmer zu bringen. Diese Botschafter des Unglücks, bestürzt über seinen Muth, begaben sich stillschweigend

weg und der schnelle Uebergang vom größten Schrecken zur vollkommensten Ruhe, den man auf ihren Gesichtern bemerkte, war ein Beweis, daß die Nachricht, welche sie gebracht hatten, erdichtet war.

Bald nachher kam der Abbe Lefebure in den Saal. Er habe, sagte er, nachdem das Volk sich entfernt hätte, die Thüre des Pulvermagazins verschließen lassen, aber gegen zwei Uhr des Morgens sey ein Haufe angekommen, welcher diese Thüre mit Aexten und Beilen eingesprengt habe; in demselbigen Augenblicke sey mit einer Pistole in das Magazin geschossen worden; die Kugel habe seine Haare gestreift und hinter ihm eine Fensterscheibe zerschlagen; das wüthende Volk zwinge ihn, mit vorgehaltenen Pistolen, Säbeln und Spießen, Pulver in Säcken und papiernen Düten auszutheilen; er sey jedoch fest entschlossen sein Leben für das Vaterland aufzuopfern und seinen gefährlichen aber wichtigen Posten nicht zu verlassen. Nach dieser Rede gieng er wieder in das Magazin zurück, und kaum war er dort angekommen, als ein betrunkener Mann mit einer brennenden Tobakspfeife im Munde hereinkam, und über den offnen Pulverfässern Toback rauchte. Der Abbe hieß ihn weggehn, aber er gieng nicht: dann kaufte ihm der Abbe seine brennende Pfeife ab und warf dieselbe in den Hof.

Am vierzehnten Julius fielen die Auftritte vor, welche das Schicksal Frankreichs entschieden. Schon gegen sechs Uhr des Morgens waren alle Straßen von Paris mit einer ungeheuren Menge Menschen von jedem Alter, Range und Geschlecht angefüllt, welche unruhig und mit allerlei Waffen versehen hin und her liefen. Diejenigen, welche Hr. von Flesselles am vorigen Abend nach

nach dem Kartheuserkloster und anderswohin geschickt hatte, um dort Waffen zu holen, kamen wüthend und schäumend zurück, weil sie an allen den angezeigten Orten keine Waffen gefunden hatten. Sie behaupteten, man wolle nur Zeit gewinnen; man spotte ihrer; und alle Mitglieder des beständigen Ausschusses seyen Verräther, die man aufhängen müsse. Während des fürchterlichen Geschreies dieser Leute kam ein Trauerbote nach dem andern auf dem Rathhause an. Gegen sieben Uhr kam ein erschrockener Haufe in den Saal, welcher sagte, das Regiment Royal Allemand setze sich am Thore in Schlachtordnung; ein anderer Haufe stürzte sich mit einem fürchterlichen Geschrei herein und sagte, die Regimenter Royal Allemand und Royal Cravatte seyen in die Vorstadt St. Antoine eingerückt und hauen alles vor sich nieder, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht; die Kanonen seyen in den Straßen aufgepflanzt; die Straßen seyen mit Soldaten angefüllt und das Blut fließe stromweise; bald werde die ganze Vorstadt St. Antoine von Grund aus zerstört seyn. In demselbigen Augenblicke kam ein anderer Haufe an und sagte aus, die bei St. Denis postirten Regimenter seyen im Anmarsche begriffen. Bei allen diesen schrecklichen Nachrichten blieb der beständige Ausschuß ruhig und fest. Er schickte Boten nach der Vorstadt St. Antoine und andere Boten nach allen Distrikten, mit dem Befehl überall Lärm zu schlagen, die Sturmglocken zu läuten, das Pflaster aufzunehmen, tiefe Graben zu graben, Verschanzungen zu machen und sich gegen den anrückenden Feind in Vertheidigungsstand zu setzen. Die Boten kamen zurück und sagten, es sey ein falscher Lärm, in der Vorstadt St. Antoine sey alles ruhig, und das

Regi=

Regiment Royal Allemand scheine eher geneigt sich wegzubegeben als vorzurücken.

Nun kam die Nachricht, daß die Räuberbande, welche das Kloster zu St. Lazare geplündert hatte, sich wiederum versammle und Willens sey den königlichen Schatz und die Diskontokasse zu plündern; der Ausschuß verhinderte dieß, indem er nach beiden Orten starke Wache sandte.

Gegen acht Uhr des Morgens kamen einige Personen nach dem Rathhause, welche aussagten, die Husaren rücken in der Vorstadt St. Antoine vor und die Kanonen auf den Thürmen der Bastille seyen gegen die Straße gerichtet. Blutvergießen zu verhüten, schickte der beständige Ausschuß einige Abgesandte nach der Bastille, um mit dem Gouverneur derselben, Hrn. de Launay, zu sprechen; ihn zu bitten die Kanonen zurückziehen zu lassen und sein Ehrenwort zu geben, daß er keine Feindseligkeiten anfangen wolle, wogegen man ihm verspreche, daß das Volk sich auch gegen ihn ruhig verhalten würde. Diese drei Abgesandten gingen hin nach der Bastille und sagten der Schildwache, sie wünschten den Hrn. de Launay zu sprechen. Der Gouverneur und die übrigen Officiere erschienen und befahlen die Brücke niederzulassen. Als sie aber sahen, daß diesen Abgesandten eine große Menge Volks nachfolgte: so sagte Hr. de Launay zu den Abgesandten, außer ihnen könne niemand hereinkommen, und an ihrer Stelle würde er vier Unterofficiere als Geißel herausschicken. Hr. de Launay nahm die Abgesandten sehr gut auf und gab ihnen die Versicherung, daß von seiner Seite keine Feindseligkeiten angefangen werden sollten; dagegen hoffe er, daß auch das Volk keine Gewaltthätigkeiten gegen

gegen ihn oder die ihm anvertraute Festung vornehmen werde, und er hoffe, daß, obgleich die Mauthhäuser verbrannt worden seyen, man doch nicht kommen werde, seine Zugbrücken zu verbrennen. Dann bat er die Abgesandten zum Frühstück, aß und trank mit ihnen und sagte, seit dem Aufstande bei Hrn. Reveillon sey die Bastille mit Gewehren und Kriegsmunition versehen worden. Auf den flachen Thürmen der Bastille liegen gegenwärtig funfzehn Kanonen, die aber nur dazu dienten bei feierlichen Gelegenheiten Freudenschüsse zu thun; zur Vertheidigung taugten sie nicht, denn wenn sie einmal abgeschossen wären, so könnten sie nicht wieder geladen werden, weil, um sie zu laden, sich der Kanonier über die Brustwehr herausbeugen müßte und folglich dem Feuer des Feindes ausgesetzt seyn würde. Die Lebensmittel in der Bastille bestanden damals in einem kleinen Vorrath von Reis und in zwei Säcken Mehl; das Wasser kam durch einen Kanal, der leicht abgeschnitten werden konnte, von außen herein. Die Besatzung bestand sonst gewöhnlich nur aus einigen Invaliden, aber seit dem Anfange der Unruhen waren 32 Schweizersoldaten, a) von dem Regimente Salis Samada, unter dem Kommando des Lieutenants Hrn. von der Flue, hinein gelegt worden; außer diesen waren noch 82 Invaliden, unter Anführung des Hrn. von Monsigny, in der Bastille; folglich bestand die ganze Besatzung in 115 Mann, aber die Festung war so außerordentlich feste, daß auch eine geringere Anzahl zu ihrer

a) Petits-Suisses heißen alle Schweizersoldaten in französischen Diensten, zum Unterschied von den Cent-Suisses oder Grand-Suisses, der Schweizergarde des Königs.

ihrer Vertheidigung hinlänglich gewesen seyn würde.

Auf dem Rathhause dauerte der Lärm und das drohende Geschrei, daß die versprochenen Waffen ausgeliefert werden möchten, noch immer fort. Der Prior und Subprior des Kartheuserklosters wurden von Hrn. Joly, den Hr. von Flesselles mit einem geschriebenen und von ihm selbst unterzeichneten Befehle nach diesem Kloster geschickt hatte, um dort Waffen zu holen, in das Versammlungszimmer eingeführt. Auf dem Greveplatze vor dem Rathhause hatte der Pöbel diese guten Väter geneckt und mißhandelt. Sie zitterten noch als sie in den Saal kamen, schwankten und konnten kein Wort vorbringen. Hr. Joly sprach statt ihrer: „Hier, „sagte er, (indem er sich an Hrn. v. Flesselles wandte) „hier ist der Befehl, den sie mir gestern gegeben haben, „um im Kartheuserkloster Flinten zu holen. Heute „Morgen bin ich mit funfzig Mann Begleitung dort ge„wesen; wir haben den Hrn. Prior und Subprior auf„gefordert, uns sogleich die verlangten Waffen auszu„liefern, wobei wir zugleich bemerkten, Ihr gegebener „Befehl ließe gar keinen Zweifel übrig, daß in dem „Kloster Waffen vorhanden seyn müßten. Sie haben „uns geantwortet, sie können nicht begreifen, woher es „komme, daß man so vielen Distrikten solche Befehle „gegeben habe; niemals sey eine Flinte in ihrem Hause „gewesen; solche Befehle setzen sie der allergrößten Ge„fahr aus, indem sich in der Stadt das falsche Gerücht „verbreite, ihr Kloster enthalte einen versteckten Waf„fenvorrath. Schon seit mehr als zwölf Stunden sey „ihr Kloster mit einer ungeheuren Menge Menschen an„gefüllt und werde es unaufhörlich mehr und mehr.

„Alle

„Alle sagen, sie kommen die versteckten Waffen zu su-
„chen. Die größte Vorsicht und Hülfe aller Recht-
„schaffenen habe bis jetzt kaum zugereicht ihr Kloster
„vor der Plünderung zu sichern; schon tausendmal und
„von mehr als zwanzig verschiedenen Patrouillen wie-
„derholte Untersuchung habe genug bewiesen, daß in
„ihrem Kloster auch nicht eine einzige Flinte versteckt
„sey. Nach dieser Erklärung haben wir von ihnen ver-
„langt, daß sie uns hierher begleiten sollten. Da sind
„sie nun, und Sie mein Herr, wollten Sie uns wohl
„dieses Geheimniß erklären?"

Hr. von Flesselles schien bei dieser Anrede verwirrt und stotterte, endlich aber sagte er: „ich habe mich ge-
„irrt .... man hat mich betrogen." Mit dieser Antwort unzufrieden verlangte Hr. Joly, daß ihm Hr. von Flesselles schriftlich gebe, in dem Kartheuserkloster seyen keine Waffen zu finden. Hr. von Flesselles that es. Dieser Vorfall brachte in den Gemüthern derer, die nun schon seit vier und zwanzig Stunden Waffen verlangten, und durch eitle Versprechungen bis jetzt waren hingehalten und vergeblich von einem Orte zum andern gesandt worden, Ungeduld, Erbitterung und Wuth auf den höchsten Grad.

In diesem Augenblicke erschien ein Unbekannter, in einem blauen mit Gold verbrämten Rocke, in Stiefeln, ganz mit Staub bedeckt und stark schwitzend auf dem Rathhause; er schien sehr eilig zu seyn. Er komme, sagte er, von der Vorstadt St. Antoine, diese sey voller Dragoner und Husaren, die im Anrücken begriffen wären. Um sie aufzuhalten, habe er alles, was er nur habe finden können, in die Straße werfen lassen, Holz, Steine, Stühle, Wagen, Karren; das werde sie aber

nicht

nicht lange aufhalten, Hülfe sey nothwendig, und zwar schnelle Hülfe. Andere, die aus der Vorstadt St. Antoine kamen, versicherten, von allem was der Unbekannte gesagt habe, sey kein Wort wahr.

Zwischen zehn und eilf Uhr kam Hr. Ethis de Corny, der nach dem Hotel der Invaliden gesandt worden war, zurück und stattete dem Ausschusse von seiner Gesandtschaft Bericht ab. Er habe, sagte er, das Hotel mit einer großen Menge Volks umgeben gefunden; Hr. von Sombreuil, der Gouverneur des Hotels, habe ihm gesagt, er hätte schon den Abend vorher gehört, daß man zu ihm kommen wolle, um bei ihm Waffen abzuholen. Da er aber über diese Waffen, die bei ihm bloß niedergelegt wären, nicht befehlen könne; so habe er es für nöthig gehalten einen Kourier nach Versailles zu schicken, um von dort Verhaltungsbefehle zu verlangen; er wünschte sehr, daß man die Rückkehr dieses Kouriers abwarten möchte; übrigens versichere er, daß er den Wahlherren und allen Bürgern der Hauptstadt von Herzen ergeben sey. Diese Antwort brachte Herr Ethis de Corny an das vor dem Thore versammelte Volk zurück. Alle waren damit zufrieden so lange zu warten, bis der Kourier zurückkomme; einige lobten sogar das Verfahren. Hierauf kam Hr. von Sombreuil selbst heraus, wiederholte das, was er gesagt hatte, versicherte auf seine Officierehre dem Volke, daß er ihm von Herzen ergeben sey, und ließ als einen Beweis seiner Zuneigung die Thore öffnen. In diesem Augenblicke stand einer unter dem Haufen auf, welcher behauptete, bei dem kleinsten Aufschube sey die größte Gefahr vorhanden, und nun sey keine Zeit mehr zu verlieren, wenn nicht alles untergehen solle. Diese Rede

wirkte

wirkte auf das Volk; im ersten Augenblicke war es entschlossen die Waffen mit Gewalt wegzunehmen, und im zweiten Augenblicke war der Vorsatz schon ausgeführt. Der ganze Haufe stürzte hinein, drang in alle Zimmer des Hotels und auch in die verborgenen Gewölber; den Schildwachen nahm man die Flinten weg, im Hofe fand man Kanonen, und in einem unterirrdischen Gewölbe 30,000 Flinten auf Stroh liegend. Viele erstickten und blieben todt in dem finstern Keller, in welchem die Waffen lagen und wohin sich alle auf einmal drängten, so daß man weder vor noch rückwärts konnte. An die Kanonen wurden Pferde gespannt und diese sogleich weggeführt. Der Vorfall ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß nur wenige Schritte davon, auf dem Märzfelde, a) das ganze Lager der um Paris versammelten Schweizerregimenter lag. Es ist unbegreiflich, daß sich Besenval, der Kommendant, gar nicht rührte. Man behauptet es sey deswegen geschehen, weil er sich fürchtete, der Pöbel möchte ihm sein schönes in Paris gelegenes Haus zerstören und verbrennen. b)

Darauf traten zwei noch ganz junge Officiere der französischen Garde in den Saal des Rathhauses. Sie sagten, sie kämen zufolge der an sie ergangenen Einladung, um zu erfahren, worin sie dem gemeinen Wesen nützlich seyn könnten. Hr. von Flesselles fragte: was das für eine Einladung sey, von der sie sprächen? Darauf

a) **Märzfeld**, champs de Mars, heißt es, weil vormals die Geschichtforschern hinlänglich bekannten Volksversammlungen im März auf demselben gehalten wurden.

b) *Rivarol* Journal politique national des Etats generaux, p. 72. 73.

auf übergaben sie ihm folgendes Billet, welches sie ihn baten laut vorzulesen.

„Die beiden Kompagnien der ..... Kaserne sollen „sich präcis um eilf Uhr vor dem Rathhause in Schlacht„ordnung stellen."

Hr. von Flesselles fragte: Von wem sie das Billet erhalten hätten? Sie schienen verwirrt und antworteten, daß sie geglaubt hätten, man habe ihnen dasselbe von dem Rathhause zugeschickt. Darauf antwortete der Ausschuß, das Billet sey von niemand unterschrieben; ihr Anerbieten könne der Stadt nur auf den Fall angenehm seyn, wenn sie mit den Bürgern vereinigt und zu Vertheidigung dieser fechten wollten. Die Officiere antworteten: sie seyn zwar bereit, ihr Blut für das Vaterland zu vergießen, aber sie können keinen andern Befehlen gehorchen, als denen ihrer Oberofficiere. Indessen standen die beiden Kompagnien schon in Schlachtordnung vor dem Rathhause. In demselbigen Augenblicke stürzte sich ein furchtsamer Haufe, zitternd und bleich, in die Rathsstube und sagte, die Husaren seyn in der Vorstadt St. Antoine. Der Ausschuß bat die beiden Officiere, mit ihren Kompagnien den anrückenden Husaren entgegen zu gehen. Die Officiere schlugen es ab, unter dem Vorwande, daß sie von ihren Obern keinen Befehl dazu erhalten hätten. Die Soldaten auf dem Platze riefen aus, sie seyn bereit, den Husaren entgegen zu ziehen. Man gab ihnen daher andere Officiere, und beide Kompagnien marschirten ab, kamen aber bald wieder, weil sie keinen Feind gefunden hatten.

Die nach der Bastille geschickten Abgesandten waren nun schon zwei Stunden lang entfernt, und noch hatte man von ihnen keine Nachricht. Man wollte eben

eben diesen Umstand in Berathschlagung nehmen, als Herr de la Roziere in den Saal trat und sagte, er bringe Nachrichten von der Bastille. Bei diesem Worte entstand eine allgemeine Stille, und nun erzählte er. Es sey, sagte er, um die Bastille viel Volk versammelt, doch könne man noch ziemlich leicht durchkommen, man habe die Brücken niedergelassen, und ihn zum Gouverneur geführt, bei welchem er die vorher abgeschickten Gesandten beim Frühstücke angetroffen habe, sie seyn aber gleich nachher weggegangen. Er habe Herrn de Launay gebeten, die Kanonen auf den Thürmen wegnehmen zu lassen; darauf habe der Gouverneur geantwortet, dies dürfe er ohne einen königlichen Befehl nicht thun, aber sie seyn schon aus den Schießlöchern zurückegezogen und von den Laveten genommen. Die Officiere und Soldaten, fuhr er fort, hätten, nach einer Anrede, die er an sie gehalten habe, einstimmig geschworen, daß sie weder schießen, noch auf irgend eine andere Weise Jemand verwunden würden, wenn man sie nicht zuerst angriffe, und folglich zur Vertheidigung nöthige. Er habe hierauf verlangt, auf die Thürme zu gehen, um alles selbst zu sehen, und Herr de Launay wäre mit ihm heraufgegangen. Er sey, setzte er hinzu, mit dem, was er gesehen habe, vollkommen zufrieden, und überzeugt, daß man auf das gegebene Wort des Gouverneurs sicher zählen könne.

Diese Nachricht, daß Herr de Launay versprochen habe, nicht zu schießen, wenn er nicht angegriffen würde, wurde sogleich dem versammelten Volke auf dem Greveplatze bekannt gemacht. Alles dieses bestätigten auch die ersten Abgesandten, welche in diesem Augenblicke zurückkamen, und bis jetzt von dem Volke waren

ange=

angehalten worden. Auch diese zweite Nachricht wollte man dem Volke bekannt machen. Die Abgesandten gingen die Treppe herunter, und begaben sich auf den Balkon vor dem Rathhause, der Trompeter fing eben an zu blasen, um Aufmerksamkeit unter dem Haufen zu erregen, und Stillschweigen zu gebieten, als man von der Seite der Bastille her einen Kanonenschuß hörte. In demselbigen Augenblicke schrie der ganze versammelte Haufe auf eine gräßliche Weise: „Verrath! Verrath! Verrath!„

Eine halbe Stunde nachdem Herr de la Roziere die Bastille verlassen hatte und nach dem Rathhause zurückgekehrt war, kam ein ungeheurer Haufe Volks, mit Flinten, Säbeln, Degen und Aexten bewafnet, vor der Bastille an; es waren eben die, welche das Invalidenhaus gestürmt und dort die Waffen weggenommen hatten. Das Volk rief den Soldaten und Schildwachen auf den Thürmen der Bastille zu: „Wir wollen die Bastille! Wir wollen die Bastille! Uebergebt uns die Bastille! Weg mit den Soldaten!„ Ein Officier antwortete diesen Leuten; er bat sie, sich wegzubeben; er stellte ihnen vor, daß sie sich, wenn sie es wagen sollten, sich zu nähern, einer großen Gefahr aussetzen würden. Aber diese Vorstellungen halfen nichts, vielmehr nahm der Muth des Volkes zu, da es sah, daß man sich mit ihm in Unterredung einließ, statt zu schießen. Zwei Kerls aus dem Haufen waren sogar frech genug, auf das niedrige Dach des Wachthauses zu klettern, und die Ketten der Brücken mit Aexten abzuhauen, ohne daß die Besatzung in der Bastille einen Schuß that; sie bat nur, von diesem Vorhaben abzustehen. Jene kehrten sich nicht daran; sie ließen beide

Zug-

Zugbrücken nieder, und noch schoß man nicht auf sie. Durch diese unzeitige Schonung kühn gemacht, drangen sie weiter vor in den innern Hof, zur innern Zugbrücke, und schossen nun zuerst auf die Soldaten in der Bastille. Die Soldaten schossen wieder, und so fing sich das Gefecht an. Nach den ersten Schüssen der Soldaten begab sich der Haufe in Unordnung zurück, und versteckte sich unter einem Gewölbe, unter welchem sie auf die Soldaten unaufhörlich fort schossen, ohne daß sie es jedoch wagten, sich aufs neue der Brücke zu nähern. Bald nachher sah man von den Thürmen der Bastille in der Ferne eine Fahne, welcher eine große Menge Volks nachfolgte. Sie näherte sich, und bald hörte man den Lärm der Trommeln und ein großes Geschrei. Diese Fahne war von dem Rathhause mit einer Gesandschaft an Herrn de Launay geschickt, um ihn zu bitten, kein Bürgerblut zu vergießen, sondern einige Soldaten von der Bürgermiliz, zur Bewachung der Bastille, in dieselbige aufzunehmen. Sie machten Zeichen mit ihren Händen und Schnupftüchern, um sich denen in der Bastille als Abgesandte zu erkennen zu geben. Man bemerkte die Zeichen nicht, und das Feuer dauerte fort. Das Volk rief den Abgesandten entgegen, man wolle keine Gesandschaft, sondern die Bastille, um dieselbe zu zerstören, und den Gouverneur, um ihn aufzuhängen; denn man behauptete (welches aber nicht wahr war), der Gouverneur habe des Vormittags einige Bürger verrätherischer Weise niederschießen lassen. Indessen kam eine neue Gesandschaft, mit Fahnen und Trommeln, von dem Rathhause bei der Bastille an. Diese Gesandtschaft drang bis in den innern Hof vor, und rief den Soldaten, mit dem Schie-

ßen

ßen Einhalt zu thun; denn sie wünschten, den Gouverneur zu sprechen. Herr de Launay rief ihnen zu: die Fahne mit den Abgeordneten möchte näher kommen, aber das Volk, welches sie begleite, solle sich zurückziehen. Dieses geschah; die Abgesandten kamen näher, die Soldaten hörten auf zu schießen, schulterten ihre Flinten verkehrt, und riefen den Abgesandten zu, sie möchten sich nähern, man würde die innere Zugbrücke niederlassen, und der Gouverneur würde herunterkommen, um mit ihnen zu sprechen. Zugleich steckten die Soldaten, zum Zeichen des Friedens, auf dem Thurme eine weiße Fahne auf. Diese Fahne sah man von außen, aber was die Soldaten sagten, konnten die Abgesandten nicht verstehen. Die Abgesandten wollten in den innern Hof hineingehen, das Volk bat sie aber, es nicht zu thun, und den Friedenssignalen nicht zu trauen. Indessen riefen die Unterofficiere aufs Neue, sie möchten hereinkommen, und sich nicht fürchten; aber die Abgesandten, furchtsam gemacht, zogen sich mit dem Volke zurück. Nun sagte Herr de Launay, diese Abgesandten seyn wahrscheinlich nicht von der Stadt geschickt, sondern es sey eine bloße Kriegslist um die Bastille einzunehmen; und als zu eben dieser Zeit ein anderer Haufe des Volks den Angriff auf die Brücke erneuerte: so wurde auch aus der Bastille wieder gefeuert, und die Abgesandten, die nun glaubten, daß man sie bloß habe in die Bastille locken wollen, um sie zu ermorden, begaben sich hinweg.

Die Wuth des Pöbels gegen die Soldaten in der Bastille, hatte durch diese anscheinende Verrätherei noch zugenommen, und kannte nun keine Gränzen mehr. Der Angriff auf die innere Brücke wurde jetzt von

neuem

neuem vorgenommen, und der Hause der Angreifenden nahm immer mehr und mehr zu, indem aus allen Gegenden der Stadt Leute, und endlich auch Kanonen ankamen. Weiber fochten an der Seite ihrer Männer, und eine unter ihnen hat sich durch ihre Tapferkeit vorzüglich ausgezeichnet. Bald nachher brachte man drei Fuder Stroh herbei; das Wachthaus, das Haus des Gouverneurs und die Küchen wurden in Brand gesteckt. Dieses Feuer war den Angreifenden selbst schädlich; denn durch dasselbe wurden sie von der zweiten Brücke, die sie einnehmen wollten, abgeschnitten. Dieses angelegte Feuer trieb indessen einige Personen, welche sich bis jetzt im Hause des Gouverneurs aufgehalten hatten, aus demselben heraus. Unter diesen befand sich ein schönes, junges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, Mademoiselle de Monsigny, die Tochter des Officiers der Invaliden. Sie erschien im Hofe, und ein Haufe des Pöbels bemächtigte sich ihrer. Vor Schrekken fiel sie ohnmächtig nieder. Man trug sie in den äußern Hof, und einer rief: „Seht! seht! hier ist de Launay's Tochter!„ Andere liefen herbei: und einer sagte: „Weil der Schurke uns die Bastille nicht „übergeben will: so wollen wir seine Tochter lebendig „vor seinen Augen verbrennen!„ Sie legen sie sogleich, noch ohnmächtig, auf einen Strohhaufen, den sie anstecken. Ihr Vater, oben auf dem Thurm, der seine Tochter in den Flammen sieht, springt die Treppe herunter und eilt ihr zu Hülfe; aber zwei Kugeln, die ihn zu gleicher Zeit treffen, strecken ihn leblos dahin. Einer aus dem Haufen, Namens Bonnemer, der eine solche Grausamkeit verabscheut, drängt sich durch ihre sie umgebenden Mörder, entreißt sie den Flammen und trägt sie an einen sichern Ort.

Nun sagte Herr de Launay, er wolle die Festung übergeben. Dieses hatte er gleich im Anfange schon thun wollen, ehe noch ein Schuß geschehen war, aber Herr von der Flue, der Schweizerofficier, wollte es nicht zugeben, sondern antwortete: er dürfe sich bei seinem Regimente nicht mehr sehen lassen, wenn er eine Festung, deren Vertheidigung ihm vom Könige übertragen sey, übergebe, ohne auch nur einen Schuß gethan zu haben. Die in der Bastille befindlichen Invaliden weigerten sich, auf das Volk zu schießen, aber Herr von der Flue drohte ihnen, daß er seinen Schweizersoldaten befehlen wolle, auf sie zu schießen, wenn sie seinen Befehlen nicht gehorchen wollten. Herr de Launay wußte gar nicht mehr, was er that, und kam nun auf den thörichten Einfall, die Bastille in die Luft zu sprengen. Er ergriff eine brennende Lunte, um damit in das Pulvermagazin zu gehen und das Pulver anzustecken; dabei bedachte er nicht einmal, daß er den Schlüssel zu dem Pulvermagazine nicht hatte. Zwei Unterofficiere hielten ihm ihre Bajonette entgegen, und er mußte zurückgehen. Endlich entschloß sich die Besatzung, nach einer kaum angefangenen Gegenwehr, Chamade schlagen zu lassen, eine weiße Fahne auf dem Thurme aufzustecken, zu kapituliren und die Festung zu übergeben. Dies geschah auch. Die weiße Fahne, oder an ihrer Stelle ein weißes Schnupftuch, wurde auf dem Thurme aufgesteckt, und dreimal ging der Trommelschläger, Chamade schlagend, oben auf der Plateforme herum. Ohne auf diese Friedenszeichen zu achten, fuhr das Volk mit beständigem Schießen fort.

Da die Belagerer endlich bemerkten, daß man aus der Bastille nicht mehr feuerte: so rückten sie, unter beständ=

beständigem Schießen, bis an den Graben der inneren Brücke vor, und riefen: „Nieder mit der Brücke! Laßt die Brücke nieder!„ Herr von der Flue rief ihnen durch eine Schießscharte zu: „er wolle die Bastille übergeben, aber er verlange mit militairischen Ehrenzeichen auszumarschieren.„ „Nein! Nein!„ schrien sie ihm alle entgegen. Dann schrieb er mit Bleistift die Kapitulation und steckte dieselbe durch die Schießscharte heraus. Ein Brett wurde über den Graben gelegt, und einer ging über dasselbe, um die Kapitulation zu holen. Dann wurde sie den Umstehenden laut vorgelesen. Sie lautete folgendermaßen: „Wir haben 20,000 Pfund Pulver; wir wollen die Bastille „und das ganze Quartier in die Luft sprengen, wenn „ihr die Kapitulation nicht annehmt. Wir wollen uns „ergeben und die Waffen niederlegen, aber ihr müßt „versprechen, die Besatzung nicht zu ermorden.„ Das Volk rief, nach Vorlesung dieser Kapitulation: „Laßt die Brücke nieder, es soll euch kein Leid geschehen.„ und Herr Elie, ein Officier, welcher das Volk anführte, und seine Uniform trug, rief: „Bei Officiersparole „verspreche ich, daß wir die Kapitulation annehmen; „laßt die Brücke nieder!„ Nun, ohne weitere Garantie der Kapitulation zu verlangen, wurde die Brücke niedergelassen, und die Vestung dem Pöbel übergeben. Das Volk stürzte wüthend herein, fiel über Officiere und Soldaten her, vorzüglich über die Invaliden; denn die Schweizer hatten leinene Kittel über ihre Uniformen angezogen, weswegen sie der Pöbel für Gefangene hielt. Der Pöbel drang in die Wohnungen der Officiere, verwüstete und zerstörte daselbst Alles, was ihm unter die Hände kam, während andere aus dem

Volke, die sich im Hofe befanden, und noch nicht wußten, daß die Bastille eingenommen war, auf diese schoßen, weil sie dafür hielten, daß sie zur Besatzung gehörten. Der Gouverneur der Bastille, Herr de Launay, wurde gefangen genommen. Da er sich umringt und festgehalten sah, hob er die Augen gen Himmel und zog aus seiner Tasche ein Messer, mit welchem er sich erstechen wollte. Man hielt ihn aber zurück, um ihn im Triumphe nach dem Rathhause zu führen. Herr de Launay erinnerte an die Kapitulation; aber man hörte ihn nicht. Es war um fünf Uhr Nachmittags.

Die auf dem Rathhause versammelten Wahlherren hatten das Schießen gehört, und von Zeit zu Zeit erfahren, was bei der Bastille vorging. Bald führte man einen, der am Arme verwundet war; bald trug man einen andern in den Rathssaal, der in den letzten Zügen lag; bald brachte man die falsche Nachricht, die Bastille sey eingenommen. So saßen sie, zwischen Furcht und Hofnung, in banger Erwartung, den ganzen Nachmittag. Doch unterbrach ein anderer Vorfall diese anscheinende Ruhe. Zwei Unbekannte, beide in heftigem Zorne, kamen nach dem Rathhause und sagten, sie seyn von den im Palais Royal versammelten Bürgern abgesandt, um Herrn von Flesselles der Verrätherei anzuklagen, welcher nun schon seit vier und zwanzig Stunden, unter falschem Vorwande und ungegründeten Versprechungen, die Waffen zurückhalte, die er liefern könnte; seine Absicht sey, die Stadt den Feinden des Vaterlandes zu übergeben. Herr von Flesselles antwortete: sein Gewissen sey rein, er habe seine Pflicht erfüllt, und er könne mit den Feinden des

Vater=

Vaterlandes keine geheime Korrespondenz unterhalten; denn er sey nun seit vier und zwanzig Stunden gar nicht von dem Rathhause weggekommen, so daß auch seine kleinste Handlung den übrigen Mitgliedern des Ausschusses nicht hätte verborgen bleiben können.

Bald nachher kamen in den Saal eine Menge bewafneter Bürger, die drei Invaliden hereinschleppten, welche sie, wie sie sagten, bei der Bastille, mit den Waffen in der Hand, gefangen hätten, und die sie, um sich zu rächen, sogleich, mit wüthendem Geschrei, aufzuhängen drohten. Ein alter Mann mit grauen Haaren, welcher bei alle dem Mordgeschrei um ihn her ganz ruhig blieb, sagte: „Wie ist es möglich, daß ich auf „meine Mitbürger sollte geschossen haben, da ich ganz „unbewafnet bin und eben aus dem Wirhshause kam, „wo ich eine Bouteille Wein geholt hatte.„ Einer von den Mitgliedern des Ausschusses rettete diese drei Schlachtopfer der Volkswuth, indem er dem Volke vorstellte, daß man sie, sie möchten nun schuldig oder unschuldig seyn, nicht unverhört hinrichten könne, und daher befahl, man sollte sie nach dem Gefängnisse führen und bewachen.

Aehnliche Auftritte folgten einer auf den andern, bis endlich ein fürchterliches Geheul, das man von der Ferne her hörte, und das, so wie es sich allmälich näherte, immer mehr und mehr zunahm, die Einnahme der Bastille ankündigte. Die Schlüssel dieser Festung wurden in den Saal gebracht; ein Haufe bewafneter und noch vor Wuth schäumender Bürger stürzte in den Saal hinein, welche baten oder vielmehr befahlen, daß man den Schuldigen, die sie gefangen mitbrachten, auf

der

der Stelle den Prozeß machen möchte. a) Zugleich ertönte der Greveplatz von dem fürchterlichsten Geheul. Der Pöbel riß die Invaliden, die Schweizer, den Gouverneur, die Officiere nieder und schleifte sie auf der Erde bis in den Saal des Rathhauses; von allen Seiten hörte man nichts als die Worte: „Henkt sie! Henkt sie! Henkt sie auf!„ Ein gemeiner Kerl drängte sich durch die Menge bis vor die Schranken, hinter welchen die Wahlherren saßen, und zeigte, mit dem teuflischen Lächeln der Wuth, eine blutige Halsschnalle, die er zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger emporhielt. Einer von den Wahlherren nähert sich ihm, um zu sehen, was es ist. „Nehmen Sie es! Nehmen Sie es! sagte der Kerl, es gehört Ihnen zu! Es ist de Launay's Halsschnalle, dem ich so eben den Kopf abgeschlagen habe!„ Der Wahlherr schlug die Augen nieder und trat erschrocken zurück. „Seht mir einmal diesen da, rief der Kerl, er fürchtet sich, wenn er Blut sieht!„ b)

Der Saal war nun mit einer Menge bewafneter Menschen aus allen Klassen so angefüllt, daß man sich darin nicht rühren konnte. Die meisten waren noch von dem Gefechte bei der Bastille so außer sich, daß sie nicht sahen, nicht hörten, nicht wußten, was sie thaten oder sagten; einige sangen vor Freude; andere heulten vor Wuth; noch andere riefen aus: „keine Gnade! keine

a) Clamore a proximis orto, fordida pars plebis fupplicium Sabini expofcit, minas adulationesque mifcet.

TACITUS Hift. l. 3.

b) Tum confoffum conlaceratumque et abfciffo capite truncum corpus Sabini in Gemonias trahunt.

TACITUS Hift. l. 3.

keine Gnade für die Gefangenen!„ Der muntere Gesang der Freudenlieder und der langsame, dumpfe und abgebrochene Ton des Mordgeschreies, mischten sich auf eine schreckliche Weise ineinander, erschütterten die Seele bis ins Innerste; das Geschrei entzückte und schreckte zugleich. Während dieser Zeit brachte das Volk auf dem Greveplatze seiner Rache ein Schlachtopfer nach dem andern. Erst den Major der Bastille, dann den Aide-Major, dann den Lieutenant der Invaliden.

In dem Saale selbst waren noch immer die in der Bastille gefangenen Soldaten in Todesangst, weil der wüthende Pöbel alle Augenblicke sie zu erwürgen drohte, vorzüglich war das Volk auf drei unter ihnen erbittert, und am meisten auf einen, der blessirt war. In Einem Augenblicke waren hundert gezückte Säbel über seinem Kopfe, und der Pöbel schrie: haut den Schurken nieder! Er zitterte und schwankte, sah starr vor sich hin, und schien vor Schrecken außer sich. Ein Wahlherr, der mit dem Unglücklichen Mitleiden hatte, stand auf, rief, winkte mit der Hand, bat um Stillschweigen, und sagte, mit der tiefsten Menschenkenntniß, um erst die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande der Wuth abzuleiten: „Freunde! seyd ihrs, die ihr die Bastille erobert habt? Im Namen des Vaterlandes fordere ich euch auf, mir die Wahrheit zu sagen!„ Sie wundern sich über eine solche Frage, sehn sich einander bestürzt an, und rufen endlich: „Wer anders als wir?„ — „Ich erkenne euch an dieser Sprache, fuhr Jener fort, verzeiht, werthe Mitbürger, ihr verdient unsere ganze Hochachtung, und niemals wird die Nation vergessen, was sie euch schuldig ist! Aber (sagte er ferner, mit einem

einem finstern Gesichte) seyd ihrs, die ihr den Tod eines entwafneten Gefangenen fordert?„ — Ja! Ja! seinen Tod! seinen Tod! riefen alle einstimmig. — „Wenn ihr so sprecht, so seyd ihr weiter nichts als ungeheure, feige Mörder, die fähig sind, die schönste und größte Revolution mit Blut zu beflecken!„ Gerührt dringt nun der Haufe auf den Sprechenden zu, alle wollen ihn umarmen. „Ja! ruft einer, er hat Recht, er ist menschlich; aber wir, was waren wir im Begriffe zu thun?„ — „Uns zu rächen, schrie ein Kerl aus dem niedrigsten Pöbel; er ist menschlich: das mag seyn, aber wenn er herkäme, wo wir herkommen, so würde er anders sprechen.„ Und nun dringen wieder alle mit gezückten Säbeln auf den unglücklichen Soldaten zu. Die Ehre, ihn zu retten, war dem tapfern Marquis de la Salle vorbehalten. „Dieser Mensch, sagte er (und der Zug schildert seine Menschenkenntniß und sein Talent, über das Volk zu herrschen), dieser Mensch hat, wie ihr sagt, auf seine Mitbürger geschossen: man muß ein Exempel statuiren . . . . Bin ich Euer Kommendant?„ Der Pöpel antwortet durch ein Freudengeschrei. „Wohlan! ich befehle, daß man ihn ins Gefängniß führe, und ihn nach dem allerstrengsten Kriegsrechte richte.„ Die Wuth weicht dem Gehorsam, und der Gefangene wird ohne Widerrede in Sicherheit gebracht. Aber während der Kommendant diesem das Leben rettete, wurden die andern beiden von dem Pöbel auf den Greveplatz heruntergeschleppt und aufgehängt.

Indessen wurde Herr von Flesselles laut der Verrätherei angeklagt. Von Zeit zu Zeit zielten einige aus dem Haufen mit ihren Flinten auf ihn. Er saß da in Angst und Furcht, kaute und kaute an einem Bissen

Brod

Brod, den er nicht Kraft genug hatte, herunterzuschluk-
ken, suchte aber seine Unruhe auf seinen Gesichtszügen
zu verbergen. Endlich sagte er: „weil ich meinen
Mitbürgern verdächtig bin: so ist es besser, wenn ich
weggehe.„ Wobei er von seinem Stuhle aufstand.
Einige stellten sich vor ihn, baten ihn, zu bleiben, und
bei dem, was vorginge, etwas kälter sich zu betragen.
Darauf riefen einige, Herr von Flesselles solle nach
dem Palais Royal kommen, um dort von seinem Be-
tragen Rechenschaft zu geben, und alle wiederholten:
„Nach dem Palais Royal! Nach dem Palais Royal!„
Er antwortete: „Wohlan! meine Herren, ich gehe nach
dem Palais Royal!„ Mit diesen Worten stand er auf, ging
aus dem Saale durch die Menge; dann die Treppe des
Rathhauses herunter, über den Greveplatz; das Volk
drängte sich um ihn und folgte ihm nach. Er kam durch
die aufgesteckten Bajonetter bis ans Ende des Platzes;
dort aber tödtete ihn ein Pistolenschuß von einem Unbe-
kannten. Der Pöbel schlug ihm den Kopf ab, und trug
denselben, nebst dem von de Launay, auf Stangen ge-
steckt, in den Straßen von Paris herum.

Herr Moreau von St. Mery wurde an Flesselles
Stelle zum Präsidenten des beständigen Ausschusses er-
wählt. Ein neuer Haufe, mit Flinten und Säbeln be-
wafnet, stürzt sich in den Saal und schleppt den Prin-
zen von Montbarrey und seine Gemahlin bis vor die
Schranken. „Aristokraten! Aristokraten! so ruft das
Volk, bringt sie um! bringt sie um!„ Die Prinzessin
hebt ihre ausgestreckten Arme zum Himmel, und sinkt
ohnmächtig nieder. Sie wurde sogleich in ein Neben-
zimmer getragen und der Wuth des Pöbels entzogen.
Der Prinz ward von denen, die ihn hereingebracht hat-
ten,

ten, bis zu dem Tische gestoßen, hinter welchem die Wahlherren saßen, auf denselben mit der oberen Hälfte seines Körpers übergeworfen und niedergedrückt, so daß er kein Wort sprechen konnte, und ihm das Gesicht auf dem Tische gepreßt und gequetscht wurde. So blieb er einige Minuten. Endlich gelang es dem Marquis de la Salle, die Wüthendsten zu entfernen und die übrigen zu mäßigen. Zwanzig Bajonette waren nun gegen de la Salle selbst gerichtet, der sich des Prinzen annahm, aber der Held fuhr unbesorgt in seiner Rede fort, und so wie er sprach, hoben sich die gegen seine Brust gerichteten Bajonette allmälich in die Höhe. So viel bewirkte de la Salle durch seine Beredsamkeit; er rettete sich. Aber den Prinzen zu retten, dazu gehörte körperliche Stärke, und auch diese besitzt er: er entriß den Prinzen den Händen seiner Mörder und stellte sich vor ihn, um ihm zum Schilde zu dienen. Erstaunt stehen sie da über diesen Theaterstreich, der Pöbel klatscht dem Marquis lauten Beifall zu, und seine Wuth ist verschwunden. „Mitbürger, sagte der „Prinz, ihr irrt euch, ich bin ein so guter Bürger als „ihr, und ich habe sogar Theil an der Revolution; denn „ich bin der Vater desjenigen, der sie in der Franche-„Comte angefangen hat. Ja, meine Freunde, ich bin „der Vater des Prinzen von Saint-Maurice.„ Nun wird der Pöbel ruhig, der Prinz macht sich den Augenblick zu Nutze, begiebt sich zu seiner Gemahlin und mit ihr nach Hause.

Kaum hatte der Prinz mit seiner Gemahlin den Saal verlassen, als ein anderer rasender Haufe den Baron Bachmann, Major der Schweizergarde, und Herrn Chaulet, den Adjudanten dieser Garde, hereinbringt.

bringt. Sie waren durch ein Mißverständniß angehalten worden; Herr Moreau besänftigte das Volk, und gab den beiden Officieren eine Bürgerwache, welche sie nach Hause begleitete, und der Wuth des Pöbels entzog.

Gegen neun Uhr des Abends kam Herr Deleutre nach dem Rathhause zurück, der drei Stunden vorher von der Versammlung nach dem Invalidenhause gesandt worden war, um dort die Ruhe unter dem Volke herzustellen, welches unter dem Vorwande, noch mehr versteckte Waffen zu suchen, das Hotel zu plündern drohte. Man hatte ihm nur zwölf Soldaten zur Begleitung mitgegeben; dennoch erreichte er seinen Zweck, weil er Menschenkenntniß besaß. Als er bei dem Hotel ankam, fand er im Hofe desselben mehr als 10,000 Menschen versammelt, die ihm aber, da ihn die Reuter, welche vor ihm herritten, als einen Abgesandten vom Rathhause ankündigten, sogleich Platz machten. Er kam mit seinen zwölf Soldaten bis vor die Thüre des Hotels, sagte dem Volke, er wolle genaue Untersuchung anstellen, und bat, daß man ihm versprechen möchte, indessen nicht mit Gewalt in das Haus zu dringen. Der Haufe versprach, und er ging hinein zu dem Gouverneur, Herrn von Sombreuil. Dieser versicherte, daß keine Waffen mehr im Hause vorhanden seyn; man habe, sagte er, am Vormittage sogar die Schildwachen entwafnet und über 30,000 Flinten weggenommen, von denen wenigstens 12,000 in sehr gefährlichen Händen sich befinden müßten; übrigens sey er bereit, alle Thüren zu öfnen und die allergenaueste Untersuchung zu erlauben. Während Herr von Sombreuil dieses sagte, bemühte sich das Volk,

mit

mit Gewalt in die Keller des Hotels einzudringen. Herr Deleutre, welcher den Lärm hörte, ging herunter, und war, nach vielen vergeblichen Versuchen, endlich glücklich genug, mit der Hülfe seiner zwölf Soldaten, das Volk zu besänftigen; ja, er wagte es sogar, einen wohlgekleideten jungen Mann, welcher ihm ins Gesicht sagte, er sey ein Verräther und im Verständnisse mit dem Gouverneur des Hotels, mit Gewalt aus dem Hofe wegbringen zu lassen. Nach diesem Auftritte wollte man das große Gitterthor des Vorhofes des Hotels verschließen, um dem Volke den Eingang zu verwehren; aber Herr Deleutre rief über laut: „Dies „kann ich nicht zugeben, das Volk hat mir versprochen, „keine Gewaltthätigkeiten vorzunehmen, und ich ver„lasse mich auf sein Wort.„ Der ganze große Haufe klatschte ihm bei dieser Rede allgemeinen Beifall zu. Herr Deleutre, durch diesen Beifall noch mehr aufgemuntert, sprach so laut er konnte zu dem Haufen, der ihn umgab, und verlangte, die Menge sollte unter sich selbst vier Personen auswählen, welche ihn bei der Untersuchung des Hotels, die er jetzo vornehmen wolle, begleiten und ihm dabei behülflich seyn sollten. Die vier Personen wurden gewählt. Nun sagte Herr Deleutre zu diesen vier vom Volke gewählten Personen: „Es ist gar nicht meine Absicht, selbst die Untersuchung „anzustellen, ich übergebe Ihnen die Vollmacht, welche „ich hiezu von der Stadt erhalten habe; thun Sie es in „meinem Namen, und Ihr Bericht soll der meinige seyn. „Dieses Betragen erhielt unter dem versammelten Volke allgemeinen Beifall. Die vier Abgesandten untersuchten das ganze Haus, und brachten drei Stunden über dieser Untersuchung zu; nachher kamen sie zurück und berich-

berichteten, daß sie Nichts gefunden hätten. Das Volk, welches in den Bericht der von ihm selbst gewählten Abgesandten kein Mißtrauen setzen konnte, war zufrieden und begab sich ruhig hinweg. Solche kleine Züge sind außerordentlich lehrreich! Sie beweisen, was ein einzelner Mann ausrichten kann, wenn er Menschenkenntniß besitzt und mit dem Volke umzugehen versteht. Ich habe nicht versäumt, alle diese Züge, soviel ich derselben habe auffinden können, anzuführen. Es sind, denke ich, ausgestreute Saamen, die hie oder da einmal Frucht bringen werden.

In der schrecklichen Nacht vom 14ten auf den 15ten Julius war Niemand in Paris weder seines Lebens noch seines Eigenthums sicher. Die Sturmglokken wurden ohne Aufhören geläutet; Patrouillen giengen durch alle Straßen, nahmen männliche Einwohner mit Gewalt aus ihren Häusern und zwangen sie, Wache zu thun. Von Zeit zu Zeit hörte man einen entfernten Kanonenschuß. Ganz Paris war in Bewegung. „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Der Feind „kommt! Der Feind kommt! Funfzehntausend Mann „sind im Anmarsche! Sie sind schon da! Sie „kommen!„ So rief man unaufhörlich in allen Straßen. Das Pflaster wurde aufgenommen; die Eingänge der Straßen wurden verschanzt; alle Fenster waren offen und mit Weibern, Kindern und Greisen angefüllt, die eine Menge Steine bereit hielten, um den Feind, den sie erwarteten, damit zu bedecken. Junge, furchtsame Mädchen hielten in ihren zarten Händen Degen, Säbel, Bratspiesse, Messer, um sich zur Wehre zu setzen, wenn der Feind in die Häuser dringen sollte: denn man erwartete Alles, ohne bestimmt zu wissen,

was

was man erwartete. Einer meiner Freunde hatte eine beträchtliche Menge Phosphor in kochendem Wasser geschmolzen, und hielt sich bereit, dem Feinde, wenn er durch seine Straße ziehen sollte, dieses unauslöschliche Feuer auf die Köpfe zu tröpfeln.

Auf dem Rathhause war durch die ganze Nacht die Unruhe unbeschreiblich groß. Herr Moreau de St. Mery, als Präsident der Wahlherren, versichert, er habe in dieser Nacht über dreitausend Befehle gegeben, und nur allein seine Kaltblütigkeit und seine Klugheit haben ihn aus den größten Gefahren gerettet. Um eilf Uhr kündigte man ihm mit Schrecken und Entsetzen an, 15,000 Mann seyn gegen die Stadt im Anmarsche begriffen; sogleich schickte er Hrn. Deleutre nach der ihm genannten Gegend hin, um zu erfahren, ob die Nachricht gegründet sey. Nach der Bastille schickte er Hrn. Soutes mit 250 Mann, um diese Festung zu besetzen, und vor einem Ueberfalle sicher zu stellen. Sieben Leichname von unbekannten Personen, die man in den Straßen ermordet gefunden hatte, befahl er, öffentlich auszusetzen, damit ihre Verwandten sie am folgenden Tage erkennen möchten. Gegen ein Uhr des Morgens wurde der Allarm größer, als er noch nie vorher gewesen war. Bald hieß es, die königlichen Truppen seyn in der Vorstadt St. Denis; bald in der Vorstadt St. Marceau: bald in der Vorstadt St. Martin; bald an andern Orten. An alle ihm genannten Orte schickte er Truppen und Kanonen.

Gegen zwei Uhr des Morgens kam Herr Deleutre zurück. Er hatte keine Truppen angetroffen; es war ein falscher Lärm gewesen: aber er fand Männer, Weiber, Kinder und Greise, in trauriger Stille be-

schäf-

schäftigt, das Pflaster der Straßen aufzunehmen und sich in Vertheidigungsstand zu setzen.

Um eben diese Zeit kamen sieben Soldaten von der Bürgermiliz nach dem Rathhause, und verlangten von Hrn. Moreau de St. Mery mit großem Ungestüme Patronen: sie wollten, sagten sie, welche haben, es möge kosten, was es auch wolle. Herr Moreau de St. Mery, weit klüger als der unglückliche Flesselles, versprach nicht, wie dieser, was er nicht halten konnte. Er ließ den Abbe Lefebure herauf kommen, der das Pulver in Verwahrung hatte. „Wieviel Patronen ha„ben Sie noch übrig?„ fragte er diesen. — Noch vier — „Sehr wohl! sagte er, mit vergnügter Mine, „wir müssen suchen jedermann zufrieden zu stellen.„ Die vier Patronen wurden unter die sieben Soldaten ausgetheilt, und alle sieben waren zufrieden, und dankten, indem sie weggiengen.

Der Abbe Lefebure hatte nun seit vier und zwanzig Stunden, bei der ihm anvertrauten Aufsicht über das Pulvermagazin und über die Vertheilung des Schießpulvers, eine Sorgfalt, eine Klugheit und einen Muth gezeigt, die beinahe unglaublich sind. Er stand zwischen den offenen Pulverfässern, alle Augenblicke in der größten Lebensgefahr. Der Pöbel drängte sich hinein. Einige schossen im Magazine ihre Flinten und Pistolen loß, um zu versuchen, ob das Pulver auch gut sey; Andere rauchten neben den offenen Pulverfässern, um den Abbe zu zwingen ihre Pfeifen zu einem ungeheuren Preise zu kaufen. In der Nacht war der Haufe, welcher sich herbei drängte, um Pulver zu bekommen, so groß, daß es der Abbe so schnell als möglich aus den offenen Fässern in papiernen Düten

schö=

schöpfen mußte. Dadurch wurde der ganze Saal mit feinem Schießpulverstaube angefüllt; die brennenden Lichter fiengen schon an schwächer zu leuchten, und vielleicht war der Augenblick nahe, in welchem das ganze Magazin, mit dem Rathhause und den umliegenden Gebäuden, in die Luft geflogen wäre, wenn nicht ein hereintretender Officier die Umstehenden auf die große Gefahr, in welcher sie sich befanden, aufmerksam gemacht hätte. Es sey, sagte dieser, ein wahres Wunder, daß die brennenden Lichter den Pulverstaub noch nicht angezündet hätten, und es sey die höchste Zeit, dem Unglücke, das sie bedrohe, vorzubeugen: dieses geschah dadurch, daß man um die Lichter eine papierne Einfassung machte. Außer der Vertheilung des Schießpulvers, gab der Abbe Lefebure den Hungrigen, die in Menge in sein Magazin kamen, Geld, um sich Lebensmittel zu kaufen, und den Menschen aus dem niedrigsten Pöbel, welche bewaffnet zu ihm kamen, kaufte er ihre Waffen ab, weil er dieselben in solchen Händen für die gemeine Ruhe und Sicherheit gefährlich hielt.

In dieser Nacht zog sich die ganze auf dem Märzfelde versammelte Armee eilfertig gegen Versailles zurück, mit Hinterlassung der Zelten, Betten, Decken, und des andern Feldgeräthes. Des Morgens früh plünderten die tapferen Pariser das Lager. Die Einnahme und Plünderung dieses, auf eine so unerhörte Weise verlassenen Lagers, rechnen sie unter ihre größten Heldenthaten, und haben seit dieser Zeit sich selbst den Namen **Pariser Helden** (braves Parisiens; vainqueurs de la Bastille) beigelegt.

Mön=

Montags, den 13ten Julius, setzte die National-versammlung in Versailles ihre Sitzungen fort. Ich werde die Geschichte dieser Sitzung ausführlich erzählen; denn sie war unstreitig die wichtigste von allen, welche die Nationalversammlung gehalten hat

Die Nachricht der Verweisung Neckers und der übrigen Minister, versetzte beinahe alle Mitglieder in eine tiefe Trauer. Hr. Mounier sagte: „Ich erkenne „zwar, daß der König das Recht hat, seine Minister „zu verändern; aber ich glaube, daß es in kritischen „Zeiten die Pflicht der Stellvertreter der Nation erfor-„dere, dem Monarchen Vorstellungen zu thun, und „daß jetzo, da der Kredit des Staates und das Wohl „des Volkes in Gefahr stehen, die Nationalversamm-„lung dem Könige muthige Wahrheiten über die neu „erwählten Minister nicht vorenthalten darf. Die „Feinde der öffentlichen Ruhe allein sind über die Ver-„zweiflung des Volkes unbekümmert; sie reitzen es „durch drohende Zurüstungen; sie umgeben es mit be-„wafneten Truppen; sie thun Eingriffe in die allge-„meine und individuelle Freiheit; sie schneiden alle Ge-„meinschaft durch die Heerstraßen ab: folglich haben sie „den König gelehrt, ein Volk zu fürchten, das ihn „liebt, und gegen dasselbe eben die Behutsamkeitsre-„geln anzuwenden, die man sonst nur gegen Feinde „des Vaterlandes anzuwenden pflegt. Wir müssen „dem Könige die Wahrheit sagen, und ihm alle Ge-„fahren vorstellen die seinem Reiche drohen. Wir „müssen ihm vorstellen, daß die Nationalversammlung „in einen schändlichen Bankerott nie einwilligen wird.„

Einige Mitglieder der Versammlung behaupteten, das Recht, die Minister zu wählen, gehöre ganz allein

dem Könige, und die Versammlung dürfe sich in diese Wahl nicht mischen.

Hierauf hielt Lally-Tolendal eine Rede, welche Thränen den Augen seiner Zuhörer entlockte: „Wer „sind die Ankläger des Ministers bei dem Könige? „sagte er. Nicht die Parlamenter, die er zurückberu-„fen hat; nicht das Volk, dem er, in der Hungers-„noth, Brodt verschaft hat; nicht die Gläubiger des „Staats, die er bezahlt hat; nicht die rechtschaffenen „Staatsbürger, deren Wünsche er erfüllt hat. Wer „denn? Ich weiß es nicht! Wer es aber auch seyn „mag, der ist sehr strafbar. Und was sind die Ver-„brechen des Ministers, die man anklagen konnte? „Was hat er seit einem Jahre gethan? Schon habe „ich es gesagt, und ich wiederhole es. Als es an „Gelde fehlte, hat er uns bezahlt; als es an Brodt „mangelte, hat er uns ernährt; als die ausübende „Gewalt ihr Ansehen verlohren hatte, hat er den Auf-„ruhr gestillt. Und seine Abreise; seine Abreise vor-„gestern, war sie die eines Partheigängers (facticux)? „Seinen vertrautesten Dienern, seinen zärtlichsten „Freunden, seiner Familie sogar verbarg er seine Ab-„reise; er gab vor, er wolle auf sein Landguth reisen. „Alles was um ihn war, alles was er liebte, hat er „in der quälendsten Unruhe hinterlassen. Eine ganze „Nacht hat man damit zugebracht, ihn auf allen Sei-„ten zu suchen. So flieht zuweilen ein Verbrecher, der „sich dem Unwillen des Volks entziehen will; aber er, „er wollte sich nur den Huldigungen, dem Bedauren „entziehen, das ihn überall, auf seinem Wege, würde „begleitet haben, und wodurch seine Ungnade ihm we-„niger kränkend würde geworden seyn. Lieber hat er

„sich

„sich dieses Trostes berauben, und allein statt aller de-
„rer leiden wollen, die er liebte, als die Ursache auch
„nur einer vorübergehenden Unruhe, oder eines Auf-
„ruhrs zu werden. Das letzte Gefühl, das ihn be-
„lebte, die letzte Pflicht, die er sich vorschrieb, indem
„er Frankreich verließ, Frankreich woraus er verwie-
„sen wurde, war, dem Könige und der Nation noch
„auf diese Weise seine Hochachtung und seine Ergeben-
„heit zu bezeugen. Entweder muß man nicht an die
„Tugend glauben: oder hier eine der reinsten Tugen-
„den erkennen, die jemals auf dem Erdboden gewe-
„sen sind.„

Der Graf **Virieu** sagte: „Ich weiß, daß unser
„Weg zwischen Abgründen geht; auf einer Seite die
„Wuth unserer Feinde; auf der andern, die Zügello-
„sigkeit des Volkes; aber wir dürfen nur unsern
„Grundsätzen getreu bleiben. Von allen Seiten rei-
„ßen die Bande des Zutrauens; die Anarchie hebt
„drohende Hände empor; das Blut fließt; unsere
„Mitbürger sind in der vorigen Nacht umgekommen:
„und wir sollten ein strafbares Stillschweigen beibe-
„halten? Wir sind ihnen Hülfe schuldig; und durch ei-
„nen neuen, feierlichen Eid wollen wir uns vereinigen.„

Der Graf von **Clermont-Tonnerre** sagte:
„Was hilft es, den Eid zu erneuren? Wir wollen die
„Konstitution endigen, oder unser Leben darüber ver-
„lieren. Es giebt jetzo dringende Gefahren. Paris
„ist in einer schrecklichen Gährung: man ermordet sich,
„und die Truppen bieten zwei sehr verschiedene An-
„blicke dar; ein Theil derselben ist undisciplinirt, und
„gehorcht Niemanden; ein anderer ist disciplinirt, und
„gehorcht den Befehlen des Despotismus.„

„Un-

„Unsere Stimme kann ja der König nicht ein=
„mal hören, sagte Herr Biauzat, der Kanal, durch
„welchen die Nationalversammlung zum Könige ge=
„langt, ist angesteckt und verpestet (pestiféré.)

„Frankreich, sagte der **Marquis von Gouy=**
„**d'Arcy**, Frankreich schwebt zwischen dem Untergange
„und der Hungersnoth, und sieht nun noch sein Inne=
„res durch bürgerliche Zwistigkeiten zerrissen. Gestern
„und in der vergangenen Nacht, habe ich, in Paris,
„20,000 bewafnete Soldaten gesehen; ich habe den
„Donner der Kanonen gehört, ich habe Blut fließen
„sehen; ich habe fremde und französische Truppen sich
„einander umbringen gesehen; ich habe die Bürger
„weinen und sich bewafnen sehen, ich habe sie gesehen,
„haufenweise, nach den Thüren der Schauspielhäuser
„hinlaufen, und, wie an Tagen der öffentlichen Trau=
„rigkeit und des öffentlichen Leides, dieselben, im
„Namen der Nation, zuschließen. Alles dieses habe
„ich gesehen; und an alle diesem sind die ephemeri=
„schen Rathgeber schuld, die unsern tugendhaften
„Monarchen umgeben. Großes Unglück schwebt über
„unserem Haupte; möchte es doch der Vorsehung ge=
„fallen, dasselbe von uns abzuwenden!„

Herr **Barnave** rief aus: „Ich sehe in der Na=
„tion zwei Parthien. Die eine besteht aus den Anhän=
„gern des Despotismus, die den königlichen Schatz
„anfüllen wollen, um denselben zu plündern; die an=
„dere ist die versammelte Nation, deren Abgesandte die
„wahren, von dem Könige selbst berufenen Staatsrä=
„the des Königs sind. Hat der König das Recht, seine
„Minister zu ernennen: so hat die Nation das Recht,
„dieselben nicht anzuerkennen„ (**Welch eine elende**

„So=

Sophisterei!) und kann daher sich weigern, mit ihnen, „die sie weder schätzt noch liebt, irgend etwas abzu= „handeln!„

Hier wurde die Diskussion durch zwei Briefe un= terbrochen, welche Herr von Lally=Tolendal so eben aus Paris erhalten hatte und der Versammlung vor= las. Die Mitglieder der Nationalversammlung ver= fielen bei dem Vorlesen dieser Briefe in eine Traurig= keit, die an Verzweiflung gränzte. Es wurde sogleich beschlossen, eine Gesandschaft von acht und vierzig Mitgliedern an den König zu schicken, um ihn zu bit= ten, daß er den Truppen Befehl geben möchte, sich zu entfernen, und ihm zu sagen, die Nationalversammlung sey gesonnen, eine Gesandschaft nach Paris zu senden, um dort die Ruhe wieder herzustellen.

Der König antwortete: „Ich habe ihnen meine „Gesinnungen über die Maaßregeln, welche die Unru= „hen in Paris mich zu nehmen nöthigten, schon zu er= „kennen gegeben. Mir allein kommt es zu, über ihre „Nothwendigkeit zu urtheilen, und daher kann ich sie „auch nicht im Geringsten abändern. Einige Städte „des Königreichs bewachen sich selbst, aber die Haupt= „stadt ist zu groß, als daß eine solche Wache für die= „selbe rathsam wäre. Ich zweifle nicht, daß die Grün= „de, welche Sie bewegen, mir in diesem traurigen „Zeitpunkte ihre Dienste anzubieten, nicht sehr rein „seyn: aber Ihre Gegenwart zu Paris kann zu gar „nichts dienen; vielmehr ist Ihre Gegenwart hier „nöthig, um die wichtigen Arbeiten, welche ich Ihnen „immerfort empfehle, so viel als möglich zu beschleu= „nigen.„

Diese

Diese Worte waren die letzten, welche Ludewig der Sechszehnte als Despote sprach: von diesem Augenblicke an eröfnete sich ein neues Schauspiel! a)

Die Abgesandten brachten diese Antwort an die Versammlung zurück, und, auf den Vorschlag des Herrn la Fayette, beschloß sie: „Daß Herr Necker „und die übrigen verwiesenen Minister, die Hochach„tung und das Bedauren der Versammlung mit sich „nähmen; daß sie, besorgt wegen der traurigen Fol„gen, welche die Antwort des Königs nach sich ziehen „könnte, ohne Aufhören fortfahren würde, um Entfer„nung der versammelten Truppen und um Einrichtung „einer Bürgermilitz zu bitten; daß zwischen dem Kö„nige und der Nationalversammlung kein Mittelmann „existiren dürfe; daß die Minister, und alle übrigen „Civil- und Militairagenten der ausübenden Gewalt, „für alle ihre Handlungen verantwortlich seyn; daß „die gegenwärtigen Minister und Rathgeber Seiner „Majestät, von was für Rang sie auch seyn mögen, „persönlich für alles das gegenwärtige Unglück und „alles das Unglück, das noch erfolgen möchte, verant„wortlich seyn; daß die Nationalschuld unter den „Schutz und die Ehre der französischen Nation ge„nommen seye, und daß folglich keine Macht das Recht „habe, das infame Wort Bankerott auszusprechen, „oder

a) At Vitellius curis luxum obtendebat. Non parare arma, non alloquio exercitioque militem firmare, non in ore vulgi agere; sed umbra culis hortorum abditus, ut ignava animalia, quibus si cibum suggeras; jacent torpentque, præterita, instantia, futura, pari oblivione demiserat.
TACITUS. Histor. l. 3.

„oder die öffentliche Treue zu verletzen; daß die Na„tionalversammlung auf ihren vorigen Beschlüssen, „vorzüglich auf denen vom 17ten, 20ten und 23ten „Junius, beharre; daß dieser Beschluß von dem Prä„sidenten der Versammlung dem Könige übergeben, „und durch den Druck dem Publikum bekannt gemacht „werden solle.„

Die Sitzung der Nationalversammlung daurte die ganze Nacht, von dem 13ten auf den 14ten Julius, ununterbrochen fort, und Herr la Fayette, als Vice-Präsident, hatte den Vorsitz. Am Abende des 14ten kamen Nachrichten von Paris, von den Unruhen, die daselbst herrschten, aber noch nicht von Einnahme der Bastille. Die Versammlung beschloß, eine neue Gesandschaft zum Könige zu schicken, um ihm die von Paris erhaltenen traurigen Nachrichten mitzutheilen, und ihn aufs neue zu bitten, daß er den Truppen Befehl geben möge, sich zu entfernen.

Sobald diese Gesandschaft zum Könige gegangen war, erschien in der Nationalversammlung eine Gesandtschaft von Paris, welche den Zustand der Hauptstadt vor der Einnahme der Bastille mit sehr starken Farben schilderte. Die Nationalversammlung beschloß hierauf, eine neue Gesandtschaft zum Könige zu schicken, um ihm diese Nachrichten mitzutheilen, obgleich die erstabgesandte noch nicht zurückgekommen war.

Den ersten Abgesandten gab der König folgende Antwort: „Ich habe mich ohne Aufhören damit be„schäftigt, Mittel auszufinden, um die Ruhe in Paris „wieder herzustellen; ich habe deswegen dem Vorsitzer „des Bürgerraths und den Räthen selbst befohlen, hie-

„her

„her zu kommen, damit ich mit ihnen das Nöthige ver-
„abreden könne. Seither habe ich erfahren, daß eine
„Bürgermilitz errichtet worden ist, und sogleich habe
„ich meinen Staabsofficieren befohlen, sich an die
„Spitze dieser Bürgermilitz zu stellen, um derselben mit
„ihrer Erfahrung zu dienen, und den Eifer der guten
„Staatsbürger zu unterstützen. a) Auch habe ich be-
„fohlen, daß die auf dem Märzfelde versammelten
„Truppen sich von Paris entfernen sollten. Unruhe,
„über die in Paris vorgefallenen Unordnungen, fühlt
„gewiß Jedermann, und Niemand mehr als ich.„

Der zweiten Gesandschaft antwortete der König:
„Durch Erzählung des in Paris vorgefallenen Un-
„glücks verwunden sie mein Herz immer mehr und
„mehr. Ich kann nicht glauben, daß die den Truppen
„gegebenen Befehle die Ursache desselben sind. Sie
„wissen, was ich den ersten Abgesandten geantwortet
„habe, und zu dieser Antwort weiß ich nichts hinzuzu-
„setzen.„

Die Pariser Abgesandten reisten nun wieder nach
Paris zurück: aber ehe sie noch die Versammlung ver-
ließen, bat sie Herr la Fayette, daß sie den Staabsof-
ficieren, welche zufolge der Antwort des Königs, die
Regierung an die Spitze der Bürgermilitz zu setzen ver-
suchen würde, ja nicht trauen möchten. Auf ihrer
Rückreise wurden sie zu Seve von den Schweitzerregi-
mentern angehalten, und erfuhren, daß diese Regi-
menter, **aus Furcht vor dem Pariser Pöbel**, in der
Nacht

a) Ipse Vitellius vulgus ignavum, & nihil ultra verba ausu-
rum, falsa specie, exercitum & legiones appellat.
TACITUS Hist. lib. 3.

Nacht plötzlich ihr Lager auf dem Märzfelde verlassen hätten. a) Diese Flucht meiner sonst so tapferen Landsleute, vor den furchtsamen Parisern, hat für mich noch sehr viel Unbegreifliches, und ich wünschte, daß ein Officier dieser Regimenter die Ursachen derselben öffentlich bekannt machen möchte: eine solche Rechtfertigung ist, zur Ehre der Schweitzerischen Nation, nothwendig, und wird begierig erwartet!

In der Nacht vom 14ten auf den 15ten Julius, kamen die Nachrichten von dem, was am vorigen Tage zu Paris vorgefallen war, in Versailles an. Der Herzog von **Liancourt** begab sich zum Könige, und stellte ihm die Gefahr vor, in welcher er sich nebst seiner Familie befinde, wenn er nicht nachgebe. Der König war sogleich bereit, nachzugeben, und alles zu thun, was man nur von ihm verlangen würde. Der Minister **Baron von Breteuil**, die Favoritinn der Königinn, die **Herzoginn von Polignac** und andere flohen, aus Furcht vor dem Pöbel; die Königinn aber, welche man auch zur Flucht hatte bereden wollen, blieb, und wies einen ihrer Ehre so nachtheiligen Rath mit Verachtung von sich.

In der Sitzung des 15ten Julius, berathschlagte sich die Nationalversammlung, nach Anhörung der traurigen Nachrichten, über das, was nun zu thun sey. Alle Mitglieder der Versammlung waren bestürzt, nur Mirabeau machte Scherz daraus, und als Herr **Despremenil** vorschlug, daß sich die drei Stände trennen, und daß man Ständeweise und nicht Kopfweise Stimmen sammeln sollte, stand Mirabeau auf und

a) Procès verbal des Electeurs de Paris. T. 1. p. 406.

und sagte: „Sie wissen also nicht, mein Herr, daß „man jetzt in Paris nur nach Köpfen rechnet!„ a) In der Nationalversammlung wurde vorgeschlagen, eine neue Addresse an den König übergeben zu lassen, um ihn nochmals zu bitten, die Truppen, vorzüglich die Deutschen und Schweitzer-Regimenter, zu entfernen. Während man sich noch berathschlagte, was, und wie man es dem Könige sagen wolle, stand Mirabeau auf, und rief, mit der ihm eigenen Heftigkeit: b) „Sagen Sie ihm, daß die fremden Horden, mit denen „wir umgeben sind, gestern, von den Prinzen; den „Prinzessinnen; den männlichen und weiblichen Günst„lingen; Besuche, Liebkosungen, Vermahnungen und „Geschenke erhalten haben. Sagen Sie ihm, daß die „ganze Nacht hindurch diese fremden Knechte, voll „von Golde und Wein, in ihren gottesvergessenen Ge„sängen, die Unterjochung Frankreichs verkündigt ha„ben, und daß ihre unmenschlichen Wünsche die Zer„störung der Nationalversammlung verlangten. Sa„gen Sie ihm, daß, sogar in seinem Pallaste, die Hof„leute nach dieser barbarischen Musik getanzt haben, „und daß vor der Bartholomäusnacht ähnliche Auf„tritte vorhergegangen seyn. Sagen Sie ihm, daß „der Heinrich, dessen Andenken der ganze Weltkreis „segnet, derjenige unter seinen Vorfahren, den er sich „zum Vorbilde wählte, in das aufrührerische Paris, „das er in Person belagerte, Zufuhren von Lebens-

„mit-

a) Monsieur! Monsieur! vous ignorez donc, qu'à Paris on n'opine plus que par TETES!

Histoire de France pendant trois mois, p. 100.

b) 19 Lettre du Comte de Mirabeau à ses Commettans.

„mitteln schickte; daß hingegen seine blutdürstigen „Rathgeber alles Mehl aufhalten, welches für das ge- „treue und ausgehungerte Paris bestimmt ist.„ a) Diese, mit allem Feuer der Beredsamkeit gemalte Schilderung, war zwar durchaus falsch, aber sie diente dazu, in einem so kritischen Zeitpunkte die Gemüther auf den Grad zu stimmen, auf welchem man sie haben wollte, und sie verfehlte ihre Wirkung nicht. In diesem Zeitpunkte untersuchte niemand; man glaubte Alles, und je unwahrscheinlicher ein Gerücht war, desto mehr Beifall fand es; das wußte Mirabeau, und darauf hatte er gerechnet. Die Gesandtschaft, welche dem Könige diese Addresse überbringen sollte, wollte eben den Saal verlassen, als ihr der Herzog von Liancourt entgegenkam, und der Versammlung die Ankunft des Königs verkündigte. Nun waren alle Gemüther abermals umgestimmt, und ein Freudengeschrei, das gar kein Ende nehmen wollte, verdrängte die vorhergegangene Traurigkeit. Ein Mitglied der Nationalversammlung stand auf und sagte: „Die Nation ist in Trauer. „Wir erwarten jetzo den Monarchen; wir sind ihm unsere Hochachtung schuldig; aber ich bitte Sie, meine „Herren, hören Sie doch mit diesem unzeitigen Lärm „auf. Wir müssen den König mit einem traurigen „Stillschweigen empfangen.„ Ein anderer sagte: „Wir sind Frankreicher, und wir wollen nur unser „Herz um Rath fragen, wie wir den König empfangen sollen.„

Der

a) Ignavissimus quisque, et, ut res docuit, in periculo non ausurus, nimii verbis, linguae feroces.

TACITUS Hist. lib. 1.

Der Graf Clermont Tonnerre sagte: „Die „Versammlung muß bei dem Eintritte des Königs in „der größten Ruhe und im tiefsten Stillschweigen seyn.„ Herr Mounier sagte: „Wir haben hier keine König„liche Sitzung, wie im Parlamente, zu befürchten. „Ueberlassen wir uns also einer gerechten Freude, und „allen unsern Gefühlen.„ Ein Anderer rief: „Die „tiefste Stille allein ist dieser augusten Versammlung „würdig.„

Eine Berathschlagung, wie diese, beweist doch wohl deutlich genug, daß die Versammlung aus Frankreichern bestand. Würde wohl in einem andern Lande, unter solchen Umständen, ein gesetzgebendes Korps, die Stellvertreter einer großen Nation, sich so weit erniedrigen, in einem so interessanten Zeitpunkte, wo Bürgerblut floß, wo der Bürgerkrieg schon angefangen hatte, Rollen auszutheilen, oder in ein Freudengeschrei auszubrechen? Leider! bezeichnen solche Züge nur zu sehr den Geist, welcher die Nationalversammlung belebt. Ueberall raisonnirt sie, wo sie, in tiefe Trauer versenkt, nur fühlen sollte, und überläßt sich dann wiederum dem Enthusiasmus des Gefühls, wo sie denken sollte. Daher alle ihre großen Fehler! Solche Züge, die den übrigen Geschichtschreibern zu gering schienen, um sie aufzuzeichnen, habe ich alle sorgfältig gesammelt.

Der König erscheint in der Versammlung ohne Gefolg, ganz allein, mit seinen beiden Brüdern; er stellt sich vor die Versammlung, und hält, mit unbedecktem Haupte, folgende Rede, sobald der Lärm und das Geschrei: „Hoch lebe der König!“ aufgehört hatte.

„Meine

„Meine Herren!„

„Ich habe Sie versammelt, um mich mit Ihnen „über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berath- „schlagen; nun giebt es aber keine wichtigere, keine, „die mir mehr am Herzen liegen, als die Unordnun- „gen, welche in der Hauptstadt herrschen. Das Haupt „der Nation kommt mit Zuversicht mitten unter ihre „Stellvertreter, um ihnen seinen Schmerz darüber zu „bezeugen, und um sie zu ersuchen, Mittel auszufinden, „Ordnung und Ruhe wieder herzustellen. Ich weiß, „daß man ungerechten Verdacht geschöpft hat; ich „weiß, daß man gewagt hat, zu behaupten, Ihre Per- „sonen seyn nicht sicher. Sollte es denn wohl nöthig „seyn, Sie zu versichern, daß diese strafbaren Gerüchte „ungegründet sind, für deren Falschheit schon mein be- „kannter Charakter bürgt? Wohlan! ich komme hie- „her; ich, der ich nur Eins mit der Nation bin; ich, „der ich mich Ihnen anvertraue. Helfen Sie mir jetzt „das Heil des Staates zu bevestigen. Ich erwarte dies „von der Nationalversammlung. Der Eifer der Stell- „vertreter meines Volkes, die zum allgemeinen Wohl „versammelt sind, bürgt mir dafür: und da ich auf „die Liebe und Treue meiner Unterthanen sicher zähle: „so habe ich den Truppen Befehl gegeben, sich von Pa- „ris und von Versailles zu entfernen. Ich erlaube Ih- „nen; ich ersuche Sie sogar, meine Gesinnungen der „Hauptstadt bekannt zu machen.„ a)

Dreimal wurde diese Rede des Königs durch das Freudengeschrei und das Beifallklatschen der National- ver-

a) Nec deerat ipse Vitellius vultu, voce, lacrymis, misericordiam elicere, largus promissis, &, quae natura trepidantium est; immodicus. *TACIT*, Hist. lib. 3.

versammlung unterbrochen. Der Präsident dankte dem Könige, und entschuldigte den betäubenden Lärm und das Händeklatschen (welches, wie er sagte, so sehr gegen die der Majestät schuldige Hochachtung sey) durch die außerordentliche Liebe der Frankreicher zu ihrem Könige. Der König verließ die Versammlung. Alle Mitglieder drängten sich ihm nach; sie begleiteten ihn bis nach dem Pallaste, und mit ihnen das Volk, welches sich zu dem Könige zudrängte, und in ein wildes Jauchzen und Freudengeschrei: „Hoch lebe der König! „Lange lebe der König!„ ausbrach. Die Königin, mit dem Dauphin auf den Armen, erschien auf dem Balkon, und nun fing das Rufen von Neuem an. Der König begab sich sogleich nach der Kapelle, und dankte der Vorsehung für die hergestellte Ruhe.

Sobald die Nationalversammlung wiederum von dem Schlosse in ihren Versammlungssaal zurückgekehrt war, beschloß sie, sogleich eine Gesandtschaft nach Paris zu senden, um die angenehme Nachricht der Hauptstadt mitzutheilen.

An diesem Tage (am 15ten Julius 1789) hatte indessen in Paris, auf dem Rathhause, der beständige Ausschuß der Wahlherren seine Sitzungen ununterbrochen fortgesetzt. Einer von den Wahlherren, Herr Santerre, kam und beklagte sich bei dem Ausschusse. „Gestern, sagte er, hat mich das Volk zum Kommen„danten der Vorstadt St. Antoine gewählt, und ich „habe den Eid geschworen. An der Spitze eines Hau„fens von 400 Mann, die ich anführte, habe ich die „Bastille mit erobern helfen. Ich kam sogar auf den „Gedanken, eine große Menge Spicköl und Nelkenöl „durch Phosphor anzuzünden und durch eine Feuer-

„sprütze

„sprütze brennend in die Bastille zu sprützen, um sie
„desto eher einzunehmen; die Feuersprütze stand auf
„meinen Befehl schon bereit, als die Bastille einge-
„nommen wurde. In demselbigen Augenblicke sah ich,
„daß ein Schweizersoldat meinen Bedienten auf dem
„Thurme umbrachte, und denselben über die Mauer
„herunterwarf, aber bald nachher sah ich auch, daß
„ein Freund meines Bedienten diesen Schweizersolda-
„ten eben so umbrachte, und eben so vom Thurme her-
„unterwarf. Nachher rettete ich einem Invaliden das
„Leben, welchen das Volk mit Gewalt henken wollte:
„aber darüber gerieth ich selbst in die größte Lebensge-
„fahr. In demselbigen Augenblicke, da auf meinen
„Befehl der Invalide losgelassen wurde, drängte sich
„durch das Volk ein Weib auf mich zu; schäumend vor
„Wuth, verlangte sie von den Umstehenden ein Messer,
„um den Invaliden zu ermorden, und schrie mir dabei
„ins Gesicht: Nichtswürdiger! du begnadigst den
„Bösewicht, der meinen Mann umgebracht hat! —
„Auch die Umstehenden sagten, der Mann dieser Frau
„sey in der Bastille umgekommen. Die Wuth dieser
„Frau, ihr Geschrei und ihre Vorwürfe stimmten alle
„Gemüther auf einmal um, und ohne die größte
„Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes, und den
„Beistand aller derer, die mich kannten, wäre ich von
„dem gegen mich aufgebrachten Volke hingerichtet
„worden.„

Der beständige Ausschuß lobte die Tapferkeit des Hrn. Santerre, und fuhr nachher in seinen Arbeiten fort.

Gegen acht Uhr des Vormittags brachte man auf das Rathhaus die Briefe, welche in den Taschen des unglücklichen Flessellés gefunden worden waren. Alle

waren

waren unbedeutend, und die meisten hatten eine Beziehung auf seine häuslichen Angelegenheiten.

Im Palais Royal versammelte sich indessen die unruhige Pariser Jugend. Die feurigen Jünglinge brannten vor Muth und Tapferkeit, und sprachen von nichts als dem Feinde entgegen zu gehen und denselben in die Flucht zu schlagen; den Feind, der, wie sie alle wusten, nicht vorhanden war. Um nicht unthätig zu seyn, wollten sie sich an Büsten und Statuen rächen; an Büsten und Statuen der Männer die ihnen verhaßt waren, und die sich, durch eine unzeitige Flucht, gerettet hatten. Es wurde ein Pranger errichtet, und die Büsten auf denselben gesetzt. Mit solchen läppischen Kindereien verfloß die Zeit, bis endlich Einer aufstand, und, im vollen Gefühle der neu erworbenen Freiheit, und der Tapferkeit die keinen Feind fürchtet so lange sie keinen sieht, der Statue Ludwigs des Vierzehnten auf der Place Victoire, den Krieg ankündigte. „Was „thun wir hier, rief er aus, laßt uns hingehen und „die vier Nationen befreien, welche auf die unverschämteste Weise, zu den Füßen eines eben so eiteln „als übermüthigen Monarchen angekettet sind; laßt „uns ihre Fesseln zerbrechen; sogar das Erz werde „frei; und das Schicksal der Statuen des unsterbli„chen Mannes, des großen Kerkermeisters der Ba„stille, lehre Seines Gleichen, daß auch die Denk„male des Stolzes dem Tode unterworfen sind.„ a) Schon war der Haufe bereit aufzubrechen, um dieses große Unternehmen auszuführen, als der junge Etienne (ein Nachkömmling des berühmten Gelehrten dieses

a) *Dusaulx* de l'insurrection Parisienne p. 54.

ses Nahmens) aufstand: „Was! rief er, wollt ihr, „wie Gothen und Vandalen, uns in die Barbarei zu= „rückführen? Achtet die Künste, und das Anden= „ken der Voreltern des Bürgerkönigs, den uns endlich „der Himmel geschenkt hat. Gehen wir lieber, meine „Freunde, zu der Statue des großen Heinrichs!„

Nun ziehen alle nach dem Pont neuf, zu der Sta= tue Heinrich des Vierten: Dort werfen sie sich nieder auf ihr Angesicht und beten ihn an, und im Taumel der Freude und der Bewunderung, krönen sie sein Haupt mit Blumenkränzen, schmücken sein Pferd, und setzen ihm und seinem Pferde die Nationalkokarde auf.

Die Bewunderung, welche man seit dem ersten Anfange der Revolution, und schon einige Jahre vor= her, für den Charakter Heinrich des Vierten gezeigt hat, fällt ins Kindische und Läppische, und Burke hat Recht, wenn er sagt: a) „Ich habe die Affektation be= „merkt, mit welcher man, schon seit vielen Jahren, zu „Paris, sogar bis zur Kinderei, das Andenken Hein= „rich des Vierten vergöttert. Wäre es möglich, daß „man gegen diese Zierde des königlichen Charakters „durch irgend etwas aufgebracht werden könnte, so „wäre es durch diese übertriebenen, listigen Lobreden. „Diejenigen, welche hiebei am geschäftigsten waren, „sind eben die, welche ihre Lobreden damit beschlossen, „daß sie seinen Nachfolger und Abkömmling vom Thro= „ne gestoßen haben, der doch, wenigstens, eben so „gutmüthig ist als Heinrich der Vierte; sein Volk eben „so sehr wie dieser liebt; und unendlich mehr dazu bei= „getragen hat, alte Fehler des Staats zu verbessern, „als

a) Reflections on the Revolution in France. P. 200.

„als Heinrich der Vierte that, oder jemals zu thun Wil-
„lens war. Es kommt seinen Lobrednern recht wohl zu
„statten, daß sie nicht mit ihm zu thun haben; denn
„Heinrich von Navarra war ein entschlossener, thätiger
„und politischer Fürst. Er besaß zwar große Mensch-
„lichkeit und Milde; aber eine Menschlichkeit und eine
„Milde, die seinem eigenen Vortheile nie im Wege stand.
„Er bemühte sich nie geliebt zu werden, ehe er sich nicht
„vorher in den Zustand gesetzt hatte, gefürchtet zu werden.
„Er war sanft im Sprechen und entschlossen im Handeln.
„Er behauptete und vertheidigte sein Ansehn im Großen,
„und war nur nachgiebig im Kleinen. Er verzehrte
„seine königlichen Einkünfte edel; aber er hütete sich
„wohl das Kapital anzugreifen. Nie vergaß er, auch
„nicht einen Augenblick, die Anforderungen, welche er,
„auf die Grundgesetze des Königreichs sich stützend,
„gemacht hatte. Das Blut seiner Widersacher ver-
„goß er nicht sparsam; oft im Felde, zuweilen auf dem
„Schaffote. Weil er sich darauf verstand, wegen sei-
„ner Tugenden auch bei den Undankbaren sich Hoch-
„achtung zu erwerben, hat er sich jetzo die Lobsprüche
„derer erworben, die er, hätten sie zu seiner Zeit ge-
„lebt, würde in die Bastille eingeschlossen, und mit
„den Königsmördern zur Strafe gezogen haben, welche
„er aufhängen ließ, nachdem er Paris durch Aushun-
„gerung zur Uebergabe gezwungen hatte.„

Die Kouriere welche von Paris abgiengen, oder
dort ankamen, wurden alle, an den Stadtthoren
angehalten, und ihre Briefe nach dem Rathhause ge-
bracht, wo man dieselben öfnete und las. In der
Stadt entstand ein Gerücht, man habe, während der
Nacht, in den unterirrdischen Kerkern der Bastille,
dum-

dumpfes Klagen und Jammern noch verborgener Schlachtopfer der Tirannei gehört. Andere sagten, es gebe in der Bastille unterirrdische Gänge, und durch diese würde die Armee in die Stadt kommen, und dieselbe einnehmen. Aber, bei einer genauen Untersuchung, fand sich alles ungegründet: Furchtsamkeit hatte die tapfern Pariser abermals getäuscht.

Gegen eilf Uhr kam ein Postillon, keuchend und erschrocken, auf dem Rathhause an: „Ich komme, „sagte er, so eben von St. Denis, wohin man mich „geschickt hat, um zu erfahren, ob die Nachricht ge„gründet sey, daß die Truppen anrücken, daß man die „Kanonen aufpflanze, und daß Paris belagert werden „solle? Ich ritt dahin, aber kaum kam ich vor die „Stadt, als ich die Dragoner im Anmarsch erblickte, „und von Jedermann erfuhr, daß zu St. Denis die „größten Zurüstungen zum Kriege gemacht würden. „Darüber erschrack ich so sehr, daß ich schnell umkehrte, „um Ihnen diese Nachricht zu bringen.„ Die Versammlung der Wahlherren beschloß, einen Abgesandten nach St. Denis zu senden, um zu erfahren ob diese Nachricht gegründet sey. Herr Darimajou bot sich an, diese Gesandschaft zu übernehmen. Damit indessen diese Nachricht nicht zur Unzeit in der Stadt verbreitet werde: so beschloß die Versammlung, eine ganze Stunde lang von allen Anwesenden Niemand aus dem Saale zu lassen. Sogleich wurden alle Thüren verschlossen und Wachen davor gestellt. Da man indessen die Nothwendigkeit einsah, einen geübten Kommendanten der Bürgermiliz zu wählen, indem Herr de la Salle nur das Unterkommando hatte annehmen wollen: so berathschlagte man sich einige Augenblicke über diese

Wahl; Herr Moreau de St. Mery wies stillschweigend auf la Fayettes Büste, und durch Akklamation wurde la Fayette zum Kommendanten erwählt. Zugleich beschloß der Ausschuß, auf der Stelle eine Gesandschaft nach Versailles an die Nationalversammlung zu senden, um derselben von der Unruhe und der traurigen Ungewißheit, in welcher sich die Hauptstadt befinde, Nachricht zu geben und sich Verhaltungsbefehle auszubitten. Die vier Abgesandten verliessen sogleich das Rathhaus, um ihre Reise nach Versailles anzutreten.

Gegen zwei Uhr Mittags nahmen Unruhe, Lärm, Furcht und Schrecken, bis auf einen unglaublichen Grad in Paris zu. Eine traurige Nachricht folgte der andern, und das allgemeine Geschrei war: „Zu den „Waffen! Zu den Waffen! Die Truppen sind da! Sie „sind in den Vorstädten! Sie sengen, brennen und „morden alles vor sich her!„ Der Ausschuß befahl, das Pflaster in allen Straßen, ohne Verzug, aufzunehmen, und sich zu vertheidigen; die stumme Wuth der Verzweiflung war auf allen Gesichtern zu lesen, und tiefe Stille herrschte in dem, mit Menschen angefüllten Saale des Rathhauses. a)

In diesem schrecklichen Augenblicke erscheint ein Unbekannter, keuchend, mit Schweiße bedeckt, halb ohnmächtig. „Ich komme (sagt er mit gebrochenen „Worten) ich komme in anderthalb Stunden von Ver„sailles nach Paris. Ich komme, und freue mich der erste „zu seyn der Stadt Paris ihr Glück zu verkündigen. So

a) Neque populi aut plebis ulla vox, sed attoniti vultus, & conversæ ad omnia aures; non tumultus, non quies, quale magni metus & magnæ iræ silentium est.
TACITUS. Histor. l. 1.

So ungeduldig auch die ganze Versammlung war ihn sprechen zu hören; so sehr bat man ihn dennoch, sich erst etwas zu fassen und ruhiger zu werden. Er aber kehrte sich nicht an diese Bitten, sondern fuhr fort: „Ich bin selbst, sagte er keuchend, in dem Saale „der Nationalversammlung gegenwärtig gewesen, als „der König erschien, ganz allein, mit seinen beiden „Brüdern, ohne alles Gefolge; ich habe selbst ge- „hört daß er sagte: Ich komme, mit Zuversicht, „mitten unter die Stellvertreter der Nation, „Ihnen mein Leidwesen zu bezeugen, und Sie zu „bitten, durch alle möglichen Mittel, die Uebel „welche den Staat drücken zu heben. Ich bin „mit der Nation nur Eins. Ich habe Befehl ge- „geben, daß sich die Truppen von Versailles und „Paris sogleich entfernen sollen; und ich verlan- „ge, daß sie sich mit mir vereinigen, um die Ruhe „in der Hauptstadt wieder herzustellen. Vielleicht „sind dieses nicht die eigentlichen Worte des Königs, „aber doch gewiß der Sinn derselben. Nach Anhö- „rung dieser Rede des Königs war ich ganz von leb- „haften und süßen Empfindungen hingerissen; ich „nahm Extrapost, um hieher zu kommen. Zu Se- „ves wurde ich von den Schweitzern angehalten, und „zu ihrem Kommendanten geführt. Dieser fragte, „warum ich nach Paris reisen wolle? Ich sagte ihm „den Beweggrund meiner Reise, und er antwortete, „er dürfe mich, zufolge der ihm gegebenen Befehle, „nicht reisen lassen. Ich, über diesen Aufenthalt bei- „nahe in Verzweiflung, fuhr, in einem Boote, über „den Fluß, und lief, von da zu Fuße bis nach „Paris.„

Durch

Durch diese unerwartete Nachricht, verwandelte sich der Schrecken der Zuhörer in ein lautes Freudengeschrei. Einige argwohnten und zweifelten; die meisten aber hielten die Nachricht für wahrscheinlich, möglich, gewiß. Der Unbekannte, welcher die Zweifel bemerkte, sagte: „Ich heiße Karl Joseph Piquais, „bin ein Kaufmann, wohne in der Straße de la Sourdiere, Num. 10, und bleibe hier, bis die Nachricht „bestätigt ist.„

Sogleich wurde eine neue Gesandschaft nach Versailles geschickt, um sich zu erkundigen, ob diese Nachricht gegründet sey; aber bald nachher bestätigte sich dieselbe immer mehr und mehr. Es kam ein Bote von Versailles, welcher die Ankunft einer Gesandschaft von der Nationalversammlung ankündigte, und zugleich bat, daß die Stadt Paris, diese Gesandschaft, ihrer Würde gemäß, empfangen möchte. Sogleich wurde von dem Rathhause eine Gesandschaft von den Wahlherren, begleitet von Truppen, den ankommenden Mitgliedern der Nationalversammlung entgegen geschickt, und Befehl gegeben, daß bei ihrer Ankunft die Kanonen gelöst werden sollten.

Um diese Zeit wurde ein Postillon in den Saal gebracht, welcher die Livree des Herzogs von Orleans trug und einen Brief für die Herzogin mitbrachte. Er war am Thore angehalten worden. Diejenigen welche den Postillon mitbrachten, verlangten, der Präsident solle das Siegel des Briefes erbrechen und den Brief laut vorlesen, nicht deswegen, sagten sie, als wenn, bei den bekannten Gesinnungen des Hauses Orleans, ein Argwohn statt finden könnte, sondern deswegen, weil es nicht unmöglich sey, daß die Feinde der Revolution den

Na=

Namen und die Livree des verehrungswürdigen Herzogs mißbrauchten, um auf eine sichere Weise ihrer Parthei geheime Nachrichten mitzutheilen. Man war eben im Begriffe diesem Rathe zu folgen, als einer von den Wahlherren aufstand, und ein Mittel vorschlug, wodurch sowohl die Unverletzbarkeit des Geheimnisses der Briefe beobachtet, die Hochachtung, welche man dem Namen Orleans schuldig zu seyn glaubte, bezeugt, und die Gewißheit, daß sich nicht die Feinde des Vaterlandes dieses ehrwürdigen Namens bedienten, erlangt wurde. Er schlug vor, einer der Wahlherren solle sich zu der Herzogin hin begeben, derselben den Brief überreichen, von ihr hören, ob er für sie bestimmt sey, und im Falle dieses nicht wäre, den Brief wieder nach dem Rathhause zurück bringen. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und die Herzoginn sagte dem Ueberbringer, der Brief sey an sie gerichtet.

Gegen drei Uhr Nachmittags kamen mehr als zweitausend bewaffnete Bürger vor dem Rathhause an, die eine große Menge Soldaten von der Infanterie und Kavallerie, viele Pferde, Kanonen, und mit Kriegsgeräthen aller Art beladene Wagen, welche der Armee des Marschalls von **Broglio** zugehörten, mitbrachten.

Die am Vormittage von dem Rathhause nach Versailles geschickte Gesandschaft kam nunmehr zurück, begleitet von einer unzähligen Menge bewaffneter Menschen. Herr **Garran de Coulon**, einer von den Abgesandten, sagte: „Wir haben Extrapost genommen und sind durch Paris ohne Schwierigkeit gekommen. Auf den Bock des Wagens hatten sich, zu unserer Sicherheit, neben den Kutscher zwei bewaffnete

„Sol-

„Soldaten der Bürgermiliz gesetzt. Bei der Haupt=
„wache in der Straße St. Dominique wurden wir ange=
„halten. Wir zeigten unsere Vollmacht vor, und er=
„zählten den Beweggrund und die Nothwendigkeit un=
„serer Reise nach Versailles; aber vergeblich. Das
„Volk blieb hartnäckig dabei, wir seyn Ausreisser und
„wollen entfliehen, die Vollmacht sey falsch und un=
„tergeschoben. Vergeblich haben wir verlangt, man
„möchte uns nach unsern Distrikten, nach unsern Häu=
„sern, oder nach dem Rathhause zurückführen, wo
„man uns sogleich erkennen würde; vergeblich ha=
„ben einige von uns verlangt, als Geißeln zurück zu
„bleiben, und für die Wahrheit dessen, was wir sagten,
„mit unserm Kopfe zu stehen, wenn man auch nur ei=
„nem von uns erlauben wolle, seine Reise fortzusetzen.
„Der wüthende Pöbel schrie fürchterlich, man möchte uns
„auf der Stelle henken oder uns die Köpfe abschlagen.
„Das um uns versammelte Volk drängte sich zu, droh=
„te, schlug uns, und einer von den Bürgersoldaten, die
„auf dem Bocke saßen, bekam einen Bajonettstich in die
„Wange. Sobald der Pöbel Blut fließen sah, legte
„sich seine Wuth, und er gab nun zu, daß wir alle,
„unter starker Bewachung, nach dem Rathhause zu=
„rückgeführt wurden.„

Indessen kamen die Abgesandten der Nationalver=
sammlung bei den Thuillerien an, wo ihnen die Gesand=
ten vom Rathhause, welche sie einzuholen abgeschickt
waren, begegneten. Herr Duveyrier redete den
Marquis de la Fayette, Vicepräsidenten der Natio=
nalversammlung, folgendermaßen an: „Wir sind von
„den versammelten Wahlherren abgesandt, um die
„Engel des Friedens zu empfangen, welche uns die
„Na=

„Nationalversammlung zusendet. Sie wird, wie „wir hoffen, unsere kleine Anzahl und unsern schlech- „ten Anzug entschuldigen.„ Der Lärm und das Freudengeschrei des versammelten Volkes, bei dem Anblicke der hundert Mitglieder der Nationalversammlung, war so groß, daß man diese Anrede kaum hören konnte. Nun gieng der Zug an. Vorauf eine Kompagnie Kavallerie, dann ein Detaschement der Französischen Garde und ein Detaschement der Schweitzergarde; nachher ein Trompeter; nach diesem die Officiere der Bürgermiliz; die Gesandten der Wahlherren; und die Abgesandten der Nationalversammlung; zuletzt die Pariser Bürgermiliz und die Französische Garde. In allen Straßen durch welche der Zug gieng, waren Fenster und Dächer mit Menschen angefüllt; ein unermeßliches Volk streckte die Arme gegen seine Schutzengel aus; warf Blumenkränze und Lorbeeren auf sie herab; und rief mit Freudenthränen in den Augen: „Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! Hoch „leben die Abgesandten! Hoch lebe die Nation!„ Ein größeres und majestätischeres Schauspiel hatte die Hauptstadt noch nie gesehen.

Auf der Treppe des Rathhauses kamen ihnen die versammelten Wahlherren entgegen. Freudengeschrei, Händeklatschen, Jauchzen und Jubeln nahmen kein Ende. Endlich befahl man Stillschweigen, und la Fayette hielt, mit der ihm eigenen einfachen und rührenden Beredsamkeit, eine Rede an die Versammlung. Diese Rede wurde, beinahe bei jeder Periode, durch Beifallklatschen, und durch das Geschrei: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Nation!„ unterbrochen. Nachdem la Fayette seine Rede geendigt hatte, war das

Ge-

Geschrei und der Lärm so groß, daß man nur mit Mühe neues Stillschweigen von dem Volke erhalten konnte. Dann hielt Lally-Tolendal eine sehr rührende Rede, welche den Enthusiasmus der Versammlung auf den höchsten Grad erhob. Die Bürger drängten sich auf ihn, umarmten ihn; man warf ihm eine Blumenkrone zu; man wollte dieselbe auf seinem Haupte bevestigen; aber er wehrte sich so sehr er konnte, und wollte sie Herrn Bailly aufsetzen. Seiner Bemühungen aber ohngeachtet, hielt man die Krone fest auf seinem Haupte, und so wurde er nach dem offenen Fenster getragen und der auf dem Greveplatze versammelten Vokśmenge gezeigt, die bei seinem Anblicke in ein lautes Freudengeschrei ausbrach.

Hierauf sagte Herr Moreau de St. Mery, der Präsident der Wahlherren: „Die Jahrbücher einer „Monarchie, die schon seit dreizehn Jahrhunderten „daurt, bieten uns noch keinen so feierlichen Tag an, „als denjenigen, an welchem die augusten Stellvertreter der Nation, ihr, im Namen des besten der Könige, anzukündigen kommen, daß es ihr erlaubt sey, frei „zu seyn, und zwar so frei als sich der Mensch nur „wünschen kann. Sagen Sie ihm, meine Herren, „diesem Könige, der heute den unsterblichen Titel des „Vaters seiner Unterthanen sich erworben hat, daß, „in die Nothwendigkeit versetzt, verderblichen Befehlen uns entgegen zu setzen, wir niemals gezweifelt „haben, daß sein Herz diese Befehle mißbillige. Sagen „Sie ihm, wir seyn bereit, seine Knie zu umfassen; „sagen Sie ihm endlich, der Erste König in der „Welt sey derjenige, welcher die Ehre habe, über „Frankreicher zu herrschen.„

Nun

Nun fieng das Freudengeschrei von Neuem an. So war der Pöbel von jeher! Einen Tag wüthet er, und schlägt Köpfe ab: den andern Tag vergöttert er: je nachdem er gestimmt wird!

Darauf hielt der Herzog von Liancourt eine Rede; aber diese Rede mißfiel dem Volke, weil er sagte, der König wolle den Soldaten der Französischen Garde verzeihen, daß sie ihre Fahne verlassen hätten. Es entstand in der Versammlung ein allgemeines Gemurmel, welches schlimme Folgen hätte haben können. Die Soldaten der Französischen Garde drängten sich vor, und einer von ihnen sagte: „Wir wollen keine „Verzeihung; die brauchen wir nicht. Wir haben „der Nation gedient, das heist dem Könige, und am „heutigen Tage ist es klar, und ganz Frankreich sieht „es ein, daß wir allein dem Könige und dem Vater„lande treugeblieben sind.„

Die Umstehenden baten den Grafen von Clermont Tonnerre zu sprechen, um den übeln Eindruck auszulöschen, und dieser hielt eine Rede, in welcher er die Aufführung der Französischen Garde lobte, und das Volk besänftigte. Er, der noch am Vormittage, in der Nationalversammlung gesagt hatte, man müsse bei dem Eintritte des Königs die größte Ruhe und das tiefste Stillschweigen beobachten, hielt jetzo eine Rede an das Volk, worin er sagte: „Wir haben den guten „König, von dem Saale der Nationalversammlung bis „in seinen Pallast, auf unsern Händen getragen, durch „eine unzählbare Volksmenge, die Glückwünschungen „und Freudengeschrei gen Himmel schickte.„ a)

Der

a) Nous l'avons porté dons nos bras, de nôtre salle jusqu'à son Palais, & ces deux édifices, séparés par un assez grand

Der Erzbischoff von Paris, dieser gute, rechtschaffene und allgemein geliebte Prälat, vermahnte hierauf das Volk zum Frieden, und schlug vor, die ganze Versammlung solle sich, ohne auseinander zu gehen, sogleich nach der Hauptkirche begeben, um durch ein feierliches **Te Deum** dem Höchsten für die hergestellte Ruhe zu danken. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen. Dann sprach Herr Moreau de St. Mery noch einmal, und bat, daß man allen Schuldigen Gnade und Verzeihung ihrer Verbrechen schenken und versprechen möchte. Auch dieser Vorschlag wurde einstimmig angenommen.

In dem Augenblick als die Versammlung aufbrechen wollte, wurde la Fayette, durch Akklamation, zum Kommendant der Pariser Miliz ausgerufen. Er nahm diese Stelle mit Bezeugungen der Hochachtung und Dankbarkeit für die ihm erwiesene Ehre an, zog seinen Degen aus der Scheide, und schwor, sein Leben in Verfechtung der neuerworbenen Freiheit aufzuopfern.

Gleich nachher riefen alle Stimmen Herrn Bailly zum **Vorsteher der Kaufleute** aus. Eine Stimme aus dem Haufen rief: „Nicht Vorsteher der Kaufleute, „sondern Maire von Paris!„ und nun schrie alles „Recht! Recht! Maire von Paris!„ Herr Bailly stand auf und machte eine Verbeugung. Thränen rollten über seine Wangen; seine Brust war beklemmt, und von seiner Rede konnte man nichts verstehen, als daß er einer so großen Ehre nicht würdig, und eine so gros-

grand intervalle, étoient réunis par un peuple immense, remplissant l'air de ses cris d'allégresse, & de bénédictions.

große Last zu tragen nicht im Stande sey. Herr Bailly hatte Recht. Die Last ist für ihn würklich zu groß. Seine Rechtschaffenheit ist zwar bekannt, und seine astronomischen Kenntnisse machen ihm Ehre, aber der Mann welcher seine ganze Lebenszeit auf der Studierstube zugebracht hat, besitzt die Talente nicht, die dazu nöthig sind, um den Pariser Pöbel zu führen. Ich habe ihn einigemal gesehen, wenn er kam um einen Volksauflauf zu stillen. Allemal waren seine Bemühungen fruchtlos, und das Volk spottete seiner. Er kam, und bat, und weinte, statt daß er hätte schrecken, trotzen und befehlen sollen. Das Volk will nicht durch Bitten und Thränen, sondern durch Drohungen und Befehle, mit einem Worte durch Furcht geführt seyn!

Lally Tolendal setzte nun die Krone, mit welcher das Volk seine Beredsamkeit gekrönt hatte, auf Herrn Baillys Haupt, und der Erzbischoff von Paris hielt sie auf demselben fest, ohngeachtet Herr Bailly aus Bescheidenheit sich dieser Ehre weigerte.

Nun baten alle Stimmen einmüthig, um die Zurückberufung des Herrn Neckers und der übrigen verwiesenen Minister. Nachher gieng der Zug nach der Hauptkirche, und der unermeßliche Haufe, welcher nachfolgte, wünschte ihnen Glück und bat um die Zurückberufung Neckers. Das Volk drängte sich, trunken vor Freude, auf Herrn la Fayette und Herrn Bailly zu, um sie zu begrüßen und zu umarmen; dadurch kamen beide in die augenscheinlichste Lebensgefahr. Herr la Fayette wurde von einem großen Haufen mit fortgerissen. Herr Bailly war schon in Gefahr erdrückt zu werden, als einer der Wahlherren, beglei-

tet

tet von achtzehn Soldaten der Schweizergarde, den Herrn Maire von der ihm so gefährlichen Liebe des Volks befreite. Diese Soldaten trugen Herrn Bailly, durch das dicht versammelte Volk, das Freudenthränen weinte, seine Arme zum Himmel erhob, und unaufhörlich ausrief: „Hoch lebe Herr Bailly! Hoch lebe „unser Vorsteher der Kaufleute!„ sie trugen ihn bis an die Thüre der Hauptkirche. Dort war ihm der rührendste Auftritt noch vorbehalten. Eine Menge kleiner Kinder erschien, sie fielen vor ihm auf die Knie nieder; sie falteten ihre kleinen Hände, und riefen mit schwacher Stimme: „Hoch lebe Bailly! Hoch lebe Bailly! „unser Vater, unser lieber Vater!„ Es waren die Waisenkinder des Findelhauses. Herr Bailly, von der Menge neuer Eindrücke betäubt, sah und hörte nicht mehr. Seine Augen waren starr, er schien gefühllos und außer sich, aber der Anblick dieser Kinder brachte ihn wieder zu sich selbst. Er bückte sich, umarmte diese verlassenen Geschöpfe, und versprach ihnen, mit Thränen in den Augen, daß er ihr Vater seyn und für sie sorgen wolle.

Nach geendigtem Te Deum wurde Herr Bailly, von den achtzehn Schweizern, welche ihn keinen Augenblick verlassen hatten, wieder nach dem Rathhause zurück gebracht, und nahm nunmehr daselbst als Maire den Vorsitz. Gegen Mitternacht kamen einige Wahlherren und sagten: ein Frauenzimmer in Mannskleidern sey so eben auf der Straße angehalten worden, man bringe sie nach dem Rathhause, und der Pöbel verlange sie ohne Proceß aufzuhängen. Herr Bailly gieng sogleich herunter, und sah die Unglückliche unter einem Haufen von Männern, die bewaffnet waren und

Fak-

keln trugen. Herr Bailly redete sie an, aber vor Schrecken konnte sie nicht antworten, und der Lärm war so groß, daß man die gebrochenen Worte, welche sie stammelte, nicht verstehen konnte. Sie wurde hin und her gestoßen, geschlagen, geprügelt, verwundet, und fiel endlich ohne Besinnung vor dem Rathhause auf das Pflaster nieder. Der Pöbel kannte den Maire nicht; Herr Bailly kannte die nicht, welche unter seinen unmittelbaren Befehlen standen. Er fieng an zu sprechen, aber der Pöbel rief ihm zu: „Schweig! und begieb dich weg, oder wir hängen dich auf der Stelle an „die Laterne!„ Herr Hay, der Oberste der Bürgerwache, bot sich an, die Befehle des Herrn Maire auszuführen, und Herr Bailly befahl ihm, die unglückliche Unbekannte in seinen Schutz zu nehmen, und dieselbe nach dem Gefängnisse zu führen, unter dem Vorwande, daß ihr der Proceß gemacht werden sollte. Dies geschah auch.

Ein Haufe bewafneter Bürger brachte nach dem Rathhause den Bischof von Chartres und einen andern Abgesandten der Nationalversammlung. Beide waren auf der Straße als verdächtig angehalten worden. Der Maire erkannte sie und entschuldigte diese Gewaltthätigkeit durch die Unruhe des Tages und durch das Versehen des Volkes. Gegen Morgen kamen einige nach dem Rathhause und sagten, das Betragen des Königs sey nicht aufrichtig; es sey nur eine List der Feinde, um die Pariser zu bewegen, daß sie die Waffen niederlegen möchten, damit man sie nachher desto leichter überwinden könne. Herr Bailly sprach sehr heftig und unwillig gegen einen so ungegründeten Verdacht, bei dem bekannten vortreflichen Charakter des

Kö-

Königs. „Ich bin, setzte er hinzu, Augenzeuge von „allem gewesen, und ich stehe dafür, daß das was wir „hier der Versammlung und dem Volke erzählt haben, „würklich vorgefallen ist.„ Diese Rede beruhigte zum Theil das Volk, aber nun verlangten alle, Herr Bailly möchte den König bewegen am folgenden Tage nach Paris zu kommen. Er antwortete, dies sey unmöglich, er reise zwar sogleich noch in der Nacht nach Versailles, allein er habe nicht das Vorrecht den König zu jeder Zeit sprechen zu können, indessen verspreche er, bei der ersten Gesandschaft welche die Nationalversammlung an den König senden werde, dem Monarchen diese Bitte der Hauptstadt bekannt zu machen.

Um drei Uhr des Morgens reiste Herr Bailly, mit den übrigen Gesandten der Nationalversammlung, wiederum nach Versailles ab.

Am 16ten Julius statteten die Abgesandten der Nationalversammlung der Versammlung von ihrer Gesandschaft Bericht ab; und Herr Mounier hielt folgende schöne Rede, die ich ganz einrücke, weil sie erstens zeigt, was für Eindrücke die Auftritte des vorigen Tages auf die Gemüther der Abgesandten gemacht hatten; und zweitens, weil sie von Mounier ist; wer liest nicht begierig alles was der vortrefliche Mounier schreibt?

„Die Abgesandten der Nationalversammlung „sagte er, sind gestern Nachmittag um drei Uhr von „Versailles abgereist. An dem Orte ihrer Abreise „fiengen schon die Zurufungen und das Freudengeschrei „an, und von diesem Augenblicke hat es nicht mehr aufgehört. Auf dem ganzen Wege war die Straße mit „Menschen bedeckt, welche die Abgesandten segneten,

„und

„und sich dem Entzücken der allerlebhaftesten Freude
„überliessen. Das Militair war von ähnlichen Em-
„pfindungen durchdrungen. Officiere und Soldaten;
„Fremde und Einheimische; Alle schienen von demsel-
„bigen Geiste belebt. Auf allen Gesichtern las man
„zärtliche Rührung; und aus Aller Mund erschallte
„das Geschrei des Patriotismus und der Menschlich-
„keit. Wir reisten mitten durch eine unermeßliche
„Menge; aber es war eine Menge von Freunden und
„Brüdern! beim Eingange von Paris kam uns eine
„Brigade der Marechaussee und die Policeiwache ent-
„gegen. Sie vereinigten sich mit uns, kehrten um,
„und marschirten vor uns her, mit einem Trompeter
„vorauf, welcher die Ankunft der Abgesandten be-
„kannt machte. Bewafnete Bürger, mit Soldaten
„vermischt, umgaben uns, um unsere Begleitung aus-
„zumachen. Auf dem Platze Ludwigs des XV. stiegen
„wir aus unsern Wagen. Eine zahlreiche Wache um-
„giebt uns, und ein unzählbares Volk bietet sich von
„allen Seiten unserm Anblicke dar. Bewafnete Bür-
„ger und Soldaten stellen sich, und machen zu beiden
„Seiten eine Reihe, um für uns den Durchgang frei
„zu lassen. Die Zuschauer lassen nunmehr der Em-
„pfindung, welche ihre Brust beklemmt, freien Lauf, und
„geben uns alle Beweise der zärtlichsten Zuneigung.
„Sie kennen keinen größern Genuß, als einem Mit-
„gliede der Nationalversammlung die Hand zu drücken.
„Ohne Aufhören ertönt die Luft von Händeklatschen,
„von Freudengeschrei, verbunden mit dem Lärme der
„Trommeln und musikalischer Instrumente. Die Bür-
„ger wünschen sich einander Glück, sie umarmen einer
„den andern. In aller Augen glänzen Thränen; alle

„sind, von neuen Gefühlen durchdrungen, außer sich.
„Von allen Seiten her ruft man: „Hoch lebe die
„Nation, Hoch lebe der König! Hoch leben die
„Abgesandten!„ Niemals war eine öffentliche Feier-
„lichkeit so schön und so rührend. Niemals sah man
„noch Millionen von Menschen sich zu ihren Stellver-
„tretern drängen, um in einem so augusten und so fei-
„erlichen Aufzuge das Bild der Freiheit zu betrachten.
„Die Geschichte bietet uns kein ähnliches Beispiel dar;
„und nie wird es der Geschichte möglich seyn, alles
„das wieder zu erzählen was wir gesehen; vielweniger
„das was wir gefühlt haben. Bei unserer Ankunft
„am Rathhause, was für ein schönes Schauspiel stellte
„sich uns dar! Der ganze Platz war mit einer unglaub-
„lich großen Menge bewafneter und unbewafneter Bür-
„ger bedeckt. Dieselben Zurufungen, die wir schon wäh-
„rend des Zuges gehört hatten, werden auch hier,
„ohne Aufhören, wiederholt und erneuert. In dem
„Versammlungssaale ist die Menge so groß, so entzückt
„durch Freude, daß es Mühe kostet, Stillschweigen zu
„erhalten. Endlich kündigt der Marquis de la Fayette
„an, daß der König in die Nationalversammlung,
„ohne Pomp, ohne Zurüstungen, gekommen sey. Er
„liest die Rede vor, welche der König gehalten hat;
„er erzählt die Beweise von Liebe und Zuneigung, wel-
„che der Monarch von den Stellvertretern der Na-
„tion erhalten hat; er beschreibt den schönen Auftritt,
„als Seine Majestät zu Fuße nach Seinem Schlosse
„zurück kehrte, mitten unter der Nationalversamm-
„lung und den Einwohnern von Versailles, bewacht
„von ihrer Liebe und von ihrer unverbrüchlichen
„Treue. Diese Rede wird mit zahlreichem Beifall-

„klat-

„klatschen und wiederholtem Rufen: Hoch lebe der Kö-
„nig! aufgenommen. Dann spricht der Graf von
„Lally Tolendal. Nachdem er dem Patriotismus und
„dem Muthe der Pariser das Lob gegeben hat, welches
„ihnen gebührt; nachdem er erzählt hat, wie groß die
„Traurigkeit der Stellvertreter der Nation gewesen
„sey, als sie den unglücklichen Zustand der Hauptstadt
„erfuhren; nachdem er die zu Versailles vorgefallenen,
„rührenden Auftritte beschrieben hat, spricht er von
„Freiheit und Vaterland. Er spricht von dem Könige,
„von Seinen Tugenden, und von den Pflichten der
„Frankreicher, mit einem so edeln, so eindringenden
„Tone, mit einer so unwiderstehlichen Beredsamkeit,
„daß die Menge der Zuhörer hingerissen wird; daß der
„Rausch vollkommen ist. Liebe zum Vaterlande, Liebe zum
„Könige erheben die Seele aller derer, die gegenwärtig
„sind. Die Umstehenden drängen sich zu dem Redner,
„und drücken ihn in ihre Arme; eine Krone von Blu-
„men wird ihm angeboten; seine Bescheidenheit stößt
„dieselbe zurück; er huldigt der Nationalversammlung,
„indem er sie auf das Haupt ihres Präsidenten setzt.
„Dieser Bemühungen ohngeachtet, kommt sie doch auf
„sein eigenes Haupt zurück. Man will ihn nachher
„dem auf dem Platze versammelten Volke zeigen, und
„er widersteht vergeblich. Man trägt ihn nach einem
„Fenster, wo ihn das Volk mit dem lautesten Freuden-
„geschrei empfängt. Nach der Rede des Herrn Lally-
„Tolendal vermahnt der Erzbischof von Paris aufs
„neue zum Frieden, und schlägt vor, sich nach der
„Hauptkirche zu begeden, um öffentlich Gott zu danken.
„Der Präsident der Wahlherren hält eine Rede, wel-
„che Eifer und Patriotismus athmet. Er vermahnt

„das Volk, allen heimlichen Groll zu vergessen, und
„man verspricht es ihm. Darauf kündigt der Herzog
„von Liancourt an, daß Seine Majestät die Errichtung
„der Bürgermiliz billige. Der Graf von Clermont
„Tonnerre sprach nachher, und seine Rede wurde mit
„vielem Beifall aufgenommen. Man kündigte dem
„Marquis de la Fayette an, daß er zum Kommendan-
„ten der Bürgermiliz ernannt sey. Die grosse Menge
„von Bürgern, welche den Saal des Rathhauses an-
„füllten, baten auf das heftigste und dringendste um
„die Zurückberufung Neckers. Sie bezeugten den
„Wunsch, Herrn Bailly die Stelle eines Maire von Pa-
„ris zu übertragen. Dieser vortrefliche Staatsbürger
„hat, sowohl als der Erzbischof von Paris, die aller-
„schmeichelhaftesten und verdientesten Beweise der Zu-
„neigung und Hochachtung der Pariser erhalten. Die
„Abgesandten der Nationalversammlung haben nach-
„her ihren Zug nach der Hauptkirche angetreten.
„Man hat das Te Deum gesungen und Herr la Fa-
„yette hat den Eid geleistet, getreu die Pflichten eines
„Generals zu erfüllen. Während der Eidesleistung
„sind die Kanonen gelöst und die Trommeln gerührt
„worden, und eine kriegerische Musik hat sich hören
„lassen. Nach dem Te Deum haben sich die Abge-
„sandten zu dem Herrn Erzbischof begeben, und so
„wie sie aus dem Erzbischöflichen Pallaste wieder
„herauskamen, wurden sie von der Bürgermiliz nach
„dem Orte ihrer Abreise begleitet, und erhielten in
„den Straßen militairische Ehrenbezeugungen, mit-
„ten unter den Zurufungen der Bürger. Noch muß
„ich hinzusetzen, daß in allen Straßen von Paris, so
„wie in dem Saale des Rathhauses, man mit großem
„Ge-

„Geschrei die Entfernung der neuen Minister und die
„Zurückberufung des Herrn Neckers verlangte. Die
„Einwohner von Paris beneideten das Glück, welches
„die Nationalversammlung genossen hatte, und be-
„zeugten das Verlangen, ihren König mitten unter ih-
„nen zu sehen, so wie wir ihn mitten unter uns ge-
„sehen haben. So wird denn nunmehr Paris die
„süßen Früchte des Friedens genießen. Die Bürger-
„miliz wird alle Unordnungen verhüten: und ihr Be-
„fehlshaber wird ein Held seyn, dessen Nahme in der
„alten und in der neuen Welt der Freiheit theuer ist;
„aber ein Französischer Held, der zu gleicher Zeit seinen
„Fürsten liebt, und die Knechtschaft verabscheut. Die
„Unglücksfälle, welche die Hauptstadt erlitten hat,
„verdienen unstreitig unser Mitleiden. Mögen niemals
„in ihr die schrecklichen Zeiten wiederkehren wo das Ge-
„setz seine Macht verlohren hat; aber möge sie auch
„niemals mehr das Joch des Despotismus tragen müs-
„sen! Sie ist der Freiheit würdig; sie verdient diesel-
„be, wegen ihres Muthes und ihrer Unerschrockenheit.
„Wem kann man das vergossene Blut zurechnen?
„Wem anders, als den treulosen Rathgebern, denen
„es gelungen ist, den König zu überlisten, und ihn da-
„hin zu bringen, daß er den Stellvertretern der Nation,
„durch Soldaten, den Eingang in ihren gewöhnlichen
„Versammlungssaal hat versagen, und die National-
„versammlung in ein Lit de Justice verwandeln las-
„sen; dahin, daß er mit großen Unkosten zu einer Zeit,
„wo die Finanzen in der grösten Unordnung sind, und
„wo eine schreckliche Theurung herrscht, eine Armee
„versammelt, und diese Armee nach Paris, nach Ver-
„sailles, und nach den umliegenden Orten gebracht

„und

„und dadurch das Volk über die persönliche Sicherheit
„seiner Stellvertreter besorgt gemacht hat; dahin, daß
„er Kriegeszurüstungen neben das Heiligthum der Frei=
„heit setzte, und die tugendhaften Minister entfernte,
„welche das öffentliche Zutrauen besaßen; dahin, daß
„er den Zusammenhang durch die Straßen, zwischen
„Paris und Versailles unterbrach, und seine Untertha=
„nen wie Feinde des Staates behandelte. Unstreitig
„ist Keiner unter uns, der nicht gewünscht hätte, durch
„alle nur mögliche Mittel die Unruhen in Paris zu ver=
„hüten; aber die Feinde der Nation haben sich nicht
„gescheuet, dieselben entstehen zu lassen. Diese Unru=
„hen werden jetzo aufhören; die Konstitution wird ge=
„gründet werden, und sie wird uns trösten; sie wird
„auch die Pariser wegen alles vorgegangenen Unglücks
„trösten, und bei den Thaten, welche die Verzweiflung
„des Volkes erzeugt hat, wird es vielleicht, indem wir
„den Tod unserer Mitbürger beweinen, uns schwer
„werden, die Empfindung des Vergnügens zurück zu
„halten, wenn wir die Zerstörung der Bastille erblicken,
„wo aus den Ruinen dieses fürchterlichen Gefängnisses
„des Despotismus, nach dem Wunsche aller Staats=
„bürger, bald die Statue eines guten Königs sich er=
„heben wird, eines Königs, welchem Frankreich seine
„Freiheit und seinen Wohlstand zu verdanken hat."

Nach Anhörung dieser Rede berathschlagte sich die Nationalversammlung über die Zeitumstände, und beschloß, dem Könige eine Addresse zu überreichen, um ihn zu bitten, die neu gewählten Minister zu entfernen, und Hrn. Necker zurück zu berufen. Die Debatten dauerten sehr lange. Ehe sie aber noch anfingen, berathschlagte sich die Versammlung über einen Gegenstand,

an

an welchen nur eine so leichtsinnige Nation, als die französische ist, in einem solchen Zeitpunkte hätte denken können. — Man schlug vor, den König zu bitten, daß er den Mitgliedern der Nationalversammlung erlauben möchte, ein Unterscheidungszeichen, etwa ein Ordensband, ein Kreutz, oder eine Medaille zu tragen. Ein anderer schlug vor, daß die Mitglieder der gegenwärtigen Nationalversammlung dieses Zeichen lebenslänglich zu tragen Erlaubniß haben sollten. Man sprach für und wider, und verlor über dieser Kinderei die kostbare Zeit, bis Herr Barnave, durch eine schöne Rede, den ganzen Vorschlag abwies.

Bald nachher erfuhr die Nationalversamlung, daß der König den Truppen Befehl gegeben habe, sich zu entfernen. Auf diese Nachricht beschloß die Versammlung, eine Gesandtschaft an den König zu schicken, um ihm zu danken. Ehe aber noch die Mitglieder, welche die Addresse überbringen sollten, gewählt waren, erhielt die Versammlung die neue Nachricht, daß sich der König entschlossen habe, dem Wunsche der Pariser zu entsprechen, und am folgenden Tage nach der Hauptstadt zu reisen. Die Versammlung beschloß, sogleich eine Gesandtschaft nach Paris zu senden, um der Hauptstadt diesen Entschluß des Königs zu verkündigen. Hierauf ließ der König der Versammlung sagen, er habe sich entschlossen, Herrn Necker zurück zu berufen, wobei er zugleich der Versammlung den Brief übersandte, welchen er an Herrn Necker geschrieben hatte. Die Versammlung beschloß, dem Briefe des Königs an Herrn Necker einen Brief beizulegen, welcher folgenden Inhalts war:

„Mein

„Mein Herr!„

„Die Nationalversammlung hat schon durch eine „feierliche Handlung bewiesen, daß Sie ihre Achtung „und ihr Bedauren mitgenommen haben. Dieses eh„renvolle Zeugniß hat sie Ihnen zugeschickt, und Sie „müssen dasselbe erhalten haben. Heute Vormittag „hatte sie beschlossen, den König zu bitten, Sie wieder„um in das Ministerium zu rufen. Es war sowohl „ihr eigener Wunsch, den sie durch diese Bitte aus„drückte, als auch der Wunsch der Hauptstadt, welche „Sie laut zurück verlangt. Der König hat unserer „Bitte zuvorkommen wollen. Ihre Zurückberufung ist „uns von Ihm angekündigt worden, und sogleich hat „uns die Dankbarkeit zu dem Könige hingeführt; da „haben wir von Ihm einen neuen Beweis Seines Zu„trauens erhalten, indem er uns den Brief übergab, „welchen Er an Sie geschrieben hatte, und uns auftrug, „denselben zu übersenden. Die Nationalversammlung „bittet Sie inständig, in den Wunsch Seiner Majestät „einzuwilligen. Ihre Talente und Ihre Tugenden „konnten keine ehrenvollere Belohnung und keine kräf„tigere Aufmunterung erhalten. Sie werden unser „Zutrauen rechtfertigen; Sie werden nicht eigene Ruhe „der öffentlichen Ruhe vorziehen; Sie werden Sich „nicht den wohlthätigen Wünschen des Königs für sein „Volk entziehen. Jeder Augenblick ist kostbar. Der „König, die Nation und ihre Stellvertreter erwarten „Sie. Wir sind u. s. w.„

Am 16ten Julius beschlossen die Wahlherren in Paris, daß die Bastille von Grund aus geschleift werden solle, und dieser Beschluß wurde auf der Stelle, durch Herolde und Trompeter, in allen Straßen von

Paris

Paris bekannt gemacht. Damit aber die in dieser Festung noch enthaltenen wichtigen Papiere nicht zerstreut oder ganz zerstört werden möchten: so schickte der beständige Ausschuß eine Gesandtschaft nach der Bastille, um sich dieser Papiere zu bemächtigen. Zu gleicher Zeit wurde eine andere Gesandtschaft nach St. Denis geschickt, um zu untersuchen, ob die daselbst versammelten Truppen noch feindliche Absichten hätten?

Herr la Fayette, der nach dem Rathhause kam, sagte: „Ich bin so eben Zeuge einer Begebenheit gewesen, die, ohne meine Dazwischenkunft, sich auf „eine sehr tragische Weise würde geendigt haben. Indem ich hieherkam, traf ich auf meinem Wege einen „großen Haufen Volks versammelt an, der sich sehr „schnell vorwärts, nach dem Rathhause zu, bewegte. „Ich fragte: Was giebts! — „Nichts! Nichts! ant„„wortete man mir, weiter nichts, als einen Abbe, „„den man aufhängen will!„ Hierauf drängte ich „mich mit Gewalt durch den Haufen, und erblickte ei„nen Abbe, welchen einige bewafnete Bürger umga„ben, und ihn gegen die Menge vertheidigten. Sie „waren schon im Begriffe, der Menge und der Wuth „des Pöbels nachzugeben, und den Abbe einem grau„samen Tode zu überlassen, als ich erschien. „Was „„macht ihr da? fragte ich den Haufen? Ich bin „„euer Kommendant!„ — „Wir haben hier, ant„„worteten sie, einen Verräther des Vaterlandes ge„„fangen, und wir wollen ihn jetzo gleich auf der „„Stelle aufhängen. Es ist der Abbe Roy; a) wir „„ha-

a) Eben der Abbe Roy, dessen ich oben S. 204, bei Gelegenheit des Aufruhrs in dem Hause des Hrn. Reveillon, schon erwähnt habe.

„„haben bei ihm einen Brief gefunden, den er nach
„„Versailles geschrieben hat, und worin er verspricht,
„„50 Kanonen und 40,000 Mann zu liefern, um alle
„„Patrioten umzubringen.„ Ich fragte hierauf den
„Abbe, wer er sey? „Ich bin, antwortete dieser,
„„nicht der Abbe Roy, sondern der Abbe Cordier;
„„daß man einen solchen Brief bei mir gefunden habe,
„„ist eine schreckliche Unwahrheit; weit entfernt, Ver-
„„schwörungen gegen die Freiheit meines Vaterlandes
„„anzuzetteln, schmeichle ich mir, thätige Proben mei-
„„nes Patriotismus gegeben zu haben. Ohne von
„„meinen Schriften zu sprechen, in denen man die be-
„„sten Grundsätze findet, bin ich es gewesen, der auf
„„dem Rathhause die Anzeige gethan hat, daß zwei
„„und sechszig Kanonen zu Bourget angehalten wor-
„„den seyn, und ich bin es gewesen, der es dahin ge-
„„bracht hat, daß alle aufgefangenen Briefe auf dem
„„Rathhause öffentlich vorgelesen worden sind.„
„Nachdem ich dieses gehört hatte, fand ich kein ande-
„res Mittel, ihn zu retten, als mich selbst anzubieten,
„ihn nach dem Rathhause zu führen, und hier bringe
„ich ihn. Eine unzählbare Menge hat uns bis hieher
„begleitet, und ob sie es gleich nicht gewagt hat, den
„Abbe an meiner Seite zu mißhandeln: so hat man
„ihn doch auf dem ganzen Wege mit den scheuslichsten
„Verwünschungen verfolgt. Auf der Treppe des Rath-
„ses haben ihn alle die, welche die Treppe anfüllten,
„für den Abbe Cordier, einen wahren Patrioten er-
„kannt, und nun fielen selbst diejenigen, welche den
„Abbe Roy mit der heftigsten Wuth verfolgt hatten,
„auf den Abbe Cordier zu, umarmten ihn und wünschten
„ihm Glück. Hierauf befahl ich der Miliz, ihn zu be-
„glei-

„gleiten, und ihn in Sicherheit zu bringen. Bald nach-
„her rettete ich auf eine ähnliche Weise, aus den Hän-
„den des Volks, Hrn. Soules, den Kommendanten der
„Bastille, welchen man mit Gewalt von seinem Posten
„genommen und hiehergeführt hatte, weil er für ver-
„dächtig gehalten wurde. Von diesen Unordnungen
„und aus diesen Gefahren, die uns umgeben, kann
„uns nichts retten, als eine schnelle Eintheilung und
„Organisirung der Bürgermiliz; aus welcher wir, un-
„ter dem Namen Nationalgarde, so schnell als mög-
„lich eine disciplinirte Armee bilden wollen.„

Kaum hatten die Berathschlagungen über diesen wichtigen Punkt angefangen, als Herr Deleutre erschien, welcher von der Versammlung nach der Militairschule gesandt worden war. „Auf meinem Rück-
„wege hieher, bin ich, sagte er, in der Rue de Bacq
„angehalten worden, und Herr Deluc, einer der Wahl-
„herren, hat mich gefragt, ob es wahr sey, daß der
„König heute nach Paris komme? Ehe ich noch auf
„diese Frage antworten konnte, war mein Wagen mit
„einer ungeheuren Volksmenge umgeben, die alle zu-
„gleich schrien: „Wo bleibt der König? Warum
„„kommt er nicht? Gestern hat man ihn schon ange-
„„kündigt; aber das Volk wird betrogen und durch
„„leere Versprechungen hingehalten!„ Das Gedränge
„war so groß, daß ich mich genöthigt sah, aus dem
„Wagen zu steigen, und mich auf den Bock neben den
„Kutscher zu setzen. Da sagte ich zu denen, die mich
„umgaben: es sey wahr, der König habe kommen wol-
„len, aber er befinde sich nicht wohl, und er würde
„ganz gewiß kommen, sobald er wieder hergestellt seyn
„werde. Auf diese Weise befreite ich mich von dem
„Volke,

„Volke, und setzte meinen Weg fort; aber bis zum „Rathhause wurde ich von der Miliz begleitet, und an „jedem Wachthause als ein verdächtiger Mann ausge„fragt, ungeachtet ich, als ein Mitglied des beständi„gen Ausschusses, eine Wache zu Pferde vor meinem „Wagen voraushatte, und meine Vollmacht beständig „in den Händen trug.„

Die nach St. Denis abgeschickten Gesandten kamen zurück, und brachten von dem Baron **Falkenhein**, dem General der Truppen, folgende schriftliche Antwort zurück. „Die Abgesandten der Stadt Paris sind „zu mir gekommen, um die ihnen aufgetragene Kom„mission auszurichten, und da sie mich gefragt haben, „ob ich Befehl hätte, die unter meinem Kommando ste„henden Truppen zu entfernen: so erkläre ich hierauf, „um die Stadt zu beruhigen, daß ich gar keinen Be„fehl habe, Feindseeligkeiten gegen sie anzufangen, und „daß sogar der Anschein vorhanden ist, daß ich Befehl „bekommen werde, meine Truppen zurück zu ziehen; „ja ich habe sogar zu Claye das Regiment **Hainaut**, „welches auf dem Marsche hieher begriffen war, Halt „machen lassen. Aber ich verlange auch, daß keine be„wafnete Leute auf der Ebene sich mir nähern oder ge„gen St. Denis anrücken sollen: sonst sehe ich mich ge„nöthigt, sie zurück zu treiben.

Um eilf Uhr des Nachts kam Herr **Herwyn**, ein Mitglied der Nationalversammlung, von Versailles zu Paris auf dem Rathhause an. „Der Patriotismus, „sagte er, bringt mich hieher, um anzukündigen, daß „heute Abend um neun Uhr der Graf **de la Chatre** „nach der Nationalversammlung gekommen ist, und „versichert hat, der König habe sich entschlossen, am „fol-

„folgenden Tage, am 17ten Julius, nach Paris zu „kommen, der Siegelbewahrer und Herr von Breteuil „haben ihren Abschied genommen, und Herr Necker „sey zurückberufen. Eine Gesandtschaft von zwölf „Mitgliedern der Nationalversammlung ist auf dem „Wege, um Ihnen diese frohen Nachrichten zu „überbringen.„

Die Wahlherren dankten Hrn. Herwyn, und machten das, was er gesagt hatte, so schnell als möglich in ganz Paris bekannt. In Zeit von einer halben Stunde fanden sich mehr als 1500 Soldaten der Bürgermiliz auf dem Greveplatze vor dem Rathhause ein, welche die ganze Nacht über daselbst Wache hielten.

Ehe ich diese Abtheilung schließe, will ich noch vorher einige Nachrichten über die Bastille nachholen, und dann einige Betrachtungen über die erzählten Begebenheiten zusetzen.

Von den in den Archiven der Bastille aufbewahrten Papieren ist, im Verhältniß, nur wenig gerettet worden, und was noch gerettet wurde, ist von keiner großen Wichtigkeit. Als der beständige Ausschuß der Wahlherren eine Gesandtschaft nach der Bastille sandte, um die noch übrigen Papiere zu retten, war schon zwei Tage lang geplündert worden, und die meisten Schriften waren schon weggenommen und größtentheils zerstört. Der Hof der Bastille und die Graben waren ganz mit Papier angefüllt. Außer den Schriften fand man sehr viele alte Rüstungen, Waffen und sonderbare Torturinstrumente, von denen aber, wie die Kerkermeister versicherten, schon seit Menschengedenken kein Gebrauch gemacht worden war. Eben diese Kerkermeister versicherten auch, daß seit funfzehn Jahren (folglich seit der

der Regierung Ludwigs des Sechszehnten) kein Gefangener in die unterirrdischen Kerker gesetzt worden sey. a) Unter den Torturinstrumenten fand sich ein sehr künstlich gemachter eiserner Panzer, welcher dazu gedient zu haben scheint, denjenigen, welchem man denselben anzog, in allen Gelenken des Körpers fest zu halten, und ihn folglich ganz unbeweglich zu machen.

Die Bastille wurde eingenommen den 14ten Julius 1789, Nachmittags um fünf und drei Viertel Uhr. Es blieben dabei todt auf der Stelle, 83 Personen; an ihren Wunden starben nachher 15; folglich in allem 98 Personen; die Zahl der Verwundeten war 60.

Die Furcht der Pariser in diesen Tagen des Schreckens war über alle Beschreibung groß. Viele verloren den Verstand; andere brachten sich um, weil sie den Tod für unvermeidlich ansahen, und nicht Muth genug hatten, denselben standhaft zu erwarten. Diejenigen, welche thätig waren, und an dem, was vorfiel, Theil nahmen, behaupten, sie haben sich in ihrem ganzen Leben noch nicht so wohl befunden, als zu dieser Zeit; b) eine Erscheinung, welche sich sehr leicht, psychologisch und medicinisch, erklären läßt.

Die Verweisung Neckers war zwar die scheinbare Ursache, der Vorwand der Revolution; aber auch nicht mehr als der Vorwand, dessen sich die Verschwornen bedienten, welche den Plan hatten, den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreiches, zum Protektor, ausrufen zu lassen. Die Verweisung Neckers, dieser unverzeihliche Fehler der Regierung, kam

a) Procés verbal des Electeurs de Paris. Vol. 2, p. 180.

b) *Dusaulx* de l'insurrection Parisienne. p. 198.

kam ihnen sehr erwünscht, und gab der Ausführung ihrer sträflichen Plane den Anschein von Rechtmäßigkeit. An der Spitze dieser Verschwörung war Mirabeau. Er war die Seele derselben, er machte die Plane, welche der Herzog blindlings befolgen mußte. Außer ihm waren Mitglieder der Verschwörung der Herzog von Biron, der Herzog von Liancourt, der Marquis von Sillery, die beiden Grafen Lameth, die Herren de la Touche, Target, Abbe Sieyes, und viele andere. In der Folge entstand noch eine zweite Verschwörung, von der ich künftig sprechen werde. Beinahe alle angelegte Plane verunglückten, wegen der Feigheit des Herzogs. Die Verweisung Neckers war ein glücklicher Zufall, welcher die Revolution früher ausbrechen machte, als ihr Ausbruch von den Verschwornen berechnet worden war: oder vielmehr, es war eine weise Leitung der Vorsehung, welche dadurch größerem Unglücke zuvorkommen wollte, indem sie den Plan nicht reif werden ließ. Diesem Plane zufolge sollte die Revolution damit angefangen werden, daß man, nachdem alles vorbereitet seyn werde, Feuer an das Palais Bourbon, den Pallast des Prinzen von Conde, lege, und dadurch das Volk in einer Gegend der Stadt versammle, von wo es nachher leicht seyn würde, dasselbe weiter zu führen.

Wenn ich sage, daß die allernächste Ursache der französischen Revolution eine Verschwörung gewesen sey: so bitte ich dieses nicht so zu verstehen, als ob ich glaubte, daß eine Verschwörung allein, ohne den Zusammenfluß einer Menge anderer Ursachen, den Umsturz der französischen Monarchie hätte bewirken können. Vielmehr das Gegentheil. Die französische Staats-

umwer-



umwerfung war nicht eine Folge der Orleanschen Verschwörung, sondern die Verschwörung war eine Folge der schon umgeworfenen Staatsverfassung. Ich will mich deutlicher erklären, und damit man mir nicht Dunkelheit oder Verwirrung der Begriffe vorwerfe, oder mich der Paradoxiesucht beschuldige: so will ich bei dieser Gelegenheit mein eigenes politisches System, meine Theorie der Staatsrevolutionen, ausführlich auseinandersetzen.

Es ist ein allgemeines Gesetz der Natur, welches keine Ausnahme leidet, daß alles, was geschieht, durch einen unmerklichen Fortgang geschicht; daß alle Begebenheiten in der Welt gleichsam eine Kette ausmachen, wovon jedes Glied zugleich Wirkung der zunächst vorhergegangenen Begebenheit, und Ursache der zunächst folgenden ist. Diese Kette wird niemals unterbrochen, und jede Begebenheit ist unwillkürliche, unfreiwillige, nothwendige Folge derjenigen Begebenheiten, welche vorhergegangen sind. Wenn man von dieser Wahrheit so überzeugt ist, als ich es bin: so wird man auch leicht einsehen, daß, vermöge dieses Gesetzes der Stätigkeit, in der Natur, in welcher, wie ich so eben gezeigt habe, alles durch einen unmerklichen Fortgang geschieht, kein Sprung statt finden kann, und daß demzufolge, wenn wir einen Sprung zu entdecken glauben, derselbe allemal in unserer Vorstellungskraft, und nicht in der Natur liege. Ein solcher Sprung wird in unserer Sprache ein **Wunder** genannt; eine Begebenheit, welche außer dem gewöhnlichen Laufe der Natur liegt: aber solche Begebenheiten giebt es nicht, und kann es nicht geben; eben so wenig in der politischen als in der physischen Welt. Der gemeine Verstand, welcher des Denkens unge-

ungewohnt ist, wundert sich über alles, er findet überall Wunder, während der Aufgeklärte und Weise nirgends welche erblickt. **Sich über nichts wundern; nichts anstaunen;** nil admirari, ist gewiß der höchste Gipfel der Weisheit; denn nur derjenige wundert sich über nichts, welcher die Ursache jeder Begebenheit aufsucht, und folglich ihre **Nothwendigkeit** einsieht: wie kann aber das Nothwendige bewundernswürdig seyn? Ich erkläre mir, zufolge dieser Begriffe, sehr leicht die Allwissenheit des höchsten Verstandes, des Schöpfers der Welt. Vor ihm liegt die Reihe der Begebenheiten auf unserer sublunarischen Erde so vollkommen da, daß sie in seinen Augen eben so erscheint, wie in den unsrigen eine unendliche algebraische Reihe, und daß er aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige eben so sicher und gewiß berechnen kann, als wir in einer solchen Reihe aus den bekannten Gliedern die noch folgenden unbekannten zu berechnen, oder die in der Reihe fehlenden Glieder auszufinden im Stande sind. Hieraus folgt nun, daß der Weise, statt zu erstaunen, und sich über den Sprung, welchen er, wie es ihm scheint, in der Natur erblickt, zu wundern, sich vielmehr bemühen wird, die in der Reihe fehlenden Glieder aufzusuchen, und alle Begebenheiten auf das Gesetz der unabänderlichen Nothwendigkeit zurück zu führen. Wenden wir dieses auf die französische Revolution an: so werden wir einsehen, wie weit wir noch davon entfernt sind, diese große Begebenheit genau zu kennen. Es scheint sogar, als wenn sich Alles vereinigte, um uns geflissentlich den Gesichtspunkt zu verrücken; indem man uns zu überreden sucht, diese Revolution sey einzig in ihrer Art, unerhört, unerwartet, in der Geschichte ohne Beispiel. Die meisten

Schriftsteller raisonniren gar nicht darüber, sondern sie eröfnen dem Publikum ihren politischen Gukkasten, lassen ein Gemälde nach dem andern vor den Augen der Zuschauer vorübergehen und rufen dabei aus: „Seht „doch, liebe Leute! seht! ein politisches Wunder! ein „Wunder! ein unerhörtes Wunder!„ und die Zuschauer, von dem gewaltigen Lärm betäubt, stehen da, beide Fäuste in die Seiten gestemmt, mit offenem Munde und starrem Blicke, und wenn die Vorstellung vorüber ist, so stimmen sie mit ein in das Geschrei: „ein Wunder! ein Wunder! ein politisches Wunder!„

Wenn die Einbildungskraft erst soweit erhitzt ist: so hat die kalte Vernunft Mühe, sich Gehör zu verschaffen; sonst würde sie zu dem Publikum ungefähr auf folgende Weise sprechen: „Liebe Leute! man betrügt „euch. Die französische Revolution ist weder eine wunderbare, noch eine unerhörte Begebenheit. Aehnliche „Ursachen bringen allemal ähnliche Wirkungen hervor: „und Revolutionen, wie die französische ist, hat uns „die Geschichte sehr viele aufgezeichnet, nur *sind* dort „die kleineren Züge verloren gegangen, die wir jetzo „bei dem erblicken, was vor unsern Augen vorgeht. „Diejenige Revolution, welche die meiste Aehnlichkeit „mit der Pariser Revolution hat, ist die Revolution, „welche unter der Regierung des Kaisers **Vitellius** in „Rom vorfiel. Vitellius war, wie Ludwig, ein gutmüthiger, aber ein schwacher Fürst, der von dem „Kriegswesen nichts verstand, seine Truppen zwar um „Rom versammelte, als der Aufruhr anfing, aber nicht „das Herz hatte, sich an die Spitze derselben zu stellen „und sie anzuführen. Er war groß in Worten, aber „zaghaft und furchtsam im Handeln; immer sprach er

„zu

„zu viel und that zu wenig; beständig sagten ihm die
„Höflinge, im Innern des Pallastes, wohin er sich zu-
„rückgezogen hatte, es sey keine Gefahr vorhanden,
„und beständig glaubte ers; Muth und Standhaftig-
„keit besaß er gar nicht, und bei jeder unangenehmen
„Nachricht fing er an zu weinen. Indessen hofte er,
„der Aufruhr würde sich legen; in Rom, sagte er,
„können die Aufrührer Nichts thun: dort ist das Kapi-
„tolium, diese unüberwindliche, noch nie eingenommene
„Vestung, in meiner Gewalt; der Gouverneur dieser
„Vestung, Sabinus, hat Truppen genug, und wird
„sich tapfer wehren: so dachte er und war unbesorgt.
„Aber die aufrührischen Legionen zogen gegen das Ka-
„pitolium, und warfen Feuer hinein, Sabinus ver-
„lor den Kopf, er wehrte sich nicht, und so ward in
„kurzer Zeit das Kapitolium, die unüberwindliche Fe-
„stung, eingenommen; Sabinus wurde herausge-
„schleppt, ihm vom Pöbel der Kopf abgeschlagen, und
„dieser auf einer Stange durch die Stadt getragen;
„die **Vitellianer**, die damaligen Aristokraten, mußten
„fliehen, und Vitellius war nun in der Gewalt des
„Volkes. Er wurde genöthigt, mit seiner Gemahlin,
„seinem Bruder, und seinem noch kleinen Sohne den
„kaiserlichen Pallast zu verlassen. Er weinte und fleh-
„te; aber vergeblich, und seinen Dolch, welchen er,
„der damaligen Gewohnheit gemäß, beständig bei sich
„trug, übergab er dem Maire von Rom, dem Konsul
„**Cäcilius Simplex**, zum Beweise, daß er diesem das
„Recht über Leben und Tod über sich selbst übertrage.
„Ich will die Parallele nicht weiter fortsetzen, damit
„sie nicht ermüdend werde. Was ich gesagt habe, ist
„hinreichend, um den Satz zu beweisen, den ich be-

 „haupte;

„haupte: daß nemlich die Menschen sich immer gleich
„bleiben, und daß unter der Sonne nichts Neues oder
„Unerhörtes geschehe.„

Eine Revolution kann in einem Staate nicht eher entstehen, als bis der gehorchende Theil das Uebergewicht über den befehlenden Theil bekömmt. **Macht im Staate, und Geld sind einerlei.** Wer das Geld hat, regiert; gleichviel, auf welcher Stufe er *stehe*, und welche Stelle im Staatskalender er einnehme. Dem Gelde weicht Alles; schlechterdings und ohne Unterschied, **Alles.** So lange der herrschende Theil im Staate (z. B. in der Monarchie König und Adel) mehr Geld, oder eben soviel hat, als der gehorchende Theil: so ist es auch ganz unmöglich, daß eine Revolution entstehe. Wenn aber der gehorchende Theil reich und der befehlende arm wird, dann ist eine Revolution unvermeidlich. Ich getraue mir zu behaupten, daß dieses die eigentliche und allein wahre Theorie der Staatsrevolutionen, und die Grundlage aller Politik ist, wie auch, schon im vorigen Jahrhunderte, *James Harrington* vortreflich gezeigt hat. Nur unterscheide man einen Volksaufruhr von einer Staatsrevolution. Die Verschwörungen eines *Rienzi*, eines *Masaniello*, eines *Henzi*, eines *van der Noot*, wie endigten sie sich? Der Staat fiel in seinen vorigen Zustand zurück, weil er zu einer Revolution nicht reif war. Sobald er aber zum Umsturze reif ist: so wird es auch gewiß nicht an einer Verschwörung fehlen, um ihm den letzten Stoß zu geben. Dies beweist die Geschichte; denn keine Revolution, von allen die wir kennen, ist ohne eine Verschwörung erfolgt. Eben darum behaupte ich auch, was ich oben schon gesagt habe, daß die Orleansche

Ver=

Verschwörung nicht die Ursache der französischen Revolution, sondern eine Folge derselben ist: denn die Revolution war geschehen, sobald der König und der Adel nicht nur kein Geld mehr hatten, sondern noch an den Bürgerstand stark verschuldet waren. Der Bürgerstand hat das Geld, folglich die Macht, und nun giebt er den andern beiden Ständen so wenig als möglich davon ab; dies ist der natürliche Gang der Dinge.

Wenn der Satz, den ich hier aufgestellt habe, wahr ist; wenn Geld und Macht im Staate Eines und Dasselbe sind: so lassen sich daraus einige äußerst wichtige, politische Folgerungen herleiten. **Erstens** wird nun deutlich, welche Fürsten bei den gegenwärtigen unruhigen Zeiten von einer Revolution etwas zu befürchten haben, und welche davor sicher sind. Man sieht z. B. leicht ein, daß gegenwärtig kein Staat vor einer Revolution mehr gesichert ist, als Preussen, welches keine Schulden, einen großen Schatz, und einen größtentheils wohlhabenden Adel hat. Wenn ich alles recht überlege: so scheint es mir, als ob Friedrich der Einzige wirklich nach dem Grundsatze gehandelt habe, den ich hier für die Grundlage aller Politik ausgebe, und ich gestehe gerne, daß mich dieser Gedanke in meiner Meinung nicht wenig bestätigt hat. **Zweitens** folgt hieraus, daß es immer von dem Regenten abhange, den ihm untergebenen Staat so fest zu gründen, daß alle Revolutionen, welche durch innere Ursachen entstehen könnten, unmöglich werden. **Drittens** kann der Regent, durch weise Gesetze, Macht im Staate nach Gefallen vertheilen, und folglich für die Beibehaltung des Gleichgewichtes Sorge tragen. **Viertens** ist, vermöge dieses Grundsatzes, die so oft aufgeworfene Frage,

welches

welches die beste und dauerhafteste Regierungsform sey? nunmehro sehr leicht zu entscheiden. Es ist die Regierungsform einer kleinen Republik, in welcher Alle wohlhabend, Wenige reich, und Keine arm sind, indem der Staat die Versorgung der Armen übernimmt. Wenn in einer solchen kleinen Republik durch weise Gesetze dafür gesorgt ist, daß sich der Reichthum in keiner Familie zu sehr anhäufen könne: so ist dieses die allerbeste, dauerhafteste und bleibendste Regierungsform, die es nur geben kann. Ich übergehe viele andere, wichtige Folgerungen, die sich aus dem angeführten Satze herleiten lassen; er begreift, wie ich schon gesagt habe, die ganze Politik in sich.

Aus der Geschichte der Einnahme der Bastille, welche ich in dieser Abtheilung ausführlich erzählt habe, erhellt, daß die Eroberer der Bastille nicht sowohl der Tapferkeit der Belagerer, als dem Mangel an Gegenwart des Geistes bei dem Gouverneur zuzuschreiben sey. Der Gouverneur hätte sich nur einschließen dürfen, so würde er unüberwindlich gewesen seyn. Einige mit Kartätschen geladene Kanonen hinter die Ziehbrücken gestellt, einige Schüsse nach dem Arsenal zu, hätten in kurzer Zeit den zusammengelaufenen, furchtsamen Pöbel zerstreut: aber nach dem letztern Orte wollte er nicht schießen lassen, weil er dort vor kurzem ein kleines Pavillon gebaut hatte, welches er nicht gerne zerstören wollte. Er kam also auf den unerhörten Einfall, mit dem zusammengelaufenen Pöbel zu kapituliren; das Ehrenwort des Gesindels anzunehmen, welches nicht einmal weiß was Ehre ist. Für diesen unverzeihlichen Fehler muste er mit seinem Leben büssen; denn sobald der Pöbel in die Vestung eingedrun-

gen

gen war, achtete er, im Taumel seines Selbstgefühls und seiner nunmehr erhaltenen Wichtigkeit, auf alle Kapitulationspunkte gar nicht mehr, sondern verheerte und zerstörte, wüthend, Alles was ihm vorkam.

Ich habe die Geschichte dieser merkwürdigen Tage ausführlich und der Wahrheit gemäß erzählt. Hätte ich mich, so wie andere Schriftsteller, von den eitlen Deklamationen der Pariser Freiheitshelden dahin reissen und blenden lassen: so müßte ich diese Geschichte durch folgende Tirade endigen, welche ganz im Pariser Modeton geschrieben ist. „Dies sind die Hauptumstände jener berühmten Schlacht, deren Ausgang „selbst den Zuschauern unglaublich schien; die unsere „Nachkommenschaft als ein Wunder ansehen wird; „durch welche das Ungeheuer der Aristokratie zu Boden geschlagen; der Muth aller guten Bürger angefacht; und der vergoldete Haufe der Verschwornen, zu Versailles, mit einem Todesschrecken befallen wurde. Sie sagten, im Wahnsinne ihres übermüthigen Stolzes, es ist thöricht das Volk zu fürchten — Was kann wohl das zusammengelaufene Gesindel, ohne Plan, ohne Anführer, ohne Uebereinstimmung, ohne Waffen, anfangen? Eine Handvoll „Soldaten; einige Kanonenschüsse; ein aufgestellter „Galgen; werden, in wenigen Stunden, diesen Haufen aufrührischer Bürger zerstreuen, die gewohnt sind „vor Schaarwächtern zu fliehen; die nicht einmal, „ohne zu erblassen, den Schimmer eines Bajonetts „sehen, noch, ohne zu erzittern, einen Flintenschuß hören können. Aber, sie erblaßten selbst; sie erzitterten, „sie wurden ganz erschüttert, als sie ihre Wälle umgeworfen; ihre Soldaten in die Flucht getrieben;

„und

„und ihren Donner gegen sich selbst gekehrt sahen:
„und alles dieses, durch eben die Bürger, welche,
„noch den Tag vorher, der Gegenstand ihrer Verach=
„tung waren; nun aber, auf einmal, in siegreiche
„Helden, und in unüberwindliche Krieger verwandelt
„wurden. Sie wusten nicht, daß mehr als ein Held
„in dem groben Baurenkittel, und mehr als ein
„schändlicher Sklave in dem reichen Goldstoffe steckt;
„daß die Freiheit ihre Vertheidiger adelt, und ihren
„Muth erhöht; daß die Tyrannei ihre Knechte ernie=
„drigt; daß die Gegenwart eines freien Menschen sie
„demüthigt, sie über ihre Fesseln erröthen macht, und
„ihre Arme lähmt; daß das Wohl des Vaterlandes
„das mächtigste Band ist, um alle Bemühungen der
„Bürger zu vereinigen; daß dieses Gefühl zum Ober=
„haupte und Anführer dient; in sich selbst mehr
„Tapferkeit und Kraft finden läßt, Eigenthum und
„Rechte zu vertheidigen, als betitelte Räuber entge=
„gen zu stellen im Stande sind, um dieselben gewalt=
„sam zu entreissen.„ In diesem Tone schreiben und de=
klamiren die Pariser Schreier, welche auf eine läppi=
sche Weise alles übertreiben. Nicht weniger empörend
und eben so unwahr sind aber auch die Uebertreibun=
gen der deutschen Aristokraten. Man höre folgende
Stelle: „Plözlich verbreitete sich über Frankreich das
„Ungeheuer einer gränzenlosen Ochlokratie, mit allen
„seinen schrecklichen Folgen. Der König ist in eine
„lächerliche Puppe verwandelt, die Gerichtsstühle sind
„geschlossen, der Kredit ist verschwunden, die Hand=
„lung liegt zu Boden, die Manufakturen feiern, ein
„großer Theil des vornehmsten und reichsten Adels
„irrt im Ausland umher, die Westindischen Inseln,
„die

„die deutschen Provinzen drohen sich loszureißen, die
„ganze Nation steht entweder unter den Waffen, oder
„wüthet, mit Brandfackel und Mordstahl, gegen die
„Schlösser der Adelichen, oder schleicht abgezehrt mit
„dem Bettelsacke durch die Straßen, und schreit nach
„Brodt. Paris und Versailles rauchen von dem Blute
„unschuldig Ermordeter .... Nur die Nationalver=
„sammlung, oder vielmehr die Rotte der Bösewichter,
„welche sie tyrannisirt, mästet sich noch immer, voll
„stolzer Selbstgenügsamkeit, von den übriggebliebenen
„Brocken des französischen Wohlstandes, und fährt
„troz des täglich höher steigenden Elendes fort, über
„eine chimärische Freiheit zu philosophiren, mit unver=
„schämter Stirne, sich jeder Warnung, jedem weisern
„Rathe zu widersetzen, und tollkühn Religion, Völker=
„recht und Sitten unter die Füße zu treten.„ a)
Gerne steige ich von diesen philosophischen Stelzen
herab, um wiederum ebenen Fußes fortzugehn!

Wenn man mit der Geschichte der Einnahme der
Bastille so genau bekannt ist, als ich dieselbe in dem
Vorhergehenden erzählt habe; wenn man die so eben
vorgetragenen Betrachtungen sich tief in die Seele ge=
prägt hat, dann findet man keine Lektüre komischer,
als die Briefe des Herrn Campe. Dem französischen
Schriftsteller verzeiht man seine übertriebenen Beschrei=
bungen, weil er die Sache der Freiheit, die Sache sei=
nes Vaterlandes, zu vertheidigen glaubt; man verzeiht
ihm, daß sein Enthusiasmus, ein so lobenswürdiger
Enthusiasmus, ihn irre führt: aber, wenn ein deut=

scher

a) J. N. Bischoffs pragmatische Darstellung der Euro=
päischen Staatshändel. S. 347.

scher Schriftsteller, ein Philosoph, von dem man ruhige Beobachtung, kalte Ueberlegung, Unbefangenheit fordern darf, brausend und tobend uns vorschreit und vordeklamirt, was er nur ruhig und gelassen hätte erzählen sollen: dann muß man den armen Mann bedauren und mitleidig über ihn die Achseln zucken. Wer könnte sich enthalten, dieses zu thun, wenn Herr Campe, gleich in seinem ersten Briefe, auf eine so höchst komische Weise deraisonnirt? Wenn ihm a) „gleich die ersten Franzosen, die er sieht, keine Franzosen, und er sich selbst kein Braunschweiger mehr „scheint;„ wenn er in seinem Alter zum erstenmal fühlt, „daß er ein Mensch ist;„ wenn er lobt, daß die Bürgerwache das Militair unter dem Kommando hatte; wenn er (S. 241.) an dem Anblicke der freigewordenen Menschen von ehegestern seine Augen weidet; wenn er von der Explosion der Volkskraft spricht; wenn er Frankreich mit einem edlen Roß vergleicht, daß seinen ungeschickten Reuter abgeworfen hat, und nun ohne Sattel und Zaum, wie das Roß auf den Braunschweigischen Louisd'ors (die ihm in diesem Augenblicke vorschweben), in der Welt herumläuft; wenn er ein solches Roß, oder eine ihm gleichende Nation, für das Schönste und Rührendste in der Natur hält; wenn er von der schwellenden Fluth des Menschenstroms spricht; wenn (S. 247.) eine patriotische Schaamröthe seine Wangen färbt; wenn er (S. 248.) Kultur bei Stallknechten sucht und findet. Aber über alle maßen komisch ist, was er von sich selbst erzählt (S. 239.). Herr Campe nimmt den Hut ab und giebt denselben einer jungen

a) Braunschweigisches Journal. Oktober 1789. S. 238.

jungen Putzmacherin. Nachdem das hübsche Mädchen ein blau, weiß und roth gestreiftes Bändchen daran bevestigt hat, so ändert sich auf einmal Herrn Campes ganze Natur und Wesen. Der Philosoph setzt den Hut auf, drückt denselben mit der flachen Hand in die Stirne, tritt nun im vollen Gefühle seiner Größe einher, und schwingt den Speer über seinem Haupte gegen Windmühlen, die er im Taumel für Riesen ansieht. „Lachen Sie mich aus, sagt er, wenn Sie können (Lieber Herr Campe! das können wir und das thun wir auch alle). „Lachen Sie mich aus, wenn Sie „können — es war mir in diesem Augenblicke zu Mu„the, als hätte die ganze französische Nation Brüder„schaft mit mir gemacht; und hätte es hier, jetzt „gleich, eine Bastille zu erstürmen gegeben, wer „weiß — — wer weiß.„ — - Gesunde Vernunft! Philosophie! was seyd ihr doch für trügrische Führerinnen auf dem Pfade des Lebens! Immer verlaßt ihr uns gerade dann, wenn wir eurer am meisten bedürften!

Ende des ersten Bandes.

Druckfehler,

welche ich, vor dem Lesen, zu verbessern bitte.

S. 11. Z. 10, von unten — statt Verhaftung lies Verhaftnehmung.
S. 12. Z. 12, von unten — statt man drängt hinein, lies man drängt sich hinein.
S. 13. Z. 9, statt geschehen lies geschahen.
S. 14. Z. 5, statt dieser lies jener.
S. 61. Z. 12, von unten — statt porchi lies parchi.
S. 64. Z. 12, statt kennt, weiß auch lies kennt, der weiß auch.
S. 65. Z. 7. von unten — statt und sie sucht, lies und diese sucht.
— — Z. 11, von unten — statt erlaubt die Sorge, lies erlaubt dennoch die Sorge.
S. 74. Z. 17, statt welche lies welcher.
S. 75. Z. 4, statt oberflächige lies oberflächliche.
S. 109. Z. 10, statt daß ein, lies daß der.
— — Z. 11, statt erhaltener, lies erhaltene.
S. 110. Z. 7, von unten, statt wie wichtig, lies wie nothwendig.
S. 114 Z. 19, statt produktischen, lies produktisen.
S. 125. Z. 7, von unten, statt denjenigen, lies derjenigen.
S. 144. Z. 8, von unten statt beurtheilen, lies urtheilen.
S. 152. Z. 5, statt um seyn, lies verflossen seyn würden.
S. 158 Z. 2, statt war, lies seyn würde.
S. 164. Z. 5, von unten statt unerklärliche, lies sonderbare.
S. 168. Z. 2, statt erlaubten, lies erlaubt hatten.
— — Z. 3, statt zerrissen, lies zerrissen worden.
S. 180. Z. 8. statt unumschränkten, lies eingeschränkten.
S. 193. Z. 16, statt satanischen, lies fanatischen.
S. 208. Z. 3, von unten, statt Lieblingsschriftsteller dessen, lies Lieblingsschriftsteller gefolgt, dessen.
S. 214. Z. 17, statt dieser, lies derselbe.
S. 215. Z. 14, statt letzte, lies allerletzte.
S. 216. Z. 12, statt der ganzen Versammlung, lies den Mitgliedern der Versammlung.



